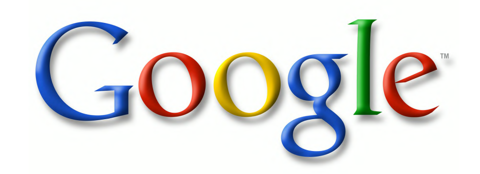
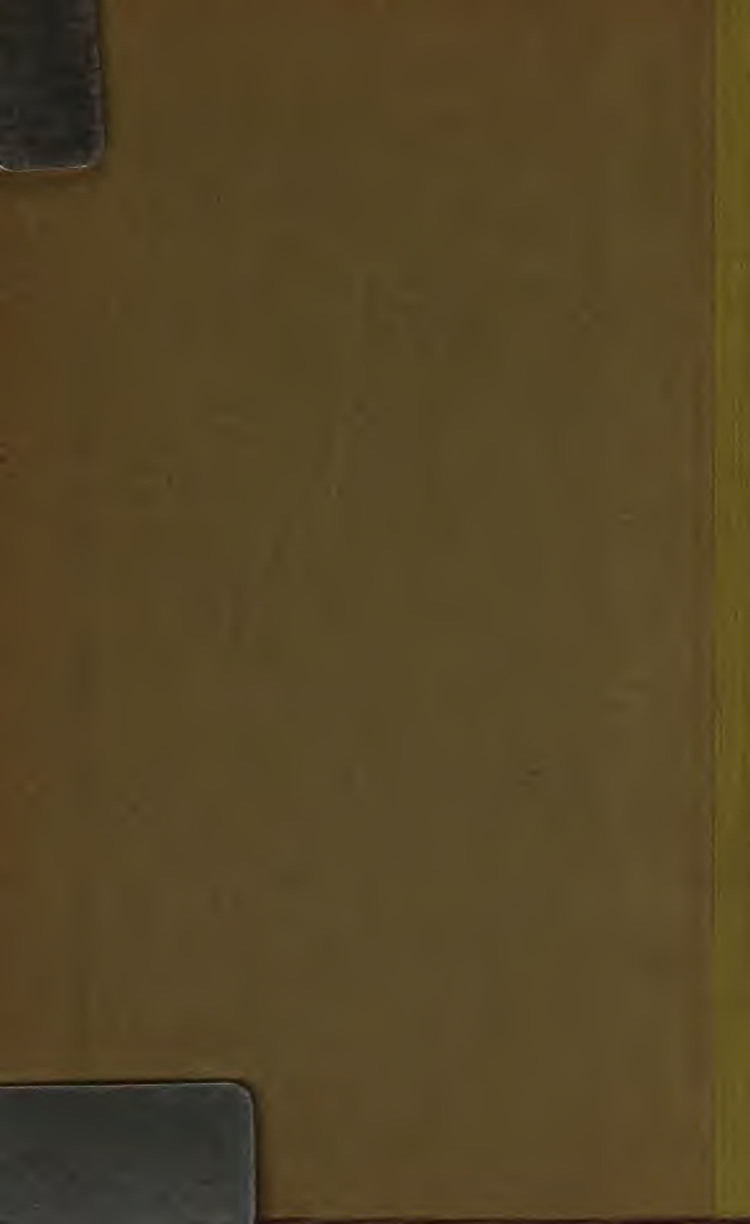
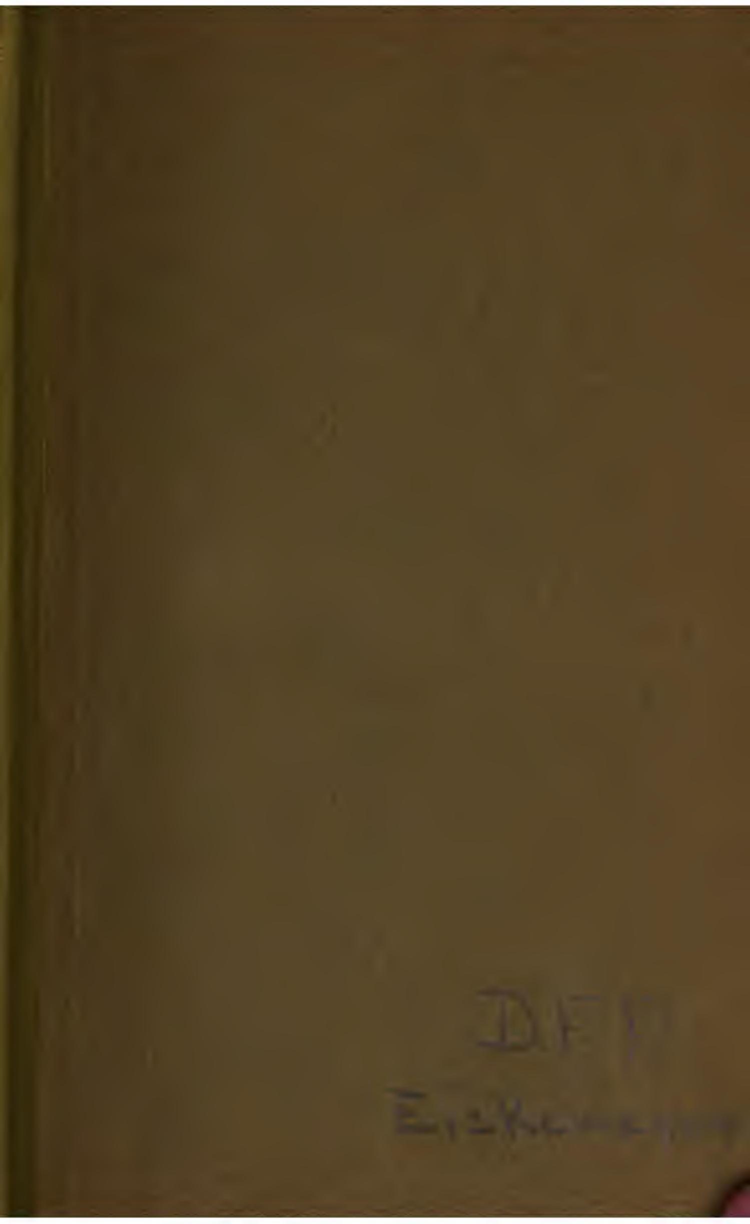
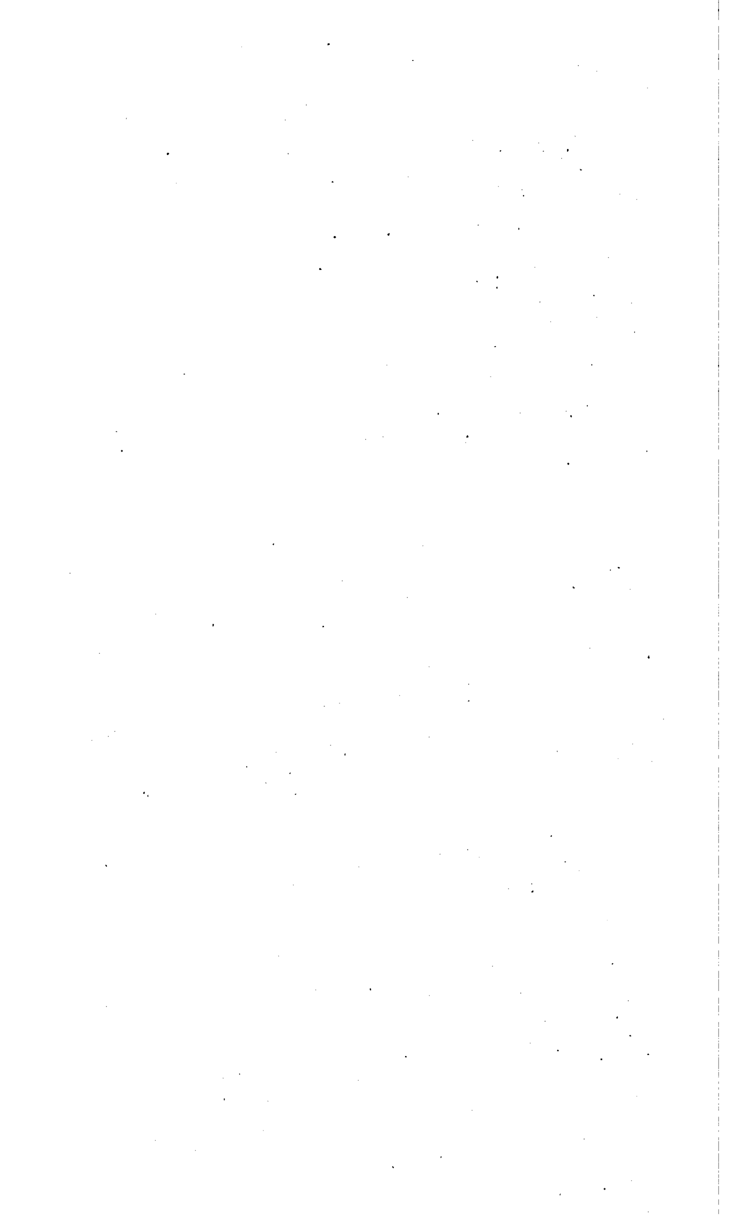
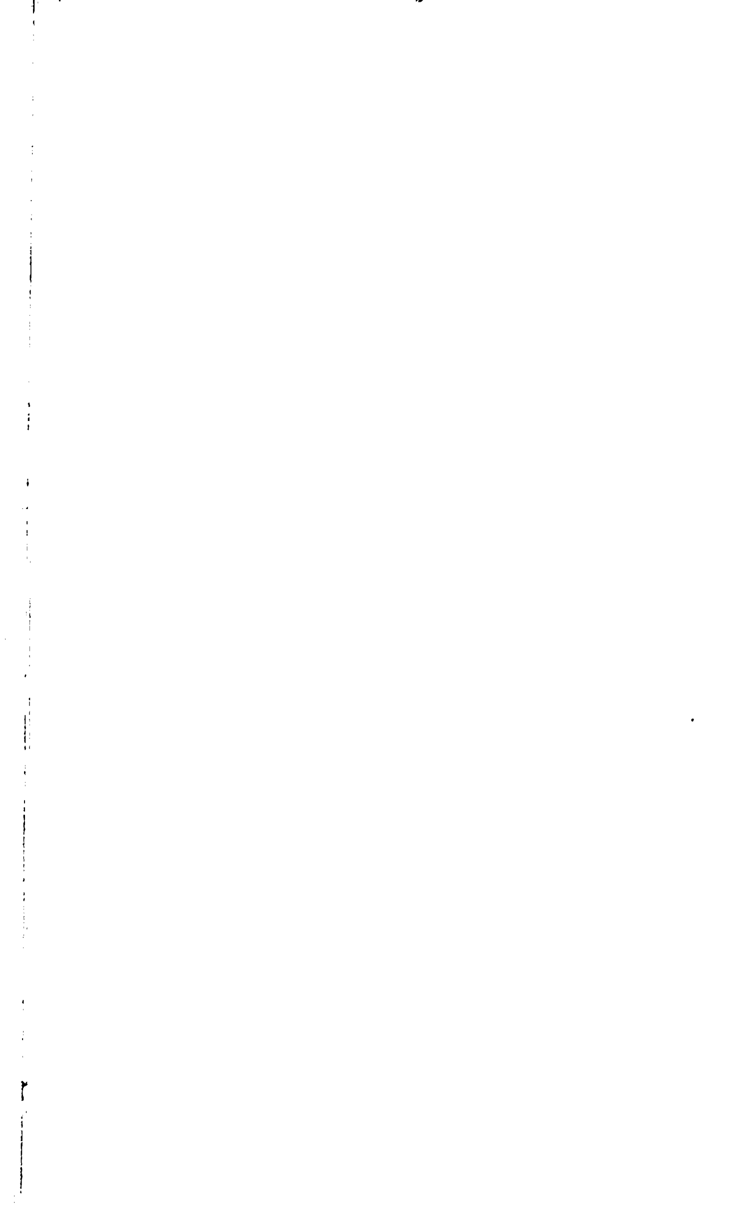
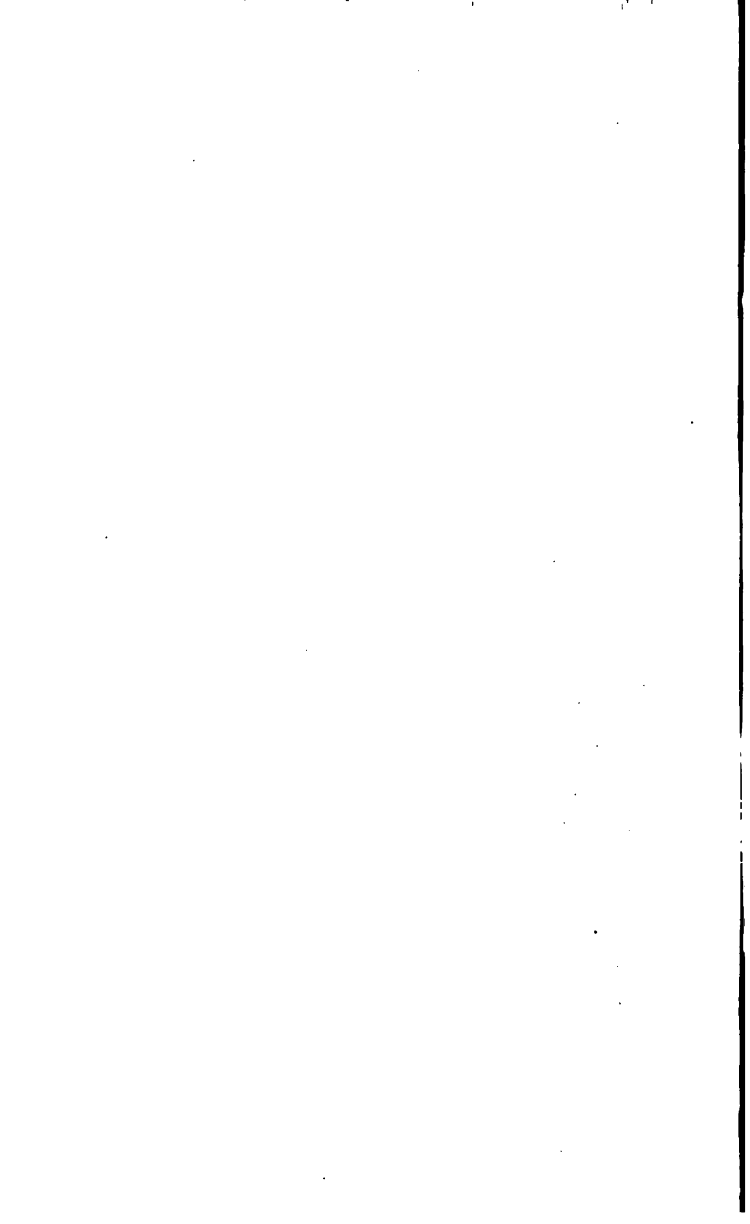












Denkwürdigkeiten

des

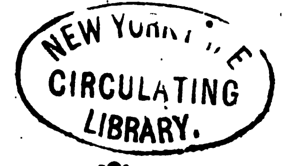
Generals Eickemeyer,

ehem. kurmainz. Ingenieur=Oberstlieutenants, sodann im Dienste der französischen Republik.

Herausgegeben

von

Heinrich Koenig.

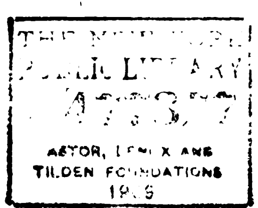


Frankfurt am Main.

Literarische Anstalt.

(J. Rütten.)

1845.





Vorwort

des Herausgebers.

Von handschriftlichen Denkwürdigkeiten, die der General Eickemeyer hinterlassen habe, erhielt ich die erste Nachricht durch meinen verehrten Freund Varnhagen von Ense. Ich suchte eben zur Erforschung des mainzer Lebens unter dem letzten Kurfürsten und in den Tagen der dortigen Klubisten nach Quellen aus jener Zeit. Die Handschrift wurde mir mit großer Bereitwilligkeit anvertraut, und nachdem ich sie eingesehen und zu Notizen benutzt hatte, erfolgte eine Anfrage wegen Veröffentlichung derselben. Für eine solche hatte sich schon Varnhagen gegen mich ausgesprochen, und ich selbst hatte mich nun überzeugt, wie interessant für ein größeres Publikum diese Mittheilungen eines merkwürdigen Mannes sein würden. Sie sind nämlich in so gutem Sinne

niedergeschrieben und führen uns an so ehrlicher Hand durch einen bewegungsvollen Abschnitt der Revolutionszeit, daß sie nicht nur eine anziehende Unterhaltung gewähren, sondern auch für den Freund der Geschichte in einzelnen, oft sehr charakteristischen Zügen das Bild jener für Deutschland so verhängnißvollen Tage vervollständigen helfen. Pikant sind die Schilderungen aus dem mainzer Leben unter den zwei letzten Kurfürsten, charakteristisch der Feldzug der „Pfaffensoldaten" gen Lüttich, aus der Quelle geschöpft die Nachrichten von dem vorbedeutsamen Fall der Reichsfeste Mainz; und was der Erzähler aus seinen Feldzügen am Nieder- und Oberrhein, in Süddeutschland und der Schweiz mittheilt, gewährt, wenn auch keine neuen, wichtigen Aufschlüsse über die ersten revolutionären Heimsuchungskriege der Franzosen, so doch Skizzen aus dem damaligen Leben, Silhouetten eigenthümlicher Persönlichkeiten jener Zeit, Rückblicke auf einen glücklich durchschifften, von widerstrebenden Leidenschaften aufgerührten Abgrund des Jahrhunderts.

Hier hat nun aber der General Eickemeyer, wenigstens bei den Lesern, denen er nicht etwa

eine ganz unbekannte Persönlichkeit ist, wahrscheinlich noch das Vorurtheil gegen sich, für den Verräther der Festung Mainz und der damaligen deutschen Sache an die Franzosen angesehen zu werden. Diesen Lesern mögen die Denkwürdigkeiten noch besonders als Rechtfertigung des Erzählers dienen. Sie werden ihn als Ehrenmann kennen lernen; vorausgesetzt natürlich, daß sie seine Erzählung von der Uebergabe der Festung Mainz mit Vertrauen aufnehmen. Dies Vertrauen aber zu erwecken, ist gerade die Absicht meines Vorwortes. Mag es darum zugleich als ein Fürwort gelten.

Die Festung Mainz, dies große Bollwerk des deutschen Reiches gegen Frankreich, war am 21. October 1792 ohne eigentliche Belagerung, mithin ohne Vertheidigung, auf die erste Aufforderung des französischen Generals Custine, eines noch unbekannten Kriegers von eben nicht schreckhaftem Namen, übergeben worden. Ein solcher Fall war unbegreiflich. Und wer dieß Ereigniß nun nicht als nothwendige Entwicklung aus den durchfaulten mainzer Zuständen begreifen konnte, suchte nach einem äußern, dem Volke faßlichen Anstoß.

Verrath mußte es gethan haben, Verrath im groben Sinne des Wortes. Denn im tieferen Sinne war das Benehmen des Kurfürsten und seiner Umgebung bei Annäherung des Feindes und schon vorher, — war das Betragen der Commandanten und Offiziere der Festung wirklich ein Verrath an Pflicht und Ehre zu nennen.

Da trat nicht lange nach der Uebergabe der Festung der kurmainzische Ingenieur-Oberstlieutenant Eickemeyer in französische Dienste über, und — nun war der Verräther auch bezeichnet! Vielleicht zwar hat Eickemeyer durch diesen Schritt den Verdacht nicht sowohl erst erregt, als vielmehr bestätigt und zu einer lauten Beschuldigung getrieben. Mir wenigstens scheint es so. Man hat nämlich eine „Darstellung der Mainzer Revolution, oder umständliche und freymüthige Erzehlung aller Vorfallenheiten u. s. w.," ein Buch, das schon im Jahre 1793 bereits in zweiter Original-Auflage bei Gottlob Pech zu Frankfurt und Leipzig gedruckt, vor mir liegt. Dies mit seinen Beilagen 1038 Seiten starke Werk ist schlecht und leidenschaftlich geschrieben, wie mir scheint von einem

mainzer Beamten, einem eifrigen und etwas beschränkten Anhänger der alten Regierung. In seinen, den „Vorfallenheiten“ an der Ferse nachgehenden Mittheilungen hat es der Erzähler gleich anfangs auf Eickemeyer und den Arzt Wedekind abgesehen. So weiß er schon am 8. Oktober, als Custine mithin noch nicht über Worms herab gekommen war, daß jener, seiner tüchtigen Kuren und uneigennützigen Hülfe wegen damals in Mainz beliebte Arzt Wedekind spät am Abende jenes Tages von einem „vorgeblichen“ Krankenbesuche über Land zurück geritten sei und sich sehr ängstlich an zwei von Weißenau nach der Stadt wandelnde Bürger angeschlossen habe. Diese guten Leute hätten die Bangigkeit des Arztes keiner „inneren Unruhe über eine sich selbst bewußte schlechte Handlung“ zugeschrieben; sie hätten auch nichts Arges dabei gedacht, als Oberst-Lieutenant Eickemeyer zu Pferde am Thore gehalten und der Arzt Wedekind sich ihm zugesellt habe, ja sogar mit ihm zwischen die Festungswerke geritten sei, obschon sein Gaul schon sehr matt gewesen und „zwei hintere Hufe verloren gehabt habe.“ Was

aber die guten Bürger nicht vermuthet haben, weiß unser Erzähler sehr genau. Ihm genügt es nicht, daß ein gesuchter Arzt vom Land geritten kömmt, — ein höherer Offizier zur Zeit der Annäherung eines Feindes die Festungswerke umreitet, nein, jener muß noch Spionage in der Tasche, dieser den geladnen Verrath in der Halfter mit sich führen. Einer muß auf den Andern gewartet haben und die Uebergabe der Festung wird nun auf anderthalb Pferden abgekartet.

Dieser Zug, frisch aus einer Quelle der damaligen Zeit geschöpft, scheint mir nicht unbedeutend. Man hat also in verschiedenen Kreisen von Mainz schon vor der Ankunft des Feindes gewisse Männer mit mißtrauischem Auge angesehen. Um dies zu begreifen, ohne es unbedingt auf Rechnung jener Männer selbst zu setzen, darf man nur den flüchtigsten Blick in die mainzer Verhältnisse von damals werfen.

Der Kurfürst Erthal, voll eiteln Ehrgeizes, hatte sich von Preußen für den Fürstenbund gewinnen lassen und hielt es, zum Aerger seines Kapitels, mit diesem protestantischen Hofe. Dies rief natürlich in seiner nächsten Umgebung eine

Opposition im östreichischen Interesse hervor, an deren Spitze der Domherr Graf von Waldern- dorf stand. Dieser sogenannten emmerizianischen Partei hingen auch die heimlichen Illuminaten unter den Gelehrten an, — jene Männer, die sich nach der Uebergabe von Mainz in einen Klub zusammen thaten, nachdem sie vorher schon, in der Lesegesellschaft bei Buchhändler Sartorius, einander angezogen hatten. Die Bürgerschaft, so weit sie nicht etwa unmittelbar vom Hofe lebte, war, besonders auch durch Einflüsterung der Mönche, gegen ihren Fürsten eingenommen, seit- dem er von seinen frühern strengkatholischen Grund- sätzen — oder besser zu sagen Formen abge- gangen war, Protestanten an die hohe Schule berufen hatte und unsinnig verschwendete. Die bevorzugten und oft besser besoldeten Protestanten waren der eingebornen mainzer Beamtenschaft ein Dorn im Auge und man traute ihnen nicht über den Weg. In diesem Kreise beneidet und bearg- wohnt, von dem ungebildeten Handelstande nicht geschätzt und aus Intoleranz gescheut, von einem brutalen, ununterrichteten und der Wissenschaft abgeneigten Adel verschmäht, fühlten sich die Ge-

lehrten der Universität, bei aller Gunst des Kurfürsten, wenig befriedigt und fast ohne alle gesellschaftliche Stellung. So empfänglicher waren sie mithin für die ersten Verkündigungen der französischen Revolution. Sie sahen mit strahlender Stirne dieser großen Entwickelung entgegen und empörten dadurch die deutschgesinnte Partei in Mainz. Dazwischen wimmelte es von Emigranten, die den bethörten Kurfürsten in's Gesicht Papa grüßten und hinter seinem Rücken verspotteten, — ein freches, hochfahrendes Völkchen, das den ehrlichen Bürger anekelte, während es den drohenden Groll des demokratischen Frankreichs gegen Mainz reizte.

So lagen also alle Verhältnisse zerklüftet, alle Interessen standen in Spannung und drohten sich im Egoismus der Einzelnen abzuschlaffen. In den untern Kreisen herrschte Mißtrauen, in den obern Regionen Intrigue. Forster schreibt schon unterm 5. Febr. 1791 an Jakobi: „Unsere Politik ist, alle Leute zu betrügen, mit allen zu negociiren und keinem Wort zu halten.“ Und von den Mainzern sagt er: „Im mainzischen Volks-

charakter liegt eine Unentschiedenheit, die sich leicht auf Extreme leiten läßt.“ —

Zu dieser Zerrissenheit der politischen Verhältnisse rechne man nun noch die geistlich-aristokratische Sittenfäulniß des damaligen mainzer Hofes, die das ganze Volksleben durchzogen hatte, und lasse nun die Franzosen sich von Straßburg her rheinabwärts in Bewegung setzen. — „Mainz,“ — erzählt Forster in seiner Darstellung der Revolution in Mainz — Mainz, „dessen Gräben der Kommandant seit langen Jahren mit Rebengeländern und Küchenkräutern bepflanzt, auf dessen Schanzen und Glacis der Kurfürst und die Stadtbewohner ihre Gärten und Lusthäuser angelegt hatten, sollte jetzt gegen einen möglichen, wiewol noch unwahrscheinlichen Angriff der französischen Freiheitsverfechter in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Der Kurfürst brachte eine Kriegskasse von ein paarmal hunderttausend Gulden zusammen, wozu der mainzische Adel und die Geistlichkeit freiwillig beitragen — mußten. An diesen Fond verkaufte er aus seinen Waldungen die zur Festung erforderlichen Pallisaden und gewann vermittelst dieser Finanz-Operation eine ansehnliche Summe,

anstatt sie als Beitrag zu den Kriegsbedürfnissen sich kosten zu lassen."

Und lasse dann die Franzosen wirklich anrücken. — „In keines edeln Mainzers Seele kam der Gedanke: Widerstand; jeder dachte zuerst auf Rettung seines Eigenthums, als hätte er vom Staat und seiner Pflichten gegen denselben, im Zeitpunkt der gemeinschaftlichen Noth und Gefahr, in seinem Leben nichts gehört," — erzählt Forster weiter und malt als guter Augenzeuge die allgemeine Flucht — vom Kurfürsten bis zum Domicellaren und Kanonikus, vom Premier-Minister bis zum Kammerjunker, vom Majoratsherrn bis zum kleinsten Nebensprößling, — alle mit einer Feigheit, die wirklich tief unter dem Spott ist, auf ein bloßes Gerücht entflohen! Der Kurfürst hatte sogar, wahrscheinlich in der Zerstreuung, die Pupillen- und Waisenkasse-Gelder mitgenommen. — „Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Personen und Güter, und die zuletzt Abgehenden schätzten sich glücklich, um zehnfach den Preis, den es die ersten gekostet hatte, fortzukommen. Mehr als 200,000 Gulden gingen zur Bestreitung dieser schleunigen

Reise aus den Koffern der Fliehenden in die Hände der arbeitenden Klassen, — und mit der Hälfte dieser Summe, jetzt noch dargeliehen, hätte man Mainz in einen Vertheidigungsstand gesetzt, der es vor dem Angriffe eines fliegenden Corps vollkommen sichern konnte." —

Braucht man da noch eines besondern Verraths, um den Fall von Mainz zu begreifen? Nun, so lese man in den nachfolgenden Denkwürdigkeiten das Benehmen derer, welchen die Vertheidigung der Festung zunächst oblag. Beim ersten Kanonenschuß, der aus blindem Lärm geschah, nahmen die zur Besatzung der Reichstruppen gehörigen Weilburger so schnöden Reißaus, daß die noch immer launigen Mainzer jeden Fliehenden einen „Weilburger" nannten. Die Offiziere der Festungswerke klagten, ehe noch so zu sagen ein ernstlich-gemeinter Kanonenschuß gefallen war, über unerträgliche Strapazen; der Generalfeldmarschall-Lieutenant v. Rüdt, einer von den zwölf Generalen der Mainzer Armee von 3000 Mann, ließ sich, als Custine angerückt war, im Commando des Forts Hauptstein ablösen, weil er in der Nacht von einem

Falle sich am Fuß wehe gethan hatte. — Man lese ferner vom abgehaltenen Kriegsrath bei der Aufforderung Custines zur Uebergabe. Eickemeyer war unter der hochadelichen Generalität der einzige Offizier, der für die Behauptung der Festung stimmte. Warum that er das, wenn er Mainz in die Hände der Franzosen zu spielen dachte? Warum ersparte er sich selbst nicht den leidigen Verrath, wenn die Feigheit Anderer zu demselben Ziele führte?

Aber ist es denn auch so richtig mit seiner muthigen Abstimmung? Er erzählt es freilich von sich selbst!

Und Einer seiner Gegner und Beschuldiger bestätigt es!

Als Verfasser der Schrift: „Der Untergang des Churfürstenthums Mainz, von einem churmainzischen General, herausgegeben von Neigebauer, Frankfurt 1839", wird Franz Ludwig Graf von Hatzfeld bezeichnet. Es ist derselbe, der nach Eickemeyers Erzählung im Kriegsrathe zuerst und ohne weiteres für die Uebergabe von Mainz stimmte und er selbst gibt zu, daß Eickemeyer —

damals nicht mehr am Leben — gegen die Uebergabe gestimmt habe. Doch wäre dies nur kurz und allgemein geschehen, meldet er, ohne daß Eickemeyer habe nachweisen können, durch welche Mittel und Vorkehrungen die Festung zu halten sei. Dabei habe derselbe auch bloß die Absicht gehabt, Festung, Garnison und Bürgerschaft dem Feind ohne Bedingung in die Hände zu liefern.

Daß Eickemeyer diese Absicht dem Herrn General anvertraut habe, bezweifle ich sehr. Es ist also doch nur eine Vermuthung des v. Hatzfeld, und zwar eine durch Nichts unterstützte Vermuthung, die daher auch in sich zusammenfällt. Ja, der General hilft sie selbst wieder wegräumen. Denn er erzählt weiter, daß man nach gefaßtem Beschlusse zur Uebergabe der Festung den Oberst-Lieutenant Eickemeyer, der nämlich gut französisch sprach, als Parlementär in's feindliche Lager geschickt habe, und setzt hinzu, — die Verrätherei desselben sei so fein angelegt gewesen, daß man sie gar nicht habe vermuthen können.

Wie früh und auf welchen Wegen man end-

lich doch hinter diese so feine Verrätherei gekommen, weiß uns der General v. Hatzfeld nicht zu sagen. Vielleicht kam er selber nicht eher dahinter, als bis er fremder Schultern bedurfte, um den immer lauter gewordnen Vorwurf der Uebergabe, der mit auf ihm lastete, wo möglich von sich abzuwälzen. Denn gerade er hatte sich ja zuerst für die Capitulation erklärt. Daß der General Hatzfeld im Kriegsrathe nur ein muthiges Wort zur Vertheidigung von Mainz, oder ein entrüstetes über die schlechten Vorkehrungen dazu habe fallen lassen, wird nirgends in jenem Buche gemeldet, das, ohne Hatzfelds Namen erschienen, keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, des Generals v. Hatzfeld rühmend zu gedenken. Vielmehr wird sich etwas gereizt gegen jede Meinung ausgesprochen, welche die Nothwendigkeit der Uebergabe nicht einsehen will. Begreiflich! Der anonyme Verfässer spricht eben für etwas, dessen Schuld er getheilt hat.

Wenn nun aber solche Nothwendigkeit der Uebergabe aus Mangel zureichender Vorkehrungen gegen eine wirkliche Belagerung bestand: wozu bedurfte man noch eines Verräthers? —

Auch diesem möglichen Einwand weiß der General v. H. zu begegnen. Der Festungs-Commandant, General v. Gymnich, habe nämlich aus Mangel an nöthigen Kenntnissen, da er von Fortification und Vertheidigungskunst keine Sylbe verstanden, sich dem sehr fähigen und geschickten Eickemeyer in die Arme geworfen, und dieser, über frühere Zurücksetzung mißvergnügte Mann habe nun seinen feinen Verrath als ein Werk des Gouverneurs angelegt. —

„Gut gebrüllt, Löwe!“ Wenn man nur nicht aus andern Quellen wüßte, daß Hatzfeld wegen einer früher bei Hofe statt gefundnen Bevorzugung seines Generalitäts-Collegen Gymnich diesen Mann bitter haßte; was sich auch an vielen Stellen des v. Hatzfeld'schen Buches verräth; nicht wüßte, daß die schmähliche Vernachläßigung der Veste doch nicht dem — zum Gehorchen und Ausführen berufenen Ingenieur Eickemeyer zur Last gelegt werden kann, der sich übrigens auch in Mainz nicht so übel gestellt und gehalten fand.

Dennoch müssen auch jene unzulänglichen, — wie Hatzfeld behauptet, gegen eine bloße Ueberrumpelung ausgeführten Vorkehrungen nicht

so schwach gewesen sein, wie eben die commandirenden Generäle. Denn Hatzfeld erzählt selber, daß die Offiziere der östreichischen Mannschaft, die kurz vorher nach Mainz gezogen war, während der Unterhandlung zur Uebergabe, beim Commandanten hätten anfragen und erklären lassen, sie würden sich durchaus nicht als Kriegsgefangne ergeben, noch irgend Bedingnisse eines Abzugs anerkennen.

Woher denn solcher entrüstete Muth, wenn man sich in der Festung schlechterdings nicht halten konnte? — Auch trauten die Oestreicher den beruhigenden Zusagen des Commandanten nicht und zogen, sobald die Uebergabe beschlossen war, mit klingendem Spiel über die Rheinbrücke ab.

In solchen Widersprüchen und Verwirrungen gewährt ein Verrath die einfachste Auskunft. Der General v. Hatzfeld war vielleicht auf richtigem Wege, wenn er solchen im Büreau des französischen Gesandten Villars suchte. Dieser, behauptet v. Hatzfeld, habe während seines Aufenthalts in Mainz die Schwäche der Festung (und wahrscheinlich der mainzer Generalität!) so wie die Unzulänglichkeit der Ausbesserungen

genau beobachtet und an den National-Convent berichtet; so daß Cüstine mit guter Zuversicht habe heran rücken können, obschon er nur 16 bis 18,000 Mann stark gewesen und bloß 12pfündige Kanonen als schwerstes Geschütz zur Belagerung mitgebracht habe.

Dieser diplomatische Verräther Villars mag dem Erzähler so lange genügt haben, bis späterhin Eickemeyer sich von Cüstine für französischen Dienst gewinnen ließ. Nun konnte man diesem vollends aufbürden, was man Drückendes im eignen Bewußtsein trug.

Und doch ist es so begreiflich, daß Eickemeyer damals französische Dienste nahm! Abgesehen davon, daß Paris sich an der Begeisterung so vieler Deutschen für die revolutionären Ideen während der ersten Phase der Revolution noch nicht versündigt hatte, — was blieb einem fähigen Manne, der sich zum Soldaten berufen und gebildet fühlte, in Mainz zu hoffen übrig, nachdem durch die Flucht des Fürsten, des Adels und der Behörden der alte Staat zusammen gebrochen und jede Aussicht verschüttet war, auch eine Rückkehr der alten Verhältnisse gerade den gebil-

deten Männern weniger wahrscheinlich, als eine Verbindung mit Frankreich wünschenswerth vorkam? Uebrigens fand Eickemeyer nicht gleich bei seinem Eintritt in französische Dienste seine, etwa durch Verrath bedungene, — sondern erst später durch bewährte Tüchtigkeit erworbene Beförderung zum General.

Von einem solchen Verrath oder auch nur von einem Gerüchte darüber weiß denn auch Forster, als Augenzeuge jener mainzer Tage, vor Eickemeyers Dienstannahme gar nichts, sondern gibt diesem Manne unterm 26. Oktober, also n a ch dem Einzuge der Franzosen, in einem Brief an Huber, den nach Frankfurt entflohenen sächsischen Gesandtschafts-Sekretär in Mainz, ein unwillkürliches Zeugniß. „Gestern, mein Lieber“ — schreibt er nämlich — „konnte ich nicht noch einmal schreiben, weil ich dem concilio generali der Universität beiwohnen mußte, und hernach Vogt, Blank, Weidmann, E i c k e m e y e r und Dr. med. Metternich bei mir waren, lauter Leute, die nicht schwärmen wollen, aber entschlossen sind, z u m B e s t e n z u a r b e i t e n.“

Ein andres öffentliches Zeugniß zu Eicke-

meyers Gunsten, in den „Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, herausgegeben durch Friedrich Hurter, Schaffhausen 1840“, möchte kaum anzurufen sein, wegen so mancher Ungereimtheiten und Unrichtigkeiten, die Varnhagen v. Ense schon diesem Buche nachgewiesen hat. Der Verfasser, ein kleiner diplomatischer Beiläufer nach dem Zuschnitte von damals, spricht Eickemeyern von dem ihm vielfach aufgebürdeten Vorwurfe ausdrücklich frei und wälzt den, auch ihm unzweifelhaften Verrath sogar auf den damaligen preußischen Residenten von Stein in Mainz. Dieser soll von den mit ihm Einverstandnen im Berliner Cabinet Weisung gehabt haben, Mainz in Cüstines Hände zu spielen, um durch diesen wichtigen Verlust das stumpfgewordne Preußen zu fernerer Theilnahme am Kriege gegen Frankreich aufzustacheln. — Diese „Faselei,“ wie es Varnhagen nennt, verdient um so weniger Beachtung, als der Mittheilende sogar in der Person des Residenten irre ist und den Landjägermeister v. Stein mit dessen jüngerem Bruder, dem berühmten Minister, verwechselt. — Daß

übrigens die mainzer Generale sich auf den preuß. Residenten v. Stein als einverstanden mit der Uebergabe von Mainz berufen haben, erzählt Eickemeyer in den nachstehenden Denkwürdigkeiten.

Das meiste Vertrauen in seine Ehrenhaftigkeit gewinnt Eickemeyer bei Unbefangnen durch sich selbst, in dem Ton und den Urtheilen, an denen der Leser sich in den nachfolgenden Denkwürdigkeiten erfreuen wird. Was E. dort dem Generalmajor v. Faber zur Vertheidigung der Festung zu bedenken gibt, ist so planmäßig, daß — wenn er es etwa nicht selbst vorgebracht haben sollte, den Generalen nicht zu verzeihen wäre, es nicht aus freien Stücken eingesehen zu haben. Nirgends trifft man den Erzähler auf einem leidenschaftlichen Standpunkt, auf einem jähen oder übelwollenden Urtheil, selbst auf keiner für damals so gewöhnlichen blinden Voreingenommenheit für die Franzosen. Ueberall begegnet man einem unterrichteten Manne, einem gebildeten Geist, einem rechtschaffenen Herzen. Man sieht, daß er seine Erinnerungen erst später, in der Muße und ländlichen Zurückgezogenheit seines Alters, und mit jener einfachen Lebensweisheit nie-

dergeschrieben hat, die sich in den letzten Zeilen seiner Handschrift ausspricht.

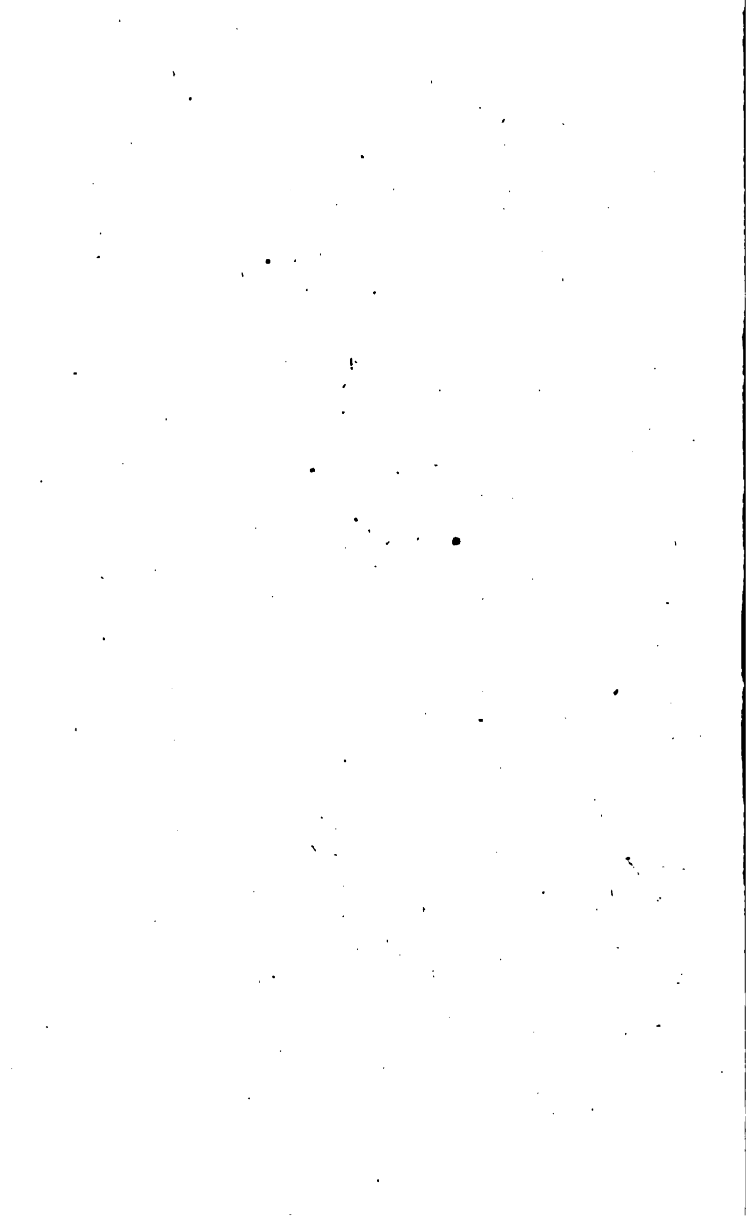
Die laut und lauter gewordene Beschuldigung eines verrätherischen Einverständnisses mit Custine veranlaßte Eickemeyern im Jahre 1795 eine Denkschrift — die Uebergabe von Mainz betreffend — heraus zu geben, in welcher er die Statthalter von Mainz, die Mitglieder des Kriegsrathes und jeden Unterrichteten aufforderte, seine Rechtfertigung zu widerlegen. Keine Widerlegung erfolgte und die Denkschrift selbst soll durch Ankauf der ganzen Auflage verschwunden und nur noch in v. Schlözers Staatsanzeigen aufbewahrt sein. — Die anonyme Schrift des v. Hatzfeld mit ihren Beschuldigungen erschien, wie schon bemerkt, erst vor etlichen Jahren: die Selbstvertheidigung aber, die der dortmalige Festungs-Commandant von Gymnich schon frühe herausgab, legt Eickemeyern nichts zur Last. Nur wollte es dieser gewiß unterrichtete Mann mit der Regierung, die freilich wegen Vernachlässigung und Verwahrlosung der Festung so viel zu verantworten hatte, nicht verderben; daher er in wichtigen Stücken so Manches vorbrachte, was — wie man zu sagen pflegt — nicht gehauen und

nicht gestochen war, was mithin den Fall von Mainz nicht befriedigend erklärte. So mögen denn die Leser mit Vertrauen Eickemeyer's Mittheilungen hinnehmen und ihn durch seine eignen Eröffnungen als ehrlichen Mann kennen lernen. Neben dem Degen hat er auch die Feder geführt und er wird gelegentlich selbst melden, welche Feldzüge er als Schriftsteller unternommen. Hier sei nur voraus bemerkt, daß er schon im Jahr 1787 einige von der Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgestellte Preisfragen beantwortet und die Preise erhalten hat, namentlich in zwei Abhandlungen „über die Erbauung der Dörfer" und über den „Straßenbau in Sandgegenden." Beide sind in Frankfurt bei Varrentrapp und Wenner erschienen. Eine dritte gekrönte Abhandlung „über die Einschließung der Landstädte und andere offne Orte" erschien im Jahr 1792 zu Mainz in der Universitäts-Buchhandlung.

Fulda, 2. April 1845.

H. Koenig.

Erstes Buch.



Viele haben Denkschriften über ihr politisches Leben oder auch nur über ihre Privatverhältnisse hinterlassen, und Mancher mag wohl hiebei hauptsächlich seine persönliche Wichtigkeit im Auge gehabt haben. Allein wie Vieles kann für uns und unsere Angehörigen wichtig sein, ohne für das große Publikum Interesse zu haben! Wie Vieles erregt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, was für die Nachkommen gleichgültig bleibt! Doch sind auch solche Schriften nicht ohne allen Nutzen. Aus vielen einzelnen, an sich oft sehr unbedeutenden Nachrichten, die sie enthalten, lernen wir die herrschend gewesenen Meinungen, Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise genauer kennen, als aus der eigentlichen Geschichte, die sich meistens an das politische Leben in allgemeiner Betrachtung hält.

Aus diesem letzten Gesichtspunkte mögen die vorliegenden Blätter beurtheilt werden, wenn sie

je einmal den engen Kreis meiner Angehörigen und Freunde verlassen sollten, um die Theilnahme der Zeitgenossen anzusprechen. —

Jene, denen ihr Glücksstern über den Stand ihrer Vorfahren hinaus geleuchtet hat, schweigen gern von denselben. Mir, bei dem dieses der Fall nicht ist, wird man es zu gut halten, wenn ich hier mit einigen Worten meiner Voreltern gedenke.

Von väterlicher Seite stamme ich von einer bürgerlichen Familie aus Duderstadt im Eichsfelde. Es wäre mir leicht, nach den Bürgerlisten und Taufbüchern die Ringe meines Stammbaumes drei Jahrhunderte rückwärts zu zählen, also viel weiter, als manche hochgräfliche oder selbst durchlauchtige Familie, deren es heut zu Tage so viel nagelneue gibt, sich ausweisen kann; allein da dieß für mich und vollends für den Leser von keinem Interesse sein würde: so bemerke ich hier nur im Allgemeinen, daß sich in der Zahl meiner Ahnherrn viele Glieder des hochweisen Rathes, mehre ehrwürdige Pfarrherrn, Advokaten und Prokuratoren, selbst Amtleute und Doktoren beider Rechte, aber auch Gewürzkrämer, schlichte Landwirthe und Handwerker

befunden haben. Obgleich aber unter diesen letztern mancher nicht minder würdige Mann, als die Betitelten, gewesen sein mag: so gerieth doch meine selige Tante, die unlängst als eine ehrsame Jungfer von etlichen und achtzig Jahren gestorben ist, in nicht geringe Verlegenheit, wenn von denselben die Rede war. Denn sie hielt auf Stand, und ich habe sie oft sagen hören, daß ihr weder der Rhein noch der Main hinwegwaschen könne, daß ihre Großmutter von väterlicher Seite aus einer adlichen Familie der Hottentotten (Huguenotten, meinte sie) abgestammt sei. —

Ich komme nun zu den Vorfahren meiner Mutter, und zwar von ihrer mütterlichen Seite. Hier würde es freilich etwas schwer halten, mit der Ahnenprobe weiter als bis zum Ur-Urälter-vater hinauf zu steigen. Er war ein Müller im Rheingau, und man weiß nichts Besonderes von ihm, als etwa, daß er vier Weiber begraben ließ und die fünfte nahm. Sein Name war Detz, welches in der Landessprache so viel als Zitze, nämlich das Ende des Euters bedeutet. Einer seiner Söhne wurde Schreiber des löblichen Gerichtes. Er

gab, nach der damaligen Sitte der studirten Leute, seinem Namen eine lateinische Endung und schrieb Decius. Durch diese glückliche Wendung brachte er nicht nur das häßliche Detz hinweg, sondern erinnerte auch an die Sippschaft des weiland berühmten römischen Kaisers Decius.

Jener Gerichtsschreiber hatte einen Sohn, welcher Hauslehrer bei einem mainzer Rath wurde und, ähnlich dem Patriarchen Jakob, nach zwölf- bis vierzehnjährigem Dienste, die schöne Tochter, meine selige Urgroßmutter, die zwar nicht Rachel, sondern Fides hieß, zum Lohn erhielt. Er starb als Doktor juris und hinterließ seine Wittwe mit fünf Söhnen und einer Tochter. Erstere traten insgesammt in den geistlichen Stand, und da es sich fügte, daß dem Jüngsten, als er seine erste Messe las, die vier andern, welche bereits Priester waren, servirten; so wurde dieses als eine der glücklichsten Begebenheiten angesehen, woran die ganze Stadt Mainz Theil nahm. Die Kirche war mit Leuten aus den höhern Ständen angefüllt, und der Kurfürst selbst ließ der Mutter Glück wünschen, diese ganz besondere Gnade Gottes erlebt zu haben. Indeß waren vier dieser

Brüder Mönche, also nutzlose Leute, und nur einer, mein Taufpathe, stand als Weltpriester im Dienste des Staates. Er wurde einigemal in kirchlichen Angelegenheiten nach Rom gesandt, war erzbischöflicher Official, besaß reichliche Pfründen und stand auf dem Punkte, Bischof in Partibus zu werden, als ein Mißgeschick, woran ich, leider! obgleich schuldlos, Mitursache war, seinen Tod beschleunigte. Der Fall war folgender.

Nebst andern Eigenschaften, die gewöhnlich bei gutmüthigen Leuten vorherrschend sind, war mein Großonkel auch dem schönen Geschlechte sehr ergeben dabei selbst ein hübscher Mann und angenehmer Gesellschafter. Dennoch war er in dem besten Rufe eines exemplarischen Geistlichen bis zum Herbste seines Alters vorgerückt, als ein adliches, aber sehr armes Fräulein aus Franken, das von der lutherischen zur katholischen Religion übergehen wollte, an ihn empfohlen ward. Ich kann mich ihrer noch sehr lebhaft erinnern. Sie mochte damals achtzehn bis zwanzig Jahre alt gewesen sein, — eine Gestalt, die dem besten Bildhauer zum Modell einer Nektar kredenzenden Hebe hätte dienen können. Gewiß eine

würdige Schülerin für meinen Großoheim, der sie denn auch, um sich dem Bekehrungsgeschäfte ungestört widmen zu können, zu sich ins Haus nahm. Auch machte sie so gute Fortschritte, daß sie nach wenigen Monaten würdig gefunden wurde, in den Schooß der allein seligmachenden Kirche aufgenommen zu werden. Im Kreise einer zahlreichen Versammlung entsagte sie der Ketzerei, legte das Bekenntniß ihres neuen Glaubens ab, und ihr Lehrer schloß die fromme Handlung mit einer erbaulichen Rede.

Nicht lange nachher fügte es sich, daß ich in meines Großonkels Hauskapelle, welche mit der Stiftskirche zu unserer lieben Frau, wo er Dechant war, in Verbindung stand, mit der Neubekehrten dem Nachmittagsgottesdienste beiwohnte. Ich war damals noch ein Knabe, kam aber, so oft ich mich in ihrer Nähe befand, in eine sonderbare Verlegenheit, worüber ich keine Ursache anzugeben wußte. Dieses war ihrem weiblichen Scharfblicke nicht entgangen, und es schien ihr jetzt, wo wir beide allein, und die auf die Kirche gerichteten Fenster mit Gitterwerk versehen waren, der rechte Ort und Augen-

blick, um mich über meinen Gemüthszustand etwas näher zu befragen. Es kam bald von Neckereien zu vertraulichem Geflüster, dann zu lebhaften Küssen, und Gott weiß, wo der Scherz geendet haben würde, wenn wir nicht — freilich etwas zu spät — wahrgenommen hätten, daß hundert Augen auf das Gitter empor gerichtet waren. Wir verblieben nun zwar knieend und mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich, bis zum beendigten Gebete; allein das Uebel war nicht mehr gut zu machen. Am folgenden Tage schon war der unglückliche Vorfall das Mährchen der Stadt, die sich jetzt überzeugt glaubte, daß die Neubekehrte schwerlich auch zu einer Heiligen berufen sey. Die Sache kam bis zum Fürsten, der meinem Großonkel zu verstehen gab, daß er wohl thun werde, seine Bekehrte zu entlassen. Die Trennung von der schönen Schülerin fiel aber dem frommen Manne zu schwer; er verlor seine vormalige Heiterkeit und starb nach weniger als Jahresfrist. Mit ihm erlosch die zweite Dynastie der Deciuse.

Ich habe schon bemerkt, daß meine Urgroßmutter eine Tochter hatte. Sie galt für schön. Ein mainzer Artillerie-Hauptmann Namens Schmidt bewarb sich

um ihre Hand, die ihm auch wurde, nachdem er von der protestantischen zur katholischen Religion übergegangen war. Er mochte hier wohl, wie einst Heinrich der Vierte, gedacht haben: une belle femme vaut bien une messe. Er starb, kaum etliche und dreißig Jahre alt, und hinterließ einen Sohn und drei Töchter, wovon die zweite meine Mutter ward. Meine Großmutter lebte noch über vierzig Jahre als Wittwe. Ich habe sie oft sagen hören, die einzige Beruhigung über den Verlust ihres geliebten Mannes fände sie in der Gewißheit, daß er als ein guter Katholik gestorben sei. Seine protestantischen Verwandten, welche in Thüringen lebten, dachten hierüber freilich ganz anders. Sie nannten ihn einen Abtrünnigen, der einen Schandfleck auf ihre Familie gebracht habe, die, wie sie behaupteten, — ich weiß nicht ob in direkter oder indirekter Linie — von dem großen Reformator Martin Luther abstammte. Auch sahen sie sich nun für berechtigt an, seine Kinder um einen Theil des väterlichen Erbes zu betrügen.

Mein Vater hatte mehre Jahre zu Göttingen die mathematischen Wissenschaften studirt, als er nach

Mainz kam. Er wurde Ingenieur-Offizier, lernte meine Mutter kennen und verheirathete sich mit ihr. Er war ein geschickter Mann, aber zu aufgeklärt und bieder für den Ort und seine Zeit. Die Geistlichkeit verschrie ihn als Freigeist, und die Großen, die bei ihrer Unwissenheit keinen Widerspruch leiden konnten, als einen eigensinnigen Kopf. Er besaß überhaupt die Gabe nicht, sich beliebt zu machen und seine Reden und Handlungen der Zeit und den Umständen anzupassen; wenn es aber darauf ankam, dem Staate nützlich zu sein, oder Andern, selbst mit Hintansetzung seines Vortheils, zu dienen, dann ließ er es nie an sich fehlen. Er hatte es fast immer mit Undankbaren zu thun und stets mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, auf ihn zurück zu kommen.

Von sechs Geschwistern war ich der einzige Knabe. In der Voraussetzung, daß ich einst in die Fußtapfen meines Großonkels, des Dechanten am Liebfrauenstifte, treten werde, hatte man mich zum geistlichen Stande bestimmt. Man ließ mir, nach

damaliger Sitte, Unterricht im Latein geben, noch ehe ich die ersten Gründe meiner Muttersprache kannte. Mein Lehrer machte es sich zur unabläßigen Regel, seine Schüler mit Auswendiglernen zu beschäftigen. Aber gerade hiezu hatte ich die wenigste Anlage. Denn obgleich es mir ein Leichtes war, den Inhalt eines gelesenen Buches nach meinem eigenen Ideengange der Länge nach zu erzählen, so kostete es mich doch außerordentliche Anstrengung, auch nur einen Satz wörtlich herzusagen; bei dem ersten Stocken gerieth ich in eine Verlegenheit, die es mir unmöglich machte, den verlornen Faden wieder anzuknüpfen. Um mich zur Nacheiferung zu reizen, brachte mein Lehrer von Zeit zu Zeit einen andern seiner Schüler in die Lehrstunden mit; allein je gelehriger sich dieser bewies, je elsternartiger er seine Aufgaben herzuschwatzen wußte, desto mehr verlor ich an Muth und zweifelte zuletzt selbst nicht mehr, daß ich ein Erzdummkopf und zum Studiren unfähig sei. Um indessen nicht alle Schuld auf meinen Lehrer und seine Lehrmethode zu werfen, muß ich eines Umstandes erwähnen, der wohl den

meisten Einfluß auf meine schlechten Fortschritte gehabt haben mag. —

Mein Vater hatte eine hübsche Bibliothek, zu der mir der Zutritt gestattet war. Neugierig suchte ich mich Anfangs mit den Titeln der Bücher und wenn diese etwas Anzügliches versprachen, mit ihrem Inhalte bekannt zu machen. Besonders erregte eine Bibel durch ihre schönen Kupferstiche meine Aufmerksamkeit. Um mir diese zu erklären, war es nöthig, den Text zu lesen, und da glaubte ich manches zu finden, was mir mit den kindlichen Begriffen, die ich mir bisher von der Güte Gottes gemacht hatte, nicht im Einklang erschien. Dies würde indeßen nicht so viel zu bedeuten gehabt haben; allein ich machte nun vorzüglich Jagd auf jene schlüpfrigen Stellen, die meine jugendliche Fantasie mit unreinen Bildern erfüllten, meine Aufmerksamkeit dem Sprachunterricht entzogen und frühzeitig Gefühle und Begierden in mir erweckten, deren ich mir bis dahin unbewußt geblieben war.

So standen die Sachen als mein Großonkel mit Tod abging. Jetzt faßte ich Muth und erklärte meinem Vater, daß ich weder studiren, noch Geistlicher,

sondern Soldat werden wollte. Gut, sagte er, ich will deiner Neigung keinen Zwang anthun; allein um als Soldat geachtet zu werden und dein Glück zu machen, mußt du vorher das in diesem Stande Nützliche erlernen. Das will ich, erwiederte ich, aber nur kein Latein. Nun wurde mein Lehrer entlassen und ein neuer Studienplan entworfen. Ich stand früh auf; die Morgen- und Abendstunden wurden dem deutschen Aufsatze, der Erdbeschreibung, Geschichte, Mathematik und französischen Sprache gewidmet; am Nachmittag übte ich mich in der Hand- und architektonischen Zeichnung. Die Wände meines Zimmers waren mit Karten bedeckt und ich besuchte nur noch die Bibliothek meines Vaters, um mir ein zu meinem Studium nützliches Buch zu holen. So verflossen einige glückliche Jahre. Mein Vater hatte es übernommen, mir selbst Unterricht in den mathematischen Wissenschaften zu geben; da er aber oft verhindert wurde, so gewöhnte ich mich frühzeitig, von meinen Geisteskräften Gebrauch zu machen und durch eigenen Fleiß die Schwierigkeiten zu beseitigen, die dieses Studium darbietet. Auch der Unterricht im Latein wurde nun wieder fortgesetzt, und obgleich

ich nie sonderliche Anlage zur Erlernung fremder Sprachen hatte, so machte ich doch gute Fortschritte. Der Sprachlehrer war kein Pedant. Meine Studien wurden unterbrochen, da mein Vater einige Landesvermessungen übernommen hatte, bei welchen ich ihm Anfangs Gehülfe war und die ich nachher selbst leitete.

Ich war zum siebzehnten Jahre gelangt, (1770) als eine Offiziersstelle in der Artillerie offen wurde. Ich meldete mich desfalls bei dem Gouverneur, der mir entgegnete, daß ich noch jung sei und gediente ältere Subjekte nachgesucht hätten. Ich hatte mir bereits Kenntnisse in der Artilleriewissenschaft erworben, wobei mir die Schriften meines Urgroßvaters, Großvaters und Onkels, welche geschickte Artillerieoffiziere gewesen, sehr zu Statten kamen; auch hatte ich praktischen Unterricht in der Luftfeuerwerkerei genommen, die damals als ein nothwendiger Theil der Geschützkunst angesehen wurde, und erbot mich also, es mit den anderen Bewerbern auf ein Examen ankommen zu lassen; allein da diese keine Lust hierzu bezeigten, so erhielt ich ohne weiters die Stelle.

Damals herrschten in Mainz noch Kriecherei, Unwissenheit und Aberglaube. Der stiftsfähige Adel befand sich nicht nur im ausschließlichen Besitze der Hofstellen, sondern auch der ersten Staatsämter. Unfähig oder zu bequem, die mit letztern verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen, überließ er solche meist den dazu bestellten Gehülfen. So hatte jedes Colleg einen Vice-Präsidenten oder Direktor, jedes Oberamt einen Unterbeamten aus dem Bürgerstande. Die Gewalt des Fürsten war durch die vierundzwanzig Domkapitulare beschränkt, die ihren Einfluß benutzten, die öffentlichen Aemter mit ihren Privatdienern zu besetzen und in der Zwischenzeit von dem Tode eines Fürsten bis zur Wahl seines Nachfolgers die Staatskassen und Vorräthe zu leeren. Mit Stolz blickte der hohe Adel auf die Bürgerlichen herab, welchen kein persönliches Verdienst, keine äußere Würde den Zutritt in adeliche Gesellschaft oder zur Tafel des Fürsten vermitteln konnte, und die auch so sehr an ihre Erniedrigung gewöhnt waren, daß sie solche nicht fühlten, ja nicht einmal wagten, nur eine eigne Meinung zu haben. Da war auch nichts zu ungereimt, was nicht für unzubestreitende Wahrheit

hingenommen wurde, wenn es aus dem Munde eines hochwürdig-gnädigen Herren kam.

Mit dem öffentlichen Unterrichte stand es äußerst schlecht. Auf dem Lande gänzlich vernachläßigt, war er in der Stadt den Jesuiten überlassen. Diese befanden sich auch im Besitze der philosophischen und theologischen Lehrstellen bei der Universität und hatten nur noch einige Lehrer der Rechte und der Arzneikunde neben sich, Männer, die eben keine ausgezeichneten Gelehrten waren, ihr Lehramt auch als Nebensache betrachteten, da sie, aus Mangel an den nöthigen Fonds, keine Gehalte bezogen. Man lernte so viel, als zum täglichen Gebrauche höchst nöthig war, trat dann in den geistlichen Stand, oder bewarb sich um ein Amt. Kam auch von Zeit zu Zeit ein junger Mann, der einige Jahre in Göttingen die Rechte, oder in Wetzlar die Reichspraxis studirt hatte, in diesen Kreis der Beamten, so blieb doch hinsichtlich alles dessen, was auf schöne Wissenschaften, auf Mathematik und Naturkunde auf Staats- und Landwirthschaft Bezug hatte, die gröbste Unwissenheit herrschend. Alle Lasten lagen auf dem Landmanne; der Städter zahlte wenig

und die Güter des hohen Adels so wie der Geistlichkeit waren von Abgaben gänzlich frei. Das Einkommen des Staates wurde schlecht verwaltet; jenes der Gemeinden, der Aufsicht der Beamten überlassen, wurde verschleudert. Der Holzhaushalt war äußerst vernachlässigt; das Land unterhielt eine Menge Jäger, hatte aber keinen Forstmann. Wichtige öffentliche Arbeiten wurden von unwissenden Handwerkern unter der Leitung noch unwissenderer Räthe und Beamten ausgeführt. So waren gewöhnliche Schiffleute als Wasserbaumeister angestellt. Die müssen's doch wohl verstehen, hieß es, da sie täglich auf dem Wasser fahren!

Ohne die über das Land verbreiteten Stifter, Mönch- und Nonnenklöster, enthielt die Stadt Mainz allein deren etliche und zwanzig. Drei bis vierhundert Individuen fanden hier reichlichen Unterhalt, deren ganze Verpflichtung, mit Ausnahme der Jesuiten und der sogenannten welschen Nonnen, welche Unterricht gaben; sich auf einen täglichen Chorgesang von einigen Stunden beschränkten. Die Stifts- oder Weltgeistlichen lebten selten ohne hübsche Haushälterinnen. Sie trieben dabei Spiel und Jagd,

hielten viel auf Gastereien und vereinten sich gern des Abends in kleinen Gesellschaften, wo sie sich ein Räuschchen oder auch wohl einen Rausch tranken. Um ungestörter und mit Wahrung des Anstandes solchen häuslichen Freuden obzuliegen, waren ihre Wohnungen in der Regel so gebaut, daß sich Küche und Vorrathskammer an der Straße, die Schlaf- und Gesellschaftszimmer aber im Hintertheile des Hauses befanden. Die einer strengern Ordensregel unterworfenen Mönche besuchten fleißig die Häuser wohlhabender Bürger, wo sie eine liebreiche Aufnahme und gastfreie Bewirthung fanden. Sie mischten sich in Welthändel und Familienangelegenheiten und bewarben sich um die Gunst der Frauen. Alle waren eifrige Beförderer der Andächtelei und des Aberglaubens, still überzeugt, daß ihr Ansehen bei dem Volke hierauf beruhe. — Damals gab es noch Besessene, Gespenster, Hexen und Mittel gegen Hexerei. Folgende Geschichte, die nicht ohne alles Interesse ist, mag hierzu als Beleg dienen.

Ein Offizier der Mainzer Besatzung hatte ein krankes Kind. Die gebrauchten Arzneien blieben ohne Wirkung, und er suchte Hülfe bei dem Pfarrer

an der Stephanskirche, der in dem Rufe stand, daß kein böser Feind seiner Wunderkraft und seinen geweihten Mitteln widerstehen könne. Dieser gab dem Offizier Kräuter oder sogenanntes Herenpulver, womit er Abends vor dem Schlafengehen das Zimmer räuchern solle, mit dem Bemerken, daß dann der Zauber von selbst aufhören, oder die Here, durch des Pulvers Kraft genöthigt, unter irgend einem Vorwand erscheinen werde, um solchen zu lösen. Dieses letztere, setzte er hinzu, werde besonders eintreten, oder es doch ein verlässiges Zeichen sein, daß sich die Here in der Nähe befinde, wenn der Rauch unter ungewöhnlichen Formen, besonders ringelförmig aufsteige.

Schon einige Abende hatte man ohne allen Erfolg tüchtig geräuchert, als der Zufall wollte, daß eine etliche und achtzigjährige, ledige und halb kindische Person, die sich bei Verwandten in einem darmstädtischen Rheinorte aufhielt, mit diesen in Zwist und auf den Gedanken kam, bei zwei alten Jungfern, mit welchen sie vor etlichen und zwanzig Jahren in Mainz gelebt hatte, einen Zufluchtsort zu suchen. Sie benutzte zur Ausführung ihres Vor-

habens den gewöhnlichen Marktnachen, welcher Abends eintraf. Es war spät in der Jahreszeit und die Witterung kalt. Um sich zu erwärmen, trat sie in das nächste Wirthshaus, nahm etwas Wein zu sich und schlief ein. Die Uhr hatte bereits neun geschlagen, als man sie aufweckte, damit sie zu Bette gehen möge. Allein sie erklärte, daß sie ihr Quartier in der Saugasse habe, und so gab man ihr eine Magd mit, um sie dahin zu führen. Beide kamen an das Haus, dessen oberstes Stockwerk der Offizier bewohnte. Nun bin ich, wo ich hin wollte, sagte die Alte und schickte ihre Begleiterin zurück. Das Haus war noch offen; sie fand sich die Stiegen hinauf und klopfte an die Thüre der Stube, welche sie vormals mit ihren Freundinnen bewohnt hatte, wo man jetzt aber mit Räuchern beschäftigt war und der Rauch, wie der Offizier nachher aussagte, in ganz wunderbaren Gestalten aufstieg.

Schrecken und Staunen ergriff die versammelte Familie, als das von Alter abgezehrte, zitternde und gebeugte Weib in das Zimmer trat. Man wußte nicht, ob man in ihr eine Hexe oder den bösen Feind erkennen sollte, dessen Leibfarbe sie trug. Sie



war nämlich von Kopf bis zu den Füßen, nach alter Sitte, schwarz gekleidet und hatte rothe, triefende Augen. Der Offizier faßte endlich Muth, setzte ihr den gezogenen Degen auf die Brust und beschwor sie im Namen des Erlösers, sogleich das Kind zu entzaubern, indessen seine Gattin ihr fleißig mit geweihtem Wasser zusetzte. Der durch diese Behandlung betäubten Alten gelang es nur mit größter Mühe, sich so weit zu erwehren, um nach ihren Freundinnen zu fragen. Allein diese waren bereits todt und selbst ihre Namen dem Offiziere unbekannt. Und hatte der Geistliche nicht auch voraus gesagt, daß die Hexe ihr Erscheinen durch einen Vorwand beschönigen werde? — Ein Bedienter wurde nun an den Pfarrer abgeschickt. Dieser war bereits zu Bette und schickte den Bedienten mit dem Bedeuten zurück, daß man suchen sollte, Blut von der Hexe zu bekommen, bis er sogleich selbst nachfolgen werde. Nun wurde die Unglückliche ausgekleidet und die Geißelung war bereits bei der Ankunft des Pfarrers im Gang und ward unter dessen Leitung ohne Erbarmen fortgesetzt. Allein da die Alte auf ihrer ersten Aussage bestand und endlich alle Be-



sinnung verlor, so wurde beschlossen, sie auf die nächste Thorwache zu bringen.

Die Nachricht, daß man die verflossene Nacht eine Hexe oder den bösen Feind selbst auf die Wache gebracht habe, verbreitete sich am folgenden Morgen schnell in der Stadt. Neugierig begab ich mich auf die Wache, in deren Nähe sich eine große Menge Volkes versammelt hatte. Ich ging in die Stube der Gemeinen. Hier stak die Alte unter der Pritsche, wohin sie gekrochen oder vielleicht geschoben war. Den Kopf hatte sie gegen die Mauer gerichtet und nur ihre Füße waren sichtbar. Die Soldaten, in der Ueberzeugung, daß es hier dem Teufel oder seiner Großmutter gelte, hatten ihr die Strümpfe ausgezogen und die Fußsohlen angesengt. Eben erschien ein Polizeibeamter. Man zog die Unglückliche hervor, die blutend und sinnlos, kurz in einem Zustande war, daß sie auf einer Tragbahre in das Hospital gebracht werden mußte, wo sie nach acht Tagen an den Folgen der erlittenen Mißhandlung starb. Der Offizier der Wache, der die Unglückliche dem Muthwillen der Soldaten preisgegeben hatte, bekam einige Tage Hausarrest. Der Vater des



kranken Kindes wurde nach dreimonatlicher Gefängnißstrafe in eine andere Garnison, und der Geistliche auf eine geringere Pfarrei versetzt, mit dem Verbote, ferner Teufel auszutreiben und auf Hexen zu jagen.

Damals (und zwar seit 1763) saß Emmerich Joseph, aus der Familie Breitenbach, auf dem Kurfürstenstuhle zu Mainz, — ein Mann von eben nicht sehr ausgebreiteten Kenntnissen, aber von richtiger Beurtheilung, bieder und für alles Gute empfänglich. Der Staatskanzler von Benzel, welcher sein Vertrauen besaß, überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, den öffentlichen Unterricht zu verbessern und zwar damit anzufangen, geschickte Lehrer für die niedern Schulen zu bilden. Eine Normalschule wurde errichtet, in welcher junge Leute, die bereits einige Studien gemacht hatten, Unterricht in dem Schön- und Rechtschreiben, in dem deutschen Aufsatze, in der Religion, der Arithmetik, Geometrie, Erdbeschreibung, Naturgeschichte und in der Lehrmethode erhielten. Die Schulstellen in den Städten und auf dem Lande sollten, so wie sie offen würden,



durch sie besetzt, von den Glöcknerstellen getrennt und die Gehalte verbessert werden.

Die Geistlichkeit, besonders die Mönche, waren mit dieser neuen Anstalt äußerst unzufrieden und beeiferten sich, das Volk dagegen zu reizen. Der Name Naturgeschichte gab ihnen besondern Vorwand dazu, und noch mehr der Mann, der sie lehrte, ein gewisser Steigentesch, der zugleich Direktor des Instituts war. Dieser hatte die schwere Sünde auf sich, vormals eine Wochenschrift unter dem Titel: der Bürger, geschrieben zu haben. In Mainz sagte man Burger, in Berlin und Leipzig aber Bürger; war also hier nicht ein steiler Abgrund der Ketzerei geöffnet?

Um den Eifer der Schulkandidaten zu nähren und zugleich das Vertrauen des Publikums zu gewinnen, wurden von Zeit zu Zeit Prüfungen gehalten, welchen Jedermann beiwohnen konnte. Allein das half wenig: die Zuhörer verstanden eben nichts von der Sache und das war genug, Alles für Freigeisterei oder noch etwas Schlimmeres zu halten. Mir war bei der Normalschule ein Theil des mathematischen Unterrichts übertragen, und da ich bei

einer öffentlichen Prüfung eine arithmetische Aufgabe auflösen ließ und der Kandidat mehrmals das Additionszeichen an die Tafel schrieb, rief ein Bürger aus dem großen Haufen: Macht nur Kreuze, macht sie nur schockweise, euch holt doch der Teufel! Indessen war die Anstalt mit dem besten Erfolge vorgeschritten, als sich eine Gelegenheit darbot, den öffentlichen Erziehungsanstalten einen noch größern Wirkungskreis zu geben.

Ganganelli hatte den Jesuitenorden aufgehoben. Diese Begebenheit erregte damals — im Jahre 1773 — die äußerste Bestürzung unter den Bewohnern von Mainz und zog dem Pabste Haß und Verwünschungen zu. Man nannte ihn nur den Antichrist. Als die Jesuiten bis zu ihrer fernern Bestimmung in andere Klöster gebracht wurden, lief das Volk in großer Menge zusammen. Ueberall hörte man schimpfen, ächzen und weheklagen. Betschwestern fielen in Ohnmacht und eine Frau gebar vor der Zeit. Die Besatzung mußte unter das Gewehr treten, und die Wagen, welche die geistlichen Väter wegbrachten, waren unter Bedeckung von Reiterei.

Es wurde jetzt ein neuer Schulplan entworfen,

und mit dem Unterrichte im Lateinischen und Griechischen, vorhin fast den einzigen Lehrgegenständen, ward jener in der französischen Sprache, der Erdbeschreibung, der Mathematik, der allgemeinen Welt- und Naturgeschichte verbunden, auch das Studium der Philosophie wurde verbessert. Alle Fächer erhielten eigene Lehrer, die zum Theil aus Laien und zum Theil aus Geistlichen bestanden. Unter diesen Letztern befanden sich auch einige Jesuiten, und man überzeugte sich bald, wie wenig der Ruf dieses Ordens hinsichtlich seiner Verdienste um die Wissenschaften gegründet war: als sie nämlich die Lehrstellen nicht mehr ausschließlich, sondern neben andern Lehrern besetzten, wurden sie bald von diesen übertroffen.

Der verdienstvolle Kanzler Venzel, der mit ausgebreiteten Kenntnissen einen großen Eifer für allgemeine Aufklärung verband, hatte die Lehrpläne, sowohl für die niedern Klassen, als für die vormaligen Jesuitenschulen, entworfen. Der gesammte öffentliche Unterricht wurde von ihm geleitet und bei seiner rastlosen Thätigkeit ward es ihm möglich, demselben, neben seinen Staatsgeschäften, den größern Theil

seiner Zeit zu widmen. Er besuchte die Hörsäle, wohnte den Lehrstunden bei und ließ öftere Prüfungen halten; Lehrer und Schüler bestrebten sich, seinen Beifall zu verdienen.

Die mainzer Lehranstalten zeichneten sich bald vor den Schulen anderer katholischen Staaten Deutschlands vortheilhaft aus und dienten den meisten derselben als Muster der Nachahmung. Kaum aber hatten sich diese schönen Blüthen der Aufklärung in Mainz entfaltet, als die Symptome einer Wassersucht einerseits zu gegründeten Besorgnissen für das Leben des Kurfürsten, andererseits zu geheimen Umtrieben wegen der Wahl eines Nachfolgers Anlaß gaben. Der Domkapitular Baron Erthal, ein eifriger Gegner Emmerich Joseph's und seiner Minister, war damals Gesandter in Wien, wohin man ihn wahrscheinlich geschickt hatte, um ihn von Mainz entfernt zu halten. Auf die Nachricht von dem übeln Befinden des Kurfürsten verlangte er, unter dem Vorwande schwächlicher Gesundheit, seine Zurückberufung. Er gehörte zwar nicht zu den Domkapitu-

laren, die auf eine Wahl zur Kurwürde hoffen durften; allein schlau, wie er war, stellte er sich wenigstens an die Spitze der Mißvergnügten. Mit Eifer sprach er gegen die neue Lehre, die den Verfall der Religion nach sich ziehen müsse, und von der Nothwendigkeit, die kurfürstliche Gewalt durch vermehrte Rechte des Kapitels zu beschränken. Unter dem Aushängeschild solcher Grundsätze, so wie unter der Maske der Frömmigkeit und Anspruchlosigkeit gelang es ihm, sich eine Partei unter den Domkapitularen zu machen. Noch in der nämlichen Stunde, als der Kurfürst verschied, — den 11. Juni 1774 — erhielt er die Stimmenmehrheit zur erledigten Kurwürde. Schnell verbreitete sich diese Nachricht in der Stadt, und Emmerich Joseph's Sterbetag wurde ein Tag schändlicher Ausgelassenheit des Pöbels.

In Schaaren erschien derselbe vor Steigentesch's Wohnung und forderte seine Auslieferung. Da indeß der Hausherr betheuerte, daß derselbe bereits vor zwei Tagen mit seiner ganzen Habe abgereist sei: so errichtete man wenigstens auf offnem Platz in aller Geschwindigkeit einen Galgen, an dem man den verhaßten Steigentesch im Bild eines Strohmanns

aufknüpfte und dann verbrannte. Einige Schullehrer-Candidaten, die man auf den Straßen traf, wurden mißhandelt. Von da zog der lärmende Haufe vor die Wohnung des Neuerwählten, um ihm bis spät in die Nacht Vivat auf Vivat darzubrüllen, wobei sich ein junger, hoffnungsvoller Maler so sehr anstrengte, daß ihm ein Gefäß der Lunge sprang und sein Tod erfolgte.

Steigentesch hatte wirklich Mainz ingeheim verlassen. Viele Jahre führte er, verfolgt von Priesterhaß, ein unstätes Leben, bis ein Domkapitular von Freiburg, sein ehemaliger Universitätsgenosse, gefürsteter Abt von Berchtesgaden wurde und ihn einlud, als Freund und Rathgeber bei ihm eine ungestörte Ruhe zu genießen. Er folgte diesem Rufe, jedoch unter der Bedingung, daß sein Gönner nie von ihm fordere, etwas für Volksaufklärung zu thun. Das Unglück hatte den Geist des Mannes tief erschüttert. Er verbat sich den Briefwechsel mit seinen ehemaligen Freunden, von denen er wußte, daß sie liberale Ideen hegten; er schrieb geistliche Bücher, betete den Rosenkranz, heirathete seine Wä-

scherin und starb, wie weiland Compère Mathieu, in einer Mönchskutte.

Es bleibt mir noch zu bemerken übrig, daß ich bei den neu eingerichteten Mittelschulen als Lehrer der Mathematik angestellt war. Emmerich Joseph starb an einem Sonnabend. Sonntags früh vernahm ich die Verhaftung dreier meiner Kollegen und da mir kein Grund zu diesem Verfahren denkbar war, so machte ich mich auf ein Gleiches gefaßt. Indessen erfolgte nichts und ich begab mich am folgenden Morgen wie gewöhnlich in das Schulgebäude. Hier traf ich den durch sein Religionsjournal und als Obscurant bekannten Exjesuiten Goldhagen, der mir einen Beschluß des regierenden Kapitels zu lesen gab, in dessen Gemäßheit er als Schuldirektor ernannt war, mehrere Professoren suspendirt und die bleibenden angewiesen wurden, des Paters Vorschriften Folge zu leisten. Ich ging nun, meine Lehrstunden zu halten; allein unter den jungen Leuten herrschte Lärm und Unordnung. Fast einstimmig erklärten sie, keinen Unterricht anhören zu wollen, bis man ihnen ihre Lehrer zurückgegeben, oder über ihr Schicksal entschieden habe. Ich machte dem neuen Direk-

tor hiervon die Anzeige. In heftigem Zorn begab er sich mit schnellen Schritten in die Klasse, wohin ich ihm als meinem Oberen den Vortritt ließ. Allein die losen Vögel hatten inzwischen die Thüre ausgehoben und so vor die Oeffnung gestellt, daß sie bei dem ersten Anstoß fallen mußte. Mit ihr fiel der hochwürdige Mann der Länge nach in den Saal und es erfolgte ein allgemeines Jubelgeschrei. Er raffte sich zusammen; doch war es ihm nicht möglich, bei seiner natürlichen Heftigkeit und stotternden Sprache ein verständliches Wort hervorzubringen. Der Lärm währte fort; ich selbst konnte mich des Lachens nicht enthalten und verließ das Schulgebäude mit dem Vorsatze, es unter den bestehenden Verhältnissen nicht mehr zu betreten.

Einige Monate waren, wie herkömmlich, unter der Regierung des Kapitels verflossen, als man zur förmlichen Fürstenwahl schritt. Der muthmaßliche Nachfolger Emmerich Josephs hatte bis dahin einen kritischen Stand. Sein Interesse als Fürst war mit jenem des Kapitels im Widerspruche. Auch der

erste Eifer einiger seiner Anhänger hatte in dieser Zwischenzeit viel von seiner Wärme verloren; sie waren zu ruhigerer Besonnenheit gelangt und dachten auf Mittel, sich, ohne ihre Ehre auf das Spiel zu setzen, von ihrer ersten Verbindlichkeit los zu machen. Allein das war zu schwer und Friedrich Karl Joseph von Erthal wurde Kurfürst. Er hatte gleich Sixtus dem Fünften die Schlüssel gesucht, fand aber nicht für gut, die Krücke seiner fromm gebückten Haltung alsbald hinweg zu werfen; er wollte sie nach und nach von sich thun, sich allmählich freier bewegen.

Sein erster Regierungsakt war die Entlassung des Großhofmeisters Baron Groschlag und des Staatskanzlers von Benzel. Er machte einige Reformen unter seiner Dienerschaft und beschränkte den Haushalt seines Hofes; besonders aber gab er sich der äußern Andacht hin. Er hielt bei affectirter schwächlicher Gesundheit feierliche Hochämter, erschien zu den öffentlichen Gebeten, begleitete das Hochwürdige bei Umgängen und unterhielt sich mit theologischen Disputationen. Der Pöbel nannte ihn nur das fromme Herrchen und zweifelte nicht an seiner ver-

einstigen Heiligsprechung. Die Hofleute, der Adel und die Dienerschaft, die alles für vollen Ernst nahmen, eiferten seinem Beispiele nach. Vermuthete man, daß der Kurfürst einer öffentlichen Andacht beiwohnen werde, so wurden in aller Frühe schon die Plätze in der Nähe seines Betstuhles durch bezahlte Leute aufbewahrt; man bestrebte sich, von dem Fürsten bemerkt zu werden und selbst seine Aufmerksamkeit durch zierliche Rosenkränze zu erregen, die jetzt ein Gegenstand des Luxus wurden. Ein General, ein bekannter alter Sünder, bat den Kurfürsten, ihm das Sakrament der Firmung zu ertheilen; seine Bitte wurde gewährt und die Handlung mit Feierlichkeit vollzogen, wobei des Kurfürsten Bruder die Stelle als Pathe vertrat.

Die Zeit war herbei gerückt, wo das neue Schuljahr seinen Anfang nehmen sollte. Die Professoren der Mittelschulen erhielten ihre Entlassung und der Unterricht wurde den ehrwürdigen Vätern des Augustinerordens übertragen. Die Normalschule war seit dem Tode Emmerich Josephs geschlossen, die

Schulkandidaten hatten sich zerstreut und großentheils Unterkunft als Hauslehrer gefunden. Ich mußte mich gut aufgeführt, oder wenigstens keinen Verdacht ketzerischer Lehre gegeben haben, da man mir, ohne mein Mitwirken, das Lehramt der Mathematik bei der Universität übertrug, welches bisher von einem Exjesuiten versehen wurde, der für grundgelehrt galt, in dessen Kopfe aber alles so verworren untereinander lag, daß er sich seinen Zuhörern nicht verständlich machen konnte und wahrscheinlich sich selbst nicht recht begriff. Er wurde in den Ruhestand versetzt.

Ich hatte damals mein ein und zwanzigstes Jahr zurückgelegt und äußerte den Wunsch, mich erst noch auf einer hohen Schule zu meiner Bestimmung mehr auszubilden. Dies ward mir auch, jedoch unter der Bedingung bewilligt, daß mein Vater während meiner Abwesenheit die Lehrstelle versähe. Um meines Besten willen verstand sich mein Vater dazu, dieses Opfer zu bringen.

Ich wählte Paris als den bedeutendsten Ort zur Erweiterung meiner Kenntnisse und ging mit Ende Jänners 1775 dahin ab. Mein Vater gab

mir viele gute Lehren und meine Mutter den Trost mit auf den Weg, daß sie fleißig für mich beten wolle.

Es war das erstemal, daß ich mich auf lange und so weit von meiner Vaterstadt entfernte. Noch steht alles lebhaft vor mir, was sich auf dieser Reise zutrug. Sie geschah bis Metz in ziemlich guter Gesellschaft, auf dem gewöhnlichen Postwagen, das heißt in einem äußerst schlechten Fuhrwerk und, so lange wir uns auf deutschem Boden befanden, auf eben so schlechten Wegen. St. Avold war der erste französische Ort, wo wir Halt und Mittag machten. Die geschwätzige Wirthin erklärte, daß sie uns Coteletten „aux fines herbes", und ein „Poulet" auftischen werde, den sie am verflossenen Tage auf dem „Marché" gekauft habe. Ich fragte, ob man hier am Orte deutsch oder französisch spräche. Deutsch, erwiederte sie, aber etwas weiter nach dem Innern Frankreichs würde ein „abominable jargon" gesprochen. — In Metz hielt ich mich zwei Tage auf, um das Merkwürdigste zu sehen. Ich ging in die Komödie und fand das Theater sowohl oben als hinten und an den Seitenwänden, die nur zwei und zwar sehr schmale Aus-

gänge hatten, mit gesteppten Decken von grobem Segeltuch zur Abhaltung der eindringenden kalten Luft behangen. Diese Vorkehrung blieb während der kalten Jahrszeit. Die Franzosen nannten dies „im Sack spielen" und sahen es aus Gefälligkeit gegen ihre Schauspielerinnen nach.

Meine weitere Reise nach Paris setzte ich auf dem gewöhnlichen öffentlichen Wagen fort. Er war eben so unbequem wie der deutsche Postwagen und ging überdies äußerst langsam, da er vieles Gepäck führte und auf dem ganzen Wege dieselben Pferde behielt. Unter den Reisegefährten befand sich ein von Petersburg kommender Goldarbeiter und der Hoftapezirer des Herzogs von Zweibrücken; beide Pariser. Jener hatte sich im rauhen Norden die Schwindsucht zugezogen und kehrte in seine Vaterstadt zurück, um sich durch die mildere Luft zu heilen, oder vielmehr daselbst zu sterben; denn er war äußerst elend. Letzterer, ein schon bejahrter Mann, versicherte uns mit vieler Selbstgenügsamkeit, daß er seit den vierundzwanzig Jahren, während welcher er in Zweibrücken wohne, noch keine zehn Worte deutsch erlernt habe, auch nur unter dem ausdrück-

lichen Vorbehalt in die Dienste des Herzogs getreten sei, daß er alle sechs Jahre mehre Monate in Paris zubringen dürfe, um die gute Lebensart nicht zu vergessen. Dieser Ort, sagte er mir, ist eine andere Welt, wo Sie ohne die Leitung eines erfahrnen Freundes nothwendig auf Irrwege gerathen müssen; und seine Gefälligkeit ging soweit, daß er sich erbot, selbst mein Mentor zu sein. Indeß war uns der Mann auf der ganzen Reise von wesentlichem Nutzen. Ueberall, wo wir Mittag machten oder übernachteten, sorgte er nicht nur für ausgesuchte Kost und gute Schlafstätten, sondern er wußte dies auch um die billigsten Preise zu erhandeln. Fügten sich die Wirthe nicht nach seinem Gebote: so machte er Miene, sich mit der ganzen Gesellschaft in ein anderes Gasthaus zu begeben. Um sich diesem Schimpfe nicht auszusetzen, that man das Aeußerste.

In einer kleinen Stadt, deren Namen mir entfallen ist, vermehrte sich die Reisegesellschaft mit zwei Verbrechern. Es war Mann und Frau, mit einer Kette an einander geschlossen, — beide, nach der Aussage des sie begleitenden Reiters von der Maréchaussée, zum Galgen qualificirt. Man wies ihnen

zwar ihren Platz vorn auf dem Wagen an; indeß konnte der Gedanke an diese Unglücklichen, der immer durch das Geklirre der Ketten erneuert wurde, nur betrübende Empfindungen und niederschlagende Betrachtungen über Frankreichs sittliche Zustände und öffentliche Anstalten erregen. Nach einer langweiligen und beschwerlichen Reise kamen wir endlich in Paris an, herzlich froh, unsern kranken, wirklich dem Tode nahen Gefährten in seiner Familie zu wissen, und der traurigen Gegenwart der beiden Missethäter enthoben zu sein.

Man wird es mir zu gut halten, wenn ich mich hier nicht über einen Ort und dessen Bewohner verbreite, worüber bereits so vieles gesagt, wiederholt und abermals wiederholt worden ist, daß Mancher, welcher ihn nie gesehen, oft mehr davon weiß, als jene, die Jahre daselbst gelebt haben. Da ferner meine Absicht nicht ist, eine Lebensgeschichte, noch weniger den Roman meines Lebens und am allerwenigsten Bekenntnisse à la Jean Jacques zu schreiben: so beschränke ich mich hier auf Weniges.

Während meines dasigen Aufenthaltes studirte ich Mathematik bei la Caille und dem Abbé Mari,

Experimentalphysik bei Brissot und Sigaud de la Fond, Chemie bei Maquer und Rouel; Naturgeschichte bei Valmont Bomar; und hörte bei Jesuiten ein Colleg über die Botanik. Im Ganzen hatte ich alle Ursache mit meinen Lehrern, die alle vortheilhaft bekannt sind, zufrieden zu sein; doch waren nur wenige von dem Vorwurfe auszunehmen, daß sie den öffentlichen Unterricht, wofür sie gute Gehalte bezogen, nachlässig betrieben, in ihren Privat-Collegien etwas schnell vorrückten, vieles bloß oberflächlich behandelten und alles mehr zum Gegenstande angenehmer Unterhaltung, als des gründlichen Forschens und Nachdenkens machten. Dies war besonders in den Lehrstunden der Experimentalphysik, der Naturgeschichte, der Botanik und der Chemie der Fall, die nach damaliger Mode häufig von Frauenzimmern besucht wurden. Wohlredenheit scheint den Franzosen angeboren zu sein, allein das Abgemeßne und Glänzende ihres Vortrages schadete oft der Gründlichkeit und ging auch nicht recht aus dem Innern zum Innern. Man konnte von den Meisten sagen: der Mann spricht wie ein Buch. Es ist wahr, Pedanten sind die französischen Gelehrten nicht,

aber dafür fehlt es auch nicht an Solchen, die außer ihrem Fache wahre Fremdlinge sind und sich nur in ihrer Studierstube zurecht zu finden wissen. Ich führe ein Beispiel an. Sigaud de la Fond, aus der Auvergne gebürtig, kam als Knabe nach Paris. Mehre Jahre ging er mit dem Plane um, eine Reise in seine Heimath zu machen, ohne sich über die Art und den einzuschlagenden Weg bestimmen zu können. Er besprach sich oft hierüber mit seinen Zuhörern und in meiner Gegenwart fragte er einst einen aus Madrid eben angekommenen Spanier desfalls um Rath. Sie müssen ja auf dieser Route hierher gekommen sein, setzte er hinzu. — Ueberhaupt waren die Franzosen schlechte Geographen. Der Chemiker Rouel, der sehr wohl wußte, daß ich aus Mainz war, stellte mir einst eine Holländerin als Landsmännin vor; ich sprach sie auf deutsch an und sie verstand mich nicht. — Ich fand Zutritt bei d'Alembert und einigen andern berühmten Männern, sah Rousseau einigemal im Kaffeehause Schach spielen und überzeugte mich, daß dieses zur Zeit des Pythagoras, wo die Gelehrten ihre Weisheit noch nicht im Drucke herausgaben, von mehr Nutzen gewesen

sein möchte, als jetzt. Ich wohnte einer öffentlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften bei, hörte zierliche Phrasen, ging aber nicht viel klüger hinweg, als ich gekommen war. Mit mehr Nutzen besuchte ich die Schauspiele, sah die merkwürdigsten Gebäude und Kunstsammlungen der Stadt, die Paläste und Lustwälder der umliegenden Gegend.

Während meines Aufenthalts in Paris fiel das große Jubiläum ein; die Pariser waren damals noch so fromm, daß man in allen Straßen auf Prozessionen stieß und oft genöthigt war, um aus dem Gedränge zu kommen, sich an dieselben anzuschließen.

St. Germain war Kriegsminister. Er fand das Kriegsheer aus Offizieren, Unteroffizieren, Spielleuten, Tanz- und Fechtmeistern und Haarkräuslern zusammengesetzt; nichts fehlte als Soldaten, Disziplin, tüchtige Uebung und gleichförmige Organisation der Regimenter. Er wollte abhelfen und wurde entlassen, wie kurz vorher der Finanzminister, weil er zu viel Gutes auf einmal stiften wollte. Daß St. Germain den Soldaten viereckige Hüte gab und hierdurch ihre Eitelkeit beleidigte, war unklug; aber unrecht

und unbesonnen handelte er, als er, dem französischen Ehrgefühl zuwider, die Stockprügel einführte.

Nach einem achtzehnmonatlichen Aufenthalte verließ ich Paris. Ich bereiste die Pikardie, fand daselbst blühende Fabriken, bei fruchtbarem Boden eine schlechte Kultur und arme, in Lehmhütten wohnende Landleute. Merkwürdig ist der zur Vereinigung der Seine und Schelde bestimmte Kanal, der auf vier Stunden Weges unter dem Gebirge hinzieht; er war damals erst zum Theil beendigt. In Flandern besuchte ich die bedeutendsten der daselbst befindlichen zahlreichen Festungen. Sie galten als Meisterwerke der Kunst. Montalembert's Schriften waren damals noch nicht bekannt.

In dem östreichischen Flandern und Brabant fand meine Bewunderung reichlichen Stoff an den zahlreichen Meisterwerken der Malerei und an den merkwürdigen Denkmälern der Baukunst, — jenen ewigen Zeugen von dem blühenden Zustande dieser Provinzen aus der Zeit, da Gent größer als Paris, Antwerpen reicher als Amsterdam und London war.

Hollands Grenzfestungen fand ich auf das Sorgfältigste unterhalten. Wie hätte ich ahnen können, daß sie nichtsdestoweniger in dem französischen Revolutionskriege ohne Widerstand fallen würden? Festungen sind ein schlechter Besitz für Völker, welchen der Muth oder der Wille fehlt, sie standhaft zu vertheidigen. Hollands Handel war damals noch blühend. Bevor ich Mainz verließ, hatte ich mich bereits mehre Jahre mit dem Wasserbaue beschäftigt und einige nicht ganz unbedeutende Arbeiten ausgeführt; ich fand hier Gelegenheit, manches in der Wirklichkeit zu sehen, was mir vorher blos aus Büchern bekannt war. Auch in der bürgerlichen Baukunst besitzt Holland manches Merkwürdige; nur vermißt man bei den meisten Gebäuden den reinen architektonischen Styl. Selbst das Rathhaus von Amsterdam, das merkwürdigste Gebäude des Landes, ist nicht von diesem Fehler frei. Nachdem ich die Provinz Holland und Nordholland bereist hatte, schiffte ich mich nach England ein.

In Paris hatte ich von dem berühmten Franklin ein Empfehlungsschreiben an Herrn Delüc erhalten, der damals Vorleser bei der Königin von England

war. Ich wurde freundschaftlich aufgenommen und durch ihn mit den Naturforschern Banks, Priestley, Solander und den beiden Forstern bekannt. Den Winter brachte ich in London zu und bereiste im Frühlinge einen Theil des Landes. Ich besuchte die merkwürdigsten Landhäuser, die Universitäten Cambridge und Oxford, Birmingham und einige andere Fabrikstädte, den Seehafen Portsmouth, wo damals Rodneys Flotte auf der Rhede lag; ging nach dem berühmten Kurort Bath, und über die Normandie nochmals nach Paris, von wo ich nach einer Abwesenheit von dritthalb Jahren in meine Vaterstadt zurückkehrte.

Des Kurfürsten Hofhalt und Regierungsmaximen hatten in der Zwischenzeit wesentliche Veränderungen erfahren. Es sei mir erlaubt, eine flüchtige Zeichnung jener Personen zu entwerfen, die damals das besondere Vertrauen des Fürsten besaßen.

Der Oberhofmeister Baron von Erthal, des Kurfürsten Bruder, war ein Mann, der den weit größern Theil seines Lebens auf seiner Bibliothek

oder in Gesellschaft seines Papageies verlebte, die schöne Literatur aus den Büchern, die Wissenschaften aus Monatschriften kannte, eine vortreffliche Sammlung von Kupferstichen besaß, die schönen Künste liebte und den Armen Gutes erwies. Er war weder Freund von öffentlichen Geschäften, noch darin erfahren; er galt für rechtlich und harmlos, hatte viel Ahnenstolz und pflegte die Bücklinge der Bürgerlichen durch eine eigenthümliche Bewegung mit den Augenwimpern zu erwiedern.

Graf Sickingen, Staatsminister, war einer der Söhne des bekannten Alchymisten Sickingen, die ihren Vater einsperren ließen, um sein Vermögen selbst zu verschmelzen. Der Kurfürst hatte ihn in Wien kennen gelernt. Er war eben so unerfahren in Staatsgeschäften, die er seinen Untergeordneten überließ, als geschickt in allem was zum geschmackvollen Luxus gehörte. Niemand wußte so gut als er ein Hoffest, ein Gastmahl, eine Schlittenfahrt anzuordnen, einen Palast auszuschmücken, oder eine schöne Hoflivree zu wählen. Nie sah Mainz schönere Wagen und Pferde, nie eine reichere und geschmackvollere Garderobe, als seine war. Der Kurfürst erkannte

endlich die Unbrauchbarkeit seines Ministers und entließ ihn nach einigen Jahren.

Staatsrath von Deel befand sich schon in dem Ministerium des verstorbenen Kurfürsten. Man behielt ihn wegen seiner Brauchbarkeit bei. Ihm waren die deutschen Reichsgeschäfte übertragen; außer seinem Fache hatte er keinen Einfluß.

Staatsrath von Straus, ein unermüdeter Geschäftsmann, aber engherzig und ohne vorstechendes Talent, hatte das Departement des Innern und nutzte seinen Einfluß zur Begünstigung seiner Verwandten und Freunde. Er verlor das Vertrauen des Kurfürsten, dessen Liebling er Anfangs war, und kam in der letzten Hälfte der Regierung Erthals als Gesandter nach Regensburg.

Geistlicher Rath Heimes, der Sohn eines nicht sehr begüterten Landmannes. Bestimmt, ein schlichter Pfarrer zu werden, bekam er keine dem künftigen Staatsmanne angemessene Vorbildung. Aber er hatte Kopf, festen Charakter und wußte zu imponiren. Er besaß in vollem Maaße das Vertrauen des Kurfürsten, der ihm ansehnliche Pfründen zuwies und ihn zum Weihbischof erhob. Heimes bereicherte sich und

seine Verwandten. Er war kein Frömmler und durchaus kein Eiferer für Rechtgläubigkeit, wohl aber für die geistlichen Vorrechte. —

Geistlicher Rath Hire hatte, aus dem Seminarium zu Straßburg entlassen, dem Kurfürsten die Theses einer von ihm gehaltenen theologischen Disputation dedicirt und sich in dessen Gunst gesetzt. Ich werde noch auf ihn zurück kommen.

Fürsten finden leicht Anverwandte. Der Erthale gab es, außer dem Kurfürsten, nur noch zwei, deren einer nachher Fürstbischof von Würzburg wurde, der andere aber, der vorbemerkte Obersthofmeister, ehelos lebte. Nun trafen aber viele, vorher in Mainz unbekannte Vettern und Basen ein. Eine verwittwete Gräfin von Hatzfeld allein erschien mit einem Gefolge von nicht weniger als fünf Söhnen, Tochter und Schwiegersohn. Um sie alle zu versorgen, wurden neue Hofämter errichtet.

Friedrich Karl Joseph hatte bei seinem Regierungsantritte, wie wir bereits bemerkt haben, den Hofhalt beschränkt, jedoch ohne Ersparniß, da jene,

welche die Kost hatten, dafür eine Entschädigung in Geld erhielten. Dieß letztere Abkommen bestand noch; indeß wurde wöchentlich einigemal große Tafel gegeben, wobei Ueberfluß, Pracht und Ueppigkeit wetteiferten. Nichts übertraf aber an Geschmack und verfeinertem Luxus die täglichen Soupées, wobei, außer den fürstlichen Anverwandten, den Favoritinnen und Günstlingen, auch Dichter, berühmte Maler, Tonkünstler und witzige Köpfe Zutritt hatten. Solche Abendessen dauerten gewöhnlich bis spät in die Nacht.

Die innere Einrichtung der Residenz und Lustschlösser entsprach keineswegs dem Geschmacke und der Prachtliebe des Kurfürsten und seiner Minister; große Abänderungen hatten Statt. Säle für Hoffeste und Konzerte, Thron- und Vorsäle wurden im großen architektonischen Style erbaut, prunkvoll ausgeziert und nur von des Kurfürsten Schlaf- und Wohngemächern übertroffen, zu deren Verschönerung man berühmte auswärtige Künstler berief und aus Paris und London die Möbeln bezog. Hier herrschte im Innern der Gott der Freude und die Verschwiegenheit war an die Pforte gestellt. Eben so wurden Gärten in Losthaine umgewandelt und neue ange-

legt, die mit zu den schönsten Deutschlands gehörten.

Man wird sich nun leicht vorstellen können, daß Friedrich Karl Joseph weder Lust noch Muße mehr hatte, den öffentlichen Andachten wie früher beizuwohnen. Doch hielt er mit Strenge auf Reinheit der christkatholischen Lehre, wie solches aus nachstehender Geschichte hervorgeht, die uns zugleich mit einem Manne etwas näher bekannt macht, dessen bereits oben gedacht wurde.

Ein Professor der Gottesgelehrtheit, Namens Isenbiel, der in Göttingen unter Michaelis die orientalischen Sprachen studirt und sein Lehramt noch unter dem verstorbenen Kurfürsten erhalten hatte, gab in einer kleinen Schrift einer Stelle des Propheten Jesaias eine Deutung, welche von der bisher angenommenen abwich. Die theologische Fakultät, großentheils aus Exjesuiten bestehend, die freilich des Hebräischen unkundig waren, fand das Buch ketzerisch und Isenbiel wurde festgenommen. Müde der langen Haft, entfloh er und suchte Schutz bei einer

gräflichen Familie unweit Frankreichs Grenze. Sein Aufenthalt wurde entdeckt und der geistliche Rath und Referendar Hire dahin abgeordnet. Triumphirend brachte ihn dieser zurück und rühmte sich der Schlauheit, daß er ihn die Hosen habe ausziehen lassen, um sein Entlaufen zu hindern. Härtere Gefangenschaft traf nun Isenbiel, der endlich, nachdem er seinen Irrthümern entsagt, nach mehr als Jahresfrist mit Verlust seines Lehramtes in das Stift eines kleinen entfernten Ortes geschickt und unter die Aufsicht der Obern gesetzt wurde.

Hire genoß jedoch nicht lange seines Glückes und des fürstlichen Vertrauens. Er wurde einer zu großen Vertraulichkeit mit seinen Beichtkindern beschuldigt, sollte Staatsgeheimnisse verrathen und die ihm übertragenen Arbeiten Andern, die seines Wohlwollens bedürften, überlassen, selbst aber nur den Abschreiber gemacht haben. So wurde auch er in ein entferntes Stift verwiesen und als er daselbst einigen Ehemännern reichlichen Stoff zu bittern Klagen gab, an Isenbiel's Verbannungsort geschickt, um dessen Stelle einzunehmen, nachdem dieser nach Mainz zurückberufen und wieder in Gnaden aufgenommen

war. Indeß schien der böse Feind dem armen Hirt überall als Versucher auf der Ferse zu folgen; und da er nicht, wie einst der heilige Einsiedler Antonius, die Kraft besaß, ihm das Gebetbuch an den Kopf zu werfen: so kam es bald zu neuen Klagen und man stand auf dem Punkt, ihn in einem geistlichen Verwahrungshause unterzubringen, als er, hievon benachrichtigt, sich in ein Karthäuserkloster flüchtete und den Kurfürsten um die Erlaubniß bat, daselbst in Abgeschiedenheit von der Welt seine Tage als Büßender zu verleben. Nach mehreren Jahren, als Mainz an Frankreich abgegeben ward, kam er daselbst wieder zum Vorschein, wurde Lieferant, dann Schmuggler und endlich durch die alte, häßliche aber gefühlvolle Madame Jollivet, die ihn ihrem Manne und durch ihn dem Consul und dem päbstlichen Legaten empfahl, Bischof in Tournay. Er stiftete daselbst einen andächtigen Frauenverein, nahm bei dem Zusammentritte der französischen Bischöfe zu Paris Partei gegen Napoleon und wurde eingesperrt, — ein Verdienst, das wahrscheinlich sein Advokat geltend machen wird, wenn es sich dereinst um seine Heiligsprechung handeln sollte.

Daß der Kurfürst weder Frömmler noch ein orthodoxer Eiferer war, wie er früher glauben zu machen wußte, bewies er in seinen spätern Regierungsjahren, wo er Niemanden wegen Religionsmeinungen verfolgte, jeden glauben ließ was er wollte, selbst viele Protestanten in seine Dienste nahm und ihnen sein Vertrauen schenkte. Der bekannte Schriftsteller Johannes Müller, ein Kalvinist, war lange sein Privatsekretair, nachher Staatsrath. Die nicht minder bekannten N. Hofmann und Georg Wedekind, beide Lutheraner, waren seine Leibärzte und alle drei oft Theilnehmer an seiner Abendtafel.

Der Kurfürst hatte seine früheren theologischen Unterhaltungen mit Goldhagen längst aufgegeben; aber er ließ sich von Heinse dessen Ardinghello und von der Frau von Coudenhoven die Pucelle d'Orleans und die Lettres persannes vorlesen. Hätte sein Vorgänger dergleichen gewagt, es würde sich wahrscheinlich ein Ravaillac gefunden haben. Doch hatte Friedrich Karl Joseph auch Anfangs manche Schwierigkeiten zu bekämpfen, um seine liberalen Grundsätze geltend zu machen. Folgendes mag hier als Beweis dienen.

Ein Pfarrer in Mainz führte bei seiner Pfarrjugend statt des lateinischen Gesanges den deutschen ein und gab zu diesem Ende eine wohlgewählte Sammlung geistlicher Lieder in Druck. In vielen andern Pfarreien war man bereits aus freien Stücken diesem Beispiele gefolgt, als durch erzbischöfliche Anordnung der deutsche allgemein eingeführt und das fragliche Liederbuch dabei zum Grunde gelegt werden sollte. Nun fügte sich's, daß ein Fanatiker aus einer Gemeinde des Rheingaues bei seiner Wallfahrt nach Walldürn einem Franziskanermönche seine Zweifel über die Orthodoxie dieser Gesänge in der Beichte entdeckte. Dieser ließ sich das Buch zur Einsicht geben; allein kaum hatte er es geöffnet, als er ausrief: Freund! diesen Vogel erkennt man schon an den Federn, ohne vorher seinen Gesang zu hören! Sieht er hier nicht die Spalte? Hat er je ein katholisches Buch gesehen, welches mit einer Spalte gedruckt gewesen wäre? Nur in den lutherischen und kalvinischen Gesangbüchern ist solches zu finden! Hier liegt Ketzerei im Hinterhalte!

Der Mann glaubte sich nun zum Apostelamte berufen, verkündete in allen katholischen Orten, durch

die er kam, was ihm der fromme Vater gesagt, und bei dem nächsten Sonntagsgottesdienste seiner Gemeinde fiel er über die im Gesange begriffene Schuljugend her, zerriß ihre Gesangbücher und trieb die Widersprechenden, wie einst Jesus die Krämer und Mäkler, aus dem Tempel. Der Beamte ließ ihn als Ruhestörer verhaften; allein ein von Religionsschwindel ergriffener Haufe öffnete mit Gewalt das Gefängniß und führte ihn triumphirend in seine Wohnung zurück. Exekutionstruppen erschienen und wurden den Ortsbewohnern bis zu geendigter Untersuchung zur Verköstigung eingelegt; die Ruhestörer wurden gestraft. Man fand jedoch für gut zu verordnen, daß es künftig jeder Gemeinde frei stehe, zu singen wie sie wolle.

Der Kurfürst hatte bei seinem Regierungsantritte die bestehende Schulverfassung von Grunde aus zerstört. Dieß hinderte nicht, daß man solche in einigen katholischen Staaten einführte; selbst die mainzer sogenannten emmerizianischen Schulbücher

erschienen einigemal in neuen Auflagen. Um das zertrümmerte Gebäude wenigstens wieder nothdürftig herzustellen, wurde eine neue Normalschule errichtet und Zöglinge aus der frühern erhielten dabei Lehrstellen; den geistlichen Lehrern der Mittelschulen wurden einige weltliche zugetheilt. Doch wollte nichts recht gedeihen: um es nicht zu machen, wie es einst war, machte man es schlechter.

Friedrich Karl Joseph faßte nun den Gedanken, zwar nicht für allgemeinen Volksunterricht, aber für die höhern Wissenschaften mehr zu thun, als sein Vorgänger. Mainz sollte unter Deutschlands katholischen Universitäten die Erste werden und selbst mit den berühmtesten protestantischen wetteifern. Was sonst bei solchen Unternehmungen die meisten Schwierigkeiten darbietet, nämlich die Beischaffung der Fonds, fand sich hier leicht. Drei reiche Klöster, worin etliche und achtzig Mönche und Nonnen im Ueberflusse lebten, wurden aufgehoben und ihre Einkünfte der Universität zugewendet; jedes der zahlreichen Chorherrnstifter mußte den Ertrag eines Kanonikats zur Besoldung der geistlichen Professoren abgeben. Und jetzt fehlte nur noch der Mann, der

das Ganze zweckmäßig zu ordnen und in Thätigkeit zu erhalten vermochte. Vergebens suchte ihn der Kurfürst in seiner Umgebung. Der früher verabschiedete Benzel, der seit mehren Jahren auf dem Lande lebte, wurde zurück berufen und mit dem Titel Excellenz zum Kurator ernannt. Des Kurfürsten Regierungsgehülfen, ihre eigene Unfähigkeit erkennend, trugen selbst zu dieser Wahl bei; da sie aber keineswegs gesonnen waren, ihren Einfluß schmälern zu lassen: so wurde des Kurators Wirkungskreis auf das Wissenschaftliche beschränkt, und da er nicht Mitglied des Staatsraths ward, so kamen überdies seine Vorträge nur durch sie und mit ihren eigenen Ansichten begleitet an den Fürsten. Dennoch gelang es Benzels rastlosem Streben, auch unter diesen drückenden Verhältnissen die Organisation der Universität nach einem vortrefflichen Plane zu vollenden. Sie war nach Verlauf einiger Jahre so weit ins Leben übergegangen, daß der Kurfürst beschloß, das gelungene Werk durch ein glänzendes Fest zu verherrlichen. Die Epoche desselben wurde in öffentlichen Blättern bekannt gemacht und an alle deutsche Universitäten erging eine feierliche Einladung, Abgeord-

nete zu demselben zu senden, um die ältere Schwester in ihrer verjüngten Schönheit anzuerkennen.

Der frohe Tag erschien. In der Frühe begaben sich die sechs Fakultäten in großem Ornat und unter Trompeten und Paukenschalle, im feierlichen Zuge von dem Universitätsgebäude nach dem Palaste, wo sie der Kurfürst in dem großen Akademie=Saale, dessen Tribünen mit einer Menge fremder und einheimischer Zuschauer besetzt waren, unter einem Thronhimmel stehend und mit seinem Hofstaate umgeben, empfing. Er beantwortete die vom Prorekter an ihn gehaltene Rede und sprach über eine Viertelstunde kraftvoll und mit Würde. Der Zug begab sich hierauf nach der prächtigen und herrlich ausgeschmückten Universitätskirche, wo ein feierlicher Gottesdienst statt hatte. Mittags war kurfürstliche Tafel von mehr als hundert Gedecken, wozu die nach Mainz gekommenen Deputirten, andere Fremde und sämmtliche Professoren eingeladen waren. Abends zog die gesammte akademische Jugend unter Fackelschein und Musik nach dem Palaste. Auch sie wurde auf das herrlichste bewirthet und man blieb bis spät in die Nacht vereint. Die drei folgenden Tage hatten

Promotionen und akademische Uebungen statt. Die fremden Abgeordneten wurden während der Feierlichkeit mit Hofwagen bedient, zur Tafel gezogen und auf Kosten des Staates unterhalten. Sie verließen Mainz mit der Ueberzeugung, daß man da seine Gäste zu bewirthen verstehe und daß, wenn auch mancher andere Ort berühmtere Gelehrte aufzuweisen habe, hier wenigstens die edle Kochkunst zu einem hohen Grade der Vollendung gelangt sei. Indeß zählte die erneuerte Universität manche Mitglieder, die auch an jeder andern ihren Platz rühmlich ausgefüllt haben würden. Ich will hier nur Johannes Müller und nach ihm George Forster als Bibliothekare; die beiden Franke, Bodmann und Hartleben unter den Juristen; Sömmering, Weidmann, Strack und späterhin Wedekind nebst Ackermann unter den Aerzten; die beiden Vogte, Blau, Engel und Hofmann unter den Philosophen nennen.

Der Kurfürst hatte sämmtliche Professoren auffordern lassen, bei Gelegenheit der bestehenden Feier gelehrte Abhandlungen zu schreiben. Er las die meisten selbst und ließ sich die in gelehrten Zeitungen hierüber gefällten Urtheile vorlegen. Nicht ohne

einigen Verdruß mußte er sich überzeugen, daß die auf des Kurators Antrag angestellten Gelehrten sich vor denen vortheilhaft auszeichneten, deren Ernennung auf Vorschlägen des Staatsraths beruhte und die meistens weit stärkere Gehalte bezogen.

Wenzel lebte nur noch wenige Jahre und mit seinem Verluste näherte sich die kaum aufgeblühte Universität schnell ihrem Verfalle, nachdem sie an dem gelehrten Sternenhimmel nur wenige Augenblicke als eine vorübergehende Constellation geglänzt hatte. Mehre Ursachen, die sich aber füglich auf eine zurückführen lassen, vereinten sich zu ihrem Verderben. Um es kurz zu sagen, des Kurfürsten Günstlinge und Regierungsgehülfen hatten jeder seine Privatabsichten, Keiner das allgemeine Beste im Auge. Die eingetretenen Kriege und die erfolgte Ländervertheilung vollendeten dann den Untergang des Ganzen. Der öffentliche Unterricht in Mainz ist nun so weit herabgesunken, daß selbst für das Nothdürftigste nicht mehr zureichend gesorgt wird.

Friedrich Karl Joseph bezeichnete damals seine Regierung noch durch zwei andere merkwürdige Handlungen: den Fürstenbund und den Emser Congreß.

Jener war auf Beschränkung der kaiserlichen, dieser der päbstlichen Macht in Deutschland berechnet; beide blieben bei der bald darauf eingetretenen politischen Umwandlung aller Verhältnisse ohne besondere Nachwirkung.

Ein drittes Unternehmen, sich nämlich einen, seinen Absichten und dem Interesse seiner Günstlinge entsprechenden Nachfolger aus einem königlichen Hause zu geben, mißlang ihm gänzlich. Das Geheimniß wurde, ehe der Plan noch zur Reife gekommen war, entdeckt und der Opposition im Domkapitel und unter den Gesandten gelang es, Karl von Dalberg als Coadjutor durchzusetzen. — J. 1787. — Indeß überlebte der Kurfürst, dessen schwache Gesundheit Besorgniß erregt hatte, noch viele Jahre diese Wahl

---

Wir nähern uns jener merkwürdigen Epoche, da die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die großen, erschütternden Bewegungen in Frankreich gerichtet war. Die Bewohner des Bisthums Lüttich glaubten sich berechtigt, dem Beispiele der Franzosen und den jüngsten Vorgängen in Brabant zu folgen.

Bei ihnen hatte seit Jahrhunderten eine vom deutschen Reiche anerkannte landständische Verfassung bestanden, bis zur Zeit Ludwig des Vierzehnten ein mächtiger Fürst-Bischof die Anwesenheit eines französischen Heeres benutzte, um sich gewaltsamer Weise zum unbeschränkten Regenten zu machen. Einige Magistratspersonen, die es gewagt hätten, die Rechte des Volkes zu behaupten, starben, des Hochverraths beschuldigt, auf dem Blutgerüste, so daß die Lütticher, durch Vernichtung der Landstände ihrer eigentlichen Stellvertreter beraubt, keinen gesetzlichen Weg mehr hatten, um ihre Klagen vor des Reiches Oberhaupt zu bringen; indem jeder zu diesem Ende sich bildende Verein als ungesetzlich unterdrückt und bestraft wurde. Nun aber — 1789 — stand das Volk in Masse auf und forderte seine früheren Gerechtsame, aber auch Nichts weiter, als diese. Der Bischof, der sich im Gedränge sah, sicherte ihm solche bei einem Verein auf dem Rathhause zu Lüttich feierlich zu; worauf er von den Bürgern jubelnd in seinen Palast zurückgeführt wurde. Er entwich aber nach wenigen Tagen heimlich aus seinem Lustschlosse Seraing nach der bei Trier gelegnen Abtei Sanct

Maximin, klagte seine Unterthanen bei dem Reichs-kammergericht des Aufruhrs an und wirkte ein strenges Urtheil gegen dieselben aus. Die Vollziehung dieses Urtheils wurde den Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg übertragen. Beide ließen eine bedeutende Anzahl Truppen in das lütticher Land einrücken; doch zog Preußen nach wenigen Monaten, sei es nun aus Ueberzeugung von der gerechten Sache der Lütticher oder aus andern politischen Gründen, seine Truppen zurück, und die drei geistlichen Kurfürsten übernahmen es, diese Lücke durch die ihrigen auszufüllen.

Zu diesem Ende ging mit Anfang Mai's 1790 unter den Befehlen des Generalmajors Grafen von Hatzfeld, eine aus drei Bataillonen Infanterie und einer Abtheilung Artillerie und Husaren zusammen gesetzte, ungefähr tausend fünfhundert Mann starke Brigade von Mainz ab. Bei Maaseyck vereinte sie sich mit der kölnischen und pfälzischen Brigade, und unterm 23. Mai rückte das vereinte, ungefähr vier tausend fünfhundert Mann starke Exekutions-Corps gegen die Insurgenten vor, die seit dem Abmarsche der Preußen zu den Waffen gegriffen hat-

ten. Ihre Hauptstärke befand sich in Lüttich; Tongern und Hasselt, etwas haltbare Orte, hatten kleine Besatzungen. Leichte Truppen, welche vorzüglich aus Scharfschützen bestanden, bildeten eine Beobachtungslinie, die sich vier bis fünf Stunden abwärts von Lüttich, rechts an die Maas und links an Brabant anlehnte.

Der Marsch geschah in einer Kolonne, nach dem sechs bis sieben Stunden entfernten Städtchen Bilsen. Unweit dem, eine halbe Stunde Wegs näher liegenden adelichen Frauenstifte Münster-Bilsen stieß man auf eine Abtheilung von acht oder zehn Schützen, welche bei dem Erscheinen der Kolonne aus einer Ferne, wo sie unmöglich schaden konnten, ihre Büchsen abfeuerten und dann durch die Kornfelder eiligst die Flucht nach einem nahen Gehölz ergriffen. Indeß erhielt eine Kompagnie mainzer Grenadiere nebst den Husaren Befehl, vorzurücken und die Ebene von Feinden zu reinigen. Es war an einem Sonntage früh gegen eilf Uhr, als eben die Bewohner der benachbarten Höfe aus der Stiftskirche auf dem Heimwege begriffen waren. Sechs bis sieben derselben fielen als unglückliche Opfer der Streitwuth der

Soldaten, die, statt Waffen, Gebetbücher und Rosenkränze erbeuteten. Ohne weitern Widerstand nahmen die Exekutionstruppen Besitz von dem Frauenstifte und dem Städtchen Bilsen, wo sie, drei Tage lang auf ihren Lorbeeren ruhend, sich von den überstandenen Beschwerden erholten.

Am 26. in der Nacht geschah der Abmarsch nach dem rechts liegenden, ungefähr drei Stunden entfernten Orte Hasselt. Aber statt die dahin führende Straße zu befolgen, nahm man rückwärts einen sieben Stunden langen Umweg und kam Nachmittags auf der Heide zwischen Sonhoven und Hasselt, ungefähr eine kleine Stunde Wegs von letzterem Orte an. Die Truppen waren durch anhaltende Gewitterregen auf den schlüpfrigsten Heidewegen äußerst ermattet. Ein Trompeter wurde nach Hasselt geschickt, um die Insurgenten zur Uebergabe aufzufordern; da sich indessen der Abend näherte und der Trompeter noch nicht zurück war, so wurde beschlossen, ohne weiters den Angriff auf die Stadt zu unternehmen. Die ganze Kolonne setzte sich auf der, in gerader Richtung durch Gehölz dahin führenden Kunststraße in Bewegung.

Bei dem Erscheinen dieser fast unabsehbaren Truppenlinie geriethen die Insurgenten so sehr in Schrecken, daß sie ihren Rückzug durch das nach Tongern und Lüttich führende Thor nahmen. Eine eiserne Kanone stand über dem Thore, gegen welches die Kolonne vorrückte. Einigen Bürgern fiel es ein, diese gegen die sich nähernden Feinde abzufeuern. Ein pfälzischer Hauptmann und ein Gemeiner wurden verwundet. Dieß war das Signal zur Flucht, welche, da sich jeder auf eigne Faust so schnell als möglich davon zu machen suchte, auch das Geschütz und die Munitionswagen auf der schmalen Straße gewendet werden mußten, in größter Unordnung geschah. Ermattet und außer Athem kamen die Truppen auf der Heide an, wo man die Nacht liegen blieb und am folgenden Morgen in die frühern Standquartiere zurück kehrte. Die mainzer Brigade wurde jenseits der Maas, in das Städtchen Sittard und in die benachbarten Orte verlegt.

Nach diesem verunglückten Unternehmen glaubte man sich verstärken und in die Lage setzen zu müs-

sen, die doch schwach genug befestigten Orte Hasselt und Tongern förmlich angreifen zu können. Ein kurtrierisches Bataillon Infanterie, eine Abtheilung Artillerie und eine Eskadron pfälzischer Husaren stießen zum Exekutionskorps. Mir wurde die Ordre ertheilt, mich mit einigem Belagerungsgeschütz dahin zu begeben. Ich war damals Ingenieur-Major, eine Stelle, die ich zugleich mit der mathematischen Professur bekleidete.

Am 18. Juni traf ich in Sittard ein. Meine erste Beschäftigung war, bei Maaseyck eine Schiffbrücke über die Maas zu schlagen und diesen ehemals befestigten Ort so weit in Vertheidigungsstand zu setzen, um als militairischer Niederlagsplatz zu dienen. Das unter dem Oberbefehl des kurpfälzischen Generallieutenants Fürsten von Isenburg, stehende Exekutionskorps war auf 7000 Mann angewachsen; unter ihm kommandirte General Graf Hatzfeld die mainzer, General Baron Wangen die kölnische oder münsterische, und ein Fürst Isenburg die pfälzer Brigade.

Am 29. Juni ging die mainzer Brigade bei Maaseyck über die Maas, das ganze Korps besetzte

die, vier Stunden vorwärts liegenden Städtchen Bree und Beer und die benachbarten Orte. Man verweilte einen Monat in dieser Stellung und rückte abermals gegen Münster-Bilsen und Hasselt vor. Das Hauptquartier kam nach Gennep. Die mainzer Brigade stand auf dem rechten Flügel gegen Hasselt; die pfälzer auf dem linken gegen Bilsen. Erstere war mit dem nöthigen schweren Geschütz und Schanzzeug versehen, um den seit dem früheren Angriffe verstärkten Ort zu beschießen. Nach vorgenommener Recognoscirung hatte ich den Entwurf dazu der Generalität vorgelegt. Er wurde genehmigt. Aber ach! an welchen unerhörten Unglücksfällen mußte mein schöner Plan nicht scheitern. Man denke sich, daß in der folgenden Nacht die Insurgenten einen Versuch machten, die pfälzer Brigade zu umgehen und sie im Rücken anzugreifen. Es mißlang zwar, dafür büßte aber ein mainzer Husaren-Lieutenant, der eine Patrouille gegen Hasselt machte, durch einige hinter Gebüsch versteckte Schützen das Leben ein. Endlich verbreitete sich gar noch die Nachricht, daß die Insurgenten bedeutende Verstärkung von Lüttich aus an sich zögen und die Absicht hätten, das Ere-

kutionskorps auf allen Punkten anzugreifen. Da freilich mußte unsern Kriegsleuten die Kampflust vergehen! Selbst viele Offiziere meinten, es sei doch eigentlich unerlaubt, ihre Leute um „Patrioten“ aufzuopfern, — ein Name, der damals mit Lumpengesindel gleichbedeutend war. Kurz, nachdem man sich zehn Tage in dieser Stellung befunden, einen Mann, den vorbemerkten Husaren-Lieutenant nämlich, verloren, keinen Feind getödtet, wohl aber drei Gefangene gemacht und drei Karabiner erbeutet hatte, nahm man den Rückzug in die vorigen Kantonirungsquartiere, die man nur noch näher nach Maaseyck verlegte und mehr zusammen drängte.

Die pfälzer Truppen machten Versuche, in einigen Orten, durch die sie kamen, zu plündern, wurden aber durch ihre Obern daran verhindert. Als sie sich ihren Standquartieren näherten, schossen Etliche unter ihnen, welche den Vortrab machten, in einer Gegend, wo zerstreute Häuser lagen, ihre Gewehre ab. Der Befehlshaber des in einiger Ferne folgenden Bataillons schickte den Adjutanten dahin,

um zu sehen was da vorgehe. Dieser brachte die Nachricht zurück, man habe aus einem an der Straße liegenden Hause auf die vorbei ziehenden Truppen gefeuert. Sogleich wurde die Artillerie zum Angriffe des Hauses beordert. Man warf einige Haubitzen hinein und es gerieth in Brand. Die Bewohner wollten sich durch die Flucht retten und wurden erschossen, ihre beiden Kinder verwundet; zwei Menschen kamen im Hause um. Die nach Beute gierigen Soldaten verbreiteten sich nun, unter dem Vorwande, versteckte Waffen aufzusuchen, in den umliegenden Häusern, nahmen was ihnen anstand, und brachten ganze Familien als gefangene Rebellen ein. Am folgenden Tage wurden diese auf mehreren Wagen, theils geschlossen, theils mit Stricken gebunden, unter Bedeckung nach Maaseyk in das Hauptquartier gebracht. Ich befand mich eben bei dem Obergeneral, als der den Zug kommandirende Offizier den Rapport übergab. Diesem zufolge waren die Gefangenen Leute, in deren Behausungen man versteckte Waffen gefunden hatte; auch waren es viele Musketenschüsse, welche aus dem abgebrannten Hause auf die vorbeiziehenden Truppen gefallen wä-

ren. — Sind Leute durch die aus dem Hause geschehenen Schüsse getödtet oder verwundet worden? — fragte der General. Die Antwort war: keiner. — Und das Haus liegt, fuhr Jener fort, unfern der Straße? — Unmittelbar an derselben, erwiederte der Offizier. Der General ließ sich die vorgefundenen Waffen bringen, welche auf einem Karren angekommen waren. Sie bestanden aus einigen und zwanzig Stücken von allerlei Gattung; aber nur fünf oder sechs waren beschaffen, um einen Schuß daraus zu thun, jedoch im Innern mit Rost überzogen. Der Befehl wurde gegeben, die Mannspersonen in Verhaft zu bringen und gut zu behandeln, die Frauen und Kinder aber sogleich frei zu lassen. Unter letzteren befanden sich auch die beiden Waisen, in deren Angesicht am verflossenen Tage die Eltern waren getödtet worden. Das eine war durch das Bein geschossen, das andere hatte einen Streifschuß am Arm erhalten und noch war der erste Verband nicht angelegt. Ein münsterischer Lieutenant, ein junger Mann, den ich hier gern nennen würde, wäre mir sein Name nicht entfallen, ließ die beiden Kinder in sein Quartier bringen, von einem Chir-

urgen verbinden und übergab sie der Sorgfalt seiner Hausleute. Das mochte wohl für zu unkriegerisch gelten; denn der brave Offizier wurde deßhalb von dem Bataillons-Kommandanten mit Arrest bestraft. Auf Befehl des Obergenerals wurde der Schutt des abgebrannten Hauses auf das sorgfältigste untersucht; man fand nichts von Waffen, sondern blos Reste von verbrannten Körpern. Niemand wurde zur Verantwortung gezogen und Alles dem Gras überlassen, das darüber wachsen mochte.

Der schlechte Fortgang unserer kriegerischen Unternehmungen bewog den Kaiser, der überdies noch in offener Fehde mit den Niederländern lag, zu milderen Maßregeln gegen die lütticher Insurgenten, welchen man nun einen Theil ihrer Forderungen zugestand. Die desfalls eingetretenen Unterhandlungen wurden einige Monate durch fortgesetzt, während welchen die pfälzischen und trierischen Truppen abzogen, die mainzischen und münsterischen aber in gänzlicher Unthätigkeit verharrten. Diesen Waffenstillstand auf einem unrühmlichen Schlachtfelde benutzte

der Erzähler zur Beantwortung einer von der Münchner Akademie der Wissenschaften aufgestellten Preisfrage. Diese Arbeit befindet sich in den Schriften der Akademie unter dem Titel:

Rudolf Eickemeyer's, der Mathematik öffentlichen Lehrers bei der hohen Schule zu Mainz, Abhandlung über die Preisfrage: Welche sind für Baiern die besten und ausführbarsten Mittel, das Austreten der Flüsse und die davon abhängenden Ueberschwemmungen zu verhindern. 160 Seiten. IV Plans.

Inzwischen unterwarfen sich die brabanter Insurgenten. Ein bedeutendes östreichisches Kriegsheer stand in der Nähe und die Sache mit den Lüttichern konnte nun so gut als geendet angesehen werden. Doch setzte sich das auf 2300 Mann verminderte Exekutionskorps mit Anfang Dezembers abermals in Bewegung. Der Marsch geschah durch jülicher Land, nach dem zwei Stunden unterhalb Lüttich an dem rechten Maasufer liegenden Städtchen Vise. Die mainzer Brigade traf am 8. Dez. Nachmittags ein

und nahm ohne Widerstand von dem Orte Besitz. Vor demselben liegt eine kleine Insel, zu welcher man auf einer Schiffbrücke gelangt und mittelst einer Fähre weiter auf das jenseitige Ufer übersetzt. Ein Lieutenant wurde mit vierzig Grenadieren dahin geschickt und da er alle Vorsichtsmaßregeln außer Acht ließ, in der Nacht von einer aus Lüttich herbei geeilten Abtheilung Schützen überfallen. Ehe seine Leute noch zu dem Gewehre greifen konnten, wurden einige getödtet und verwundet und der größere Theil gefangen genommen. Die Uebrigen benutzten die Nacht und retteten sich durch die Flucht. Nun fürchtete auch der den Posten auf der Insel kommandirende Offizier, wiewohl er zwei Kanonen bei sich hatte, für seine Sicherheit und ging auf das rechte Ufer zurück. Mit Tagesanbruch erschienen die Insurgenten in bedeutender Menge auf dem linken Maasufer. Ein falsches Gerücht verbreitete sich, daß eine zweite Kolonne auch auf dem rechten Ufer sich der Stadt nähere; Beweggrund genug zum schnellsten Rückzuge, bei welchem ein auf achtzig Wagen beigeführter Vorrath von Lebensmitteln und anderen Gegenständen aus Mangel an Vorspann, der bei

dem nächtlichen Waffenlärm entkommen war, dem Feinde in die Hände fiel. Die münsterische Brigade war damals noch nicht in Vise eingetroffen; sie hatte für gut gefunden, sich in abgemessenen Schritten zu nähern.

So endete der dritte und letzte Kreuzzug gegen die lütticher Insurgenten. Der Kaiser übernahm das Amt des Vermittlers. Die Häupter des Aufstandes wurden in das östreichische Hauptquartier eingeladen und daselbst gut bewirthet. Man versprach ihnen Alles, mit dem stillschweigenden Vorbehalte, wenig oder nichts zu halten. Sie kehrten nach Lüttich zurück und bewirkten eine allgemeine Entwaffnung, nach welcher die östreichischen Truppen ohne Widerstand Lüttich, Hasselt, Tongern und andere Orte besetzten. Die Executionstruppen kamen hintendrein. Der Zufall wollte, daß der mainzer Generalstab nebst dem Grenadierbataillon sein Standquartier in der reichen Fabrikstadt Verviers fand, der einzigen im lütticher Lande, wo wenigstens der angesehenere Theil der Bewohner der Sache des Fürsten

ergeben war. Unser Empfang daselbst fiel daher äußerst glänzend aus. Lorbeerkränze wurden von liebenswürdigen Frauen überreicht; Lobgedichte, worin man uns Erretter des Vaterlandes nannte und mit den Helden des Alterthums verglich, wurden von schönen Mädchen abgesungen; mit schmeichelhaften Sinnbildern ausgeschmückte Erleuchtungen, Bälle und große Gastmahle fanden Statt. Es läßt sich denken, mit welchem gerechten Stolze wir das Alles hinnahmen! Das Beste war: wir verblieben einige Monate daselbst, während welcher die Fabrikherrn sich in unserer Bewirthung zu überbieten wetteiferten.

Die Lütticher sollten eine neue Constitution erhalten; allein ehe man noch bei dem deutschen diplomatischen Schneckengange das große Werk begonnen hatte, nahmen die Franzosen Besitz vom Lande.

Mit dem Eintritte des Frühlings 1791 kamen die von Siege gekrönten Exekutionstruppen nach Mainz zurück und sagten sich mit vieler Selbstgefälligkeit: So haben wir's doch am Ende noch gezwungen! Viele Offiziere äußerten ihr großes Bedauern, daß man ihnen keine Gelegenheit gegeben habe, mehr Patriotenblut zu vergießen.

Es versteht sich, daß es auch Leute gab, die dazu lachten. So, als eines Tages in einem Weinhause sich mehre jener Helden in diesem Tone vernehmen ließen, versetzte ein junger Mann vom Civil: „Als ich noch ein Knabe war, hat man mich eine Fabel gelehrt, die mir eben einfällt und die mir die Herrn zu erzählen erlauben: Der Bock kam an einen Bach, um seinen Durst zu löschen und wurde stolz, als er seine sich im Wasser spiegelnden Hörner erblickte. Wäre der Wolf jetzt da, sprach er zu sich selbst, er sollte mir schön ankommen! Dieser stand wirklich in der Nähe, hörte es und stellte den Bock zur Rede, der sich aber damit entschuldigte, daß er es beim Trunke gesagt habe."

Wäre der Erzähler ein Lütticher gewesen, er hätte seinen Witz auf der nächsten Parade mit hundert Stockschlägen büßen müssen. Man war aber nun nicht mehr in Feindesland.

Friedrich Karl Joseph strebte nach dem Ruhme, eine große politische Rolle zu spielen. Er bedurfte hiezu eines gewandten Mannes und hatte Albini in seine Dienste berufen und zum Staatskanzler ernannt. Frankreichs innere Unruhen öffneten seinem Ehrgeize und seiner Prachtliebe ein grenzenloses Feld. Die französischen Prinzen und eine Menge anderer französischer Auswanderer fanden Schutz in seinen Staaten und gastfreie Bewirthung an seinem Hofe. Er selbst forderte Deutschlands Fürsten auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen ihr Vaterland zu machen. Die schlauen und undankbaren Gäste schmeichelten seiner Eitelkeit, nannten ihn in's Gesicht père et protecteur, hinter seinem Rücken aber l'abbé de Mayence, oder le gentilhomme parvenu.

Die Sittenlosigkeit, der Stolz und die Frechheit dieser Fremdlinge, die Auszeichnung mit der, man sie behandelte, waren für das Volk empörend und vermehrten seine Abneigung gegen einen Fürsten, der wenig um das Wohl seiner Unterthanen bekümmert, blos mit seinen Lieblingsplänen beschäftigt, dabei von Günstlingen und Favoritinnen gegängelt, sein Land

dem Verderben immer näher führte. Um den steigenden Geldbedürfnissen abzuhelfen, hatte der Kurfürst die bis dahin nicht bestandne Stelle eines Finanzministers geschaffen. Doch wurde hiedurch nichts gewonnen, sondern die Staatskasse nur mit dem Gehalte des neuen Ministers belastet.

Unter diesen Verhältnissen erschien ein französischer Gesandter in Mainz. Erst nach mehreren Tagen gelang es ihm zur Audienz vorgelassen zu werden. Er fuhr bei Hofe an, fand aber Niemand zu seinem Empfange und gelangte erst nachdem er sich auf den Gängen verirrt hatte, zu den fürstlichen Gemächern, wo man eine zahlreiche Menge Militär- und andere Personen von Rang versammelt hatte. Der Kurfürst empfing ihn unter einem Thronhimmel und umgeben von den ersten Hof- und Staatsbeamten. Er beantwortete die Anrede kurz, kalt und in geschraubten Wendungen; worauf der Abgeordnete entlassen wurde, ohne wie gebräuchlich zur Tafel gezogen zu werden. Unter den Fenstern seiner Wohnung hatten indeß die Emigranten einen Scheerenschleifer postirt, bei dem sie ihre Säbel schleifen ließen; auf öffentlichen Straßen und Spaziergängen wurde er

von ihnen verhöhnt. Spione umgaben seine Wohnung und kein Mainzer konnte es wagen, sie zu betreten.

Inzwischen erregten die Kriegszurüstungen, welche man in Frankreich machte, einige Besorgnisse. Mainz war außer Vertheidigungsstand. Durch die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Oestreich und den Bourbons verlor diese Festung ihre ehemalige Wichtigkeit für das Reich. Man hatte sich seit Langem mit dem süßen Gedanken eingewiegt, daß es immer so bleiben werde und sah jede Ausgabe für ihre Unterhaltung als Verlust an. Die Festungswerke waren zur ökonomischen Benutzung unter dem Gouverneur und der Hofkammer vertheilt und beide eiferten um die Wette, ohne Rücksicht auf den Vertheidigungsstand, den meisten Nutzen daraus zu ziehen. Die Kriegsmacht des Kurfürsten bestand aus 2800 Mann Infanterie, welche in 4 Regimenter abgetheilt wären, aus 50 Husaren, 50 Jägern, 120 Artilleristen, 6 Mineurs und 6 Sapeurs. Diese nicht viel über 3000 Mann betragenden Truppen waren in den

Festungen Mainz, Erfurt und Königstein vertheilt und wurden von 12 Generälen und einem Hofkriegsrath geleitet, welcher aus 2 Präsidenten und 6 Räthen bestand. Der Kurfürst hatte überdies noch eine Garde, blos zum Dienst im Innern des Palastes. Sie bestand aus 50 Mann unter den Befehlen eines Kapitäns mit dem Range als General-Feldmarschall-Lieutenant und eines Stabskapitäns mit dem Range als General-Major u. s. w.

Es war im Spätjahre 1791, als mir der Gouverneur Freiherr von Gymnich die Absichten des Kurfürsten zu erkennen gab, die Festung gegen einen Ueberfall oder offenen Angriff sicher zu stellen. Ich entwarf hierüber einen Plan, welcher in so weit angenommen wurde, daß vorläufig die mangelnden Zug- und andere Brücken, Thore, Gatter, die allernothwendigsten Verpallisadirungen und Ueberschwemmungs-Einrichtungen ausgeführt werden sollten. Zwei französische Ingenieur-Offiziere, die der Prinz Condée an den Kurfürst geschickt hatte, wurden nachher ebenfalls zu Rath gezogen und sie traten meinem Vorschlage unbedingt bei.

Die Festungsarbeiten waren bereits bedeutend vorgerückt, als den 19. Juli 1792, nach der Krönung des Kaisers Franz des Zweiten, dieser Monarch, der König von Preußen, mehre Prinzen beider Häuser, viele regierende Fürsten und die berühmtesten Kriegs- und Staatsmänner Deutschlands in Mainz eintrafen. Noch vor ihrer Ankunft wurde dem französischen Gesandten, der von Seiten seines Hofes wiederholt auf Neutralität angetragen hatte, durch den Kanzler Albini aufgefordert, binnen vier und zwanzig Stunden Mainz zu verlassen, da man ihm für seine persönliche Sicherheit nicht bürgen könne.

Der Kurfürst empfieng und bewirthete seine erhabenen Gäste mit einer Pracht, wovon man bis jetzt in Mainz kein Beispiel gesehen hatte. Ein glänzendes Fest folgte auf das andere und kaum fand sich die nöthige Zeit zur Entwerfung des merkwürdigen Manifestes, in welchem der Herzog von Braunschweig den Franzosen mit neuen Fesseln und allen Anhängern liberaler Grundsätze mit Vernichtung drohte. Dies war das Resultat von Conferenzen, die in dem Lustschlößchen Favorite statt hatten, welches damals der König von Preußen mit

dem Minister Grafen Schulenburg bewohnte. Seit mehren Jahren war es eine Angelegenheit des Kurfürsten gewesen, diesen Sommeraufenthalt, für welchen Natur und Kunst schon so Vieles gethan hatten und der nun einige Tage lang durch Feste, Erleuchtungen und Feuerwerke so sehr verherrlicht wurde, zu verschönern und zu erweitern. Wer hätte damals denken sollen, daß dieser reizende Aufenthalt, wo Alles Vergnügen, Alles Wollust athmete, dieser hochgelegene Garten mit dem bezaubernden Ausblick auf den Rhein und Main, dieser prächtige und geschmackvolle Palast, wo Deutschlands Fürsten ihr Anathem über die Franzosen aussprachen, nach weniger als drei Monaten in der Gewalt der Letztern, ja selbst seiner gänzlichen Zerstörung nahe sein würde? —

Am Tage nach der Abreise des Kaisers erhielt ich Befehl, alle Festungsarbeiten unverweilt einzustellen. Man hielt nun, nach so kräftigen Manifesten, jede Vertheidigungsmaßregel für überflüssig. Der Kurfürst hatte vielmehr die Verpflichtung übernommen, ein 2000 Mann starkes Regiment zu dem gegen Frankreich bestimmten östreichischen Heere zu

geben. Er war der einzige deutsche Reichsfürst, welcher mit Oestreich und Preußen einen thätigen Antheil an dem beabsichteten Kriege nahm. —

Dies Unternehmen gegen Frankreich, mochte es so günstig ausgehen als es konnte, versprach wenigstens für den mainzer Staat keinen besondern Vortheil, der eine solche besondere Theilnahme hätte rechtfertigen können. Wer aber etwa den Schritt des Kurfürsten für bedenklich oder möglicher Weise für gefährlich erklärt hätte, wäre sicher für einen Jakobiner oder Propagandisten angesehen worden. Die zahlreichen in und um Mainz versammelten Emigranten, die sich nun zum Feldzuge rüsteten und vom Kurfürsten Waffen erhielten, gaben in allen sogenannten guten Gesellschaften den Ton an, und wie anmuthig und herzerhebend dieser Klang, mag folgende kleine Probe zeigen.

Eines Tages war ich bei dem Gouverneur, Freiherrn von Gymnich, zu Tische, wo sich mehre angesehene Emigranten, Herren und Damen, auch einige Stabsoffiziere des nach Frankreich bestimmten mainzer Regiments, befanden. Man ließ alle Männer, welche sich in der Revolution ausgezeichnet hatten,

selbst die dem König ergeben, aber in Frankreich geblieben waren, die Musterung passiren und fand sie ohne Ausnahme „pendables“, — zu deutsch: henkenswerth! — Gemach, meine Herrn! rief endlich der Gouverneur; wo die Henker und die Stricke alle hernehmen? — Sogleich erboten sich die Herrn, zu Henkern ihre eigne Person, — die Damen aber, zu Stricken ihre schönen Haare herzugeben.

Der Oberstlieutenant v. F***, einer der Ersten, welche vor Hasselt die Flucht ergriffen hatten, sagte: „Ich habe drei Kapaune auf meinem Küchenwagen, von denen ich einen in Landau, einen in Nancy und einen in Frankreichs Hauptstadt zu verzehren gedenke.“

Der Major F***, welcher sich in dem lütticher Krieg auf zehn Stunden Weges von den Insurgenten nicht sicher geglaubt, wenn nicht zwei Kanonen vor ihm hergingen, versprach dem Gouverneur einen Sack voll eigenhändig abgeschnittener Jakobinerköpfe. — Schicken Sie mir lieber die Hunde selbst, erwiederte dieser, ich will sie in den Kasematten verschmachten lassen.

Die sonst liebenswürdige Frau von Gymnich

erbat sich blos einen Finger von Petion. — Viel Glück zum Feldzuge, rief die Herzogin von Grammont, als der Marquis d'Autichamp mit seinem Korps unter ihrem Fenster vorbei zog. — Es ist nur ein Spaziergang nach Paris, antwortete dieser, und nun war das Losungswort bei allen vornehmen Zusammenkünften: Es ist nur ein Spaziergang nach Paris!

Mit Anfang Septembers (1792) ging das neu errichtete Regiment, welches sechs Kanonen mit sich führte, von Mainz ab, um sich mit dem bei Speier unter dem Kommando des Generals Grafen von Erbach stehenden östreichischen Korps zu vereinigen. Man hatte hierzu die schönsten und geübtesten Leute gewählt und nur einige hundert alte Soldaten und Rekruten blieben in Mainz zurück. Um diesen Ausfall in der Besatzung nothdürftig zu decken, wurden noch fünf- bis sechshundert Mann Reichstruppen verschiedner Fürsten, namentlich der Bischöfe von Worms und Fulda, der Fürsten von Nassau-Oranien, Nassau - Weilburg und Nassau - Usingen eingelegt.

Gegen die Mitte Septembers vereinte sich das Erbachische Korps mit dem in Lothringen stehenden preußischen Heere; das mainzische Regiment aber nebst einigen hundert Oestreichern blieb unter dem Kommando des mainzischen Obersten von Winkelmann in Speier zurück, wo sich ein bedeutendes Magazin befand. Ein Offizier schrieb mir aus Speier Folgendes:

„Unsere Lage wird von Tag zu Tage bedenklicher. Den Franzosen würde es ein Leichtes sein, aus den benachbarten Festungen eine beträchtliche Anzahl Truppen zu vereinen und diese noch durch die Nationalgarden zu verstärken. Unser Oberster ist deßfalls unbesorgt; er will sie, so viel ihrer auch sein mögen, erwarten und in offenem Felde schlagen. Die Ringmauern von Speier sind gut; es käme darauf an, die Thore durch einige Fleschen zu decken und die Gemeinschaft mit dem rechten Rheinufer zu sichern, und man würde hier Widerstand leisten, im äußersten Falle aber den Rückzug über den Fluß nehmen können. Der Oberste will von allem dem nichts wissen und begnügt sich, den Soldaten mit unnützen Dingen zu ermüden, u. s. w.

Der Oberst v. Winkelmann, cholerischen, schwarzgalligen Temperaments, war durch das Lesen der Geschichten eines Alexander, Attila, Dschingis-Chan, Shah Nadir und anderer berühmter Länderstürmer, in eine Art von Geistes-Verrücktheit gefallen. Nur mit Feuer und Schwert wollte er die Menschen beherrscht wissen. Er war der eifrigste Verfechter des reinsten Despotismus; bei den Worten Freiheit, Menschenrechte u. d. gl. wurde er von wahrer Wuth befallen. In allen Staaten wollte er militärische Inquisitionsgerichte eingeführt sehen, ermächtigt, jeden der Freiheits-Grundsätze Verdächtigen nächtlich zu überfallen und ohne weiters aufknüpfen zu lassen. Er hatte einen Plan ausgedacht, wie man Paris verbrennen könne, ohne daß es auch nur einer menschlichen Seele möglich sei sich zu retten. War er also nicht der geeignetste Mann, um die mainzer Truppen gegen Frankreich anzuführen?

Den 30. September Abends kam die Nachricht in Mainz an, daß man in Worms, gegen Speier hin, eine starke Kanonade gehört habe, auch das Hospital und die Kriegskasse von Speier bei Mannheim angekommen und daselbst über den Rhein ge-

gangen sei. Am folgenden Morgen ließ mich der Gouverneur zu sich in das Zeughaus rufen. „Speier ist verloren," sagte er, „und wie ich Ursache habe zu glauben, die Besatzung zu Gefangenen gemacht. Wir sind außer allem Vertheidigungsstand und in Gefahr, die Franzosen vor der Stadt zu sehen." Zu gleicher Zeit kam der Regierungspräsident, Freiherr von Frankenstein, welcher uns den, von einem Beamten aus der Gegend von Speier erhaltenen Bericht vorlas, demzufolge 25 bis 30,000 Franzosen Speier angegriffen und die Besatzung niedergemacht hatten. Noch in der nämlichen Stunde wurde folgender Vertheidigungsplan entworfen und an selbigem Tage zum Theil auch in Vollzug gesetzt. Die Bürgerschützen-Compagnie und Husaren wurden zur Beobachtung des Feindes außerhalb der Festung geschickt; die regulären Truppen in die wichtigsten Außenwerke vertheilt; die inneren Festungswerke aber durch die Bürgercompagnien besetzt. Alle Bauprofessionisten und Pferde wurden zur Fortsetzung der nöthigsten Festungsarbeiten aufgeboten, das schwere Geschütz auf die Wälle gebracht und mit Bewaffnung der die Hauptzugänge deckenden Außenwerke der Anfang

gemacht. Junge Handwerksleute sollten zur Bedienung der Kanonen unterrichtet, die akademische Jugend bewaffnet und zum Dienste aufgefordert, und jener Theil der Landleute, welcher vormals im Militär gestanden, einberufen werden. Endlich sollten sich Abgeordnete nach Darmstadt und Hanau begeben und von daher Verstärkung der Besatzung zu erhalten suchen.

Am 2. Oktober erhielt ich die verlässige Nachricht, daß sich nach einem kurzen Widerstande die Besatzung von Speier an die Franzosen auf Gnade oder Ungnade ergeben habe. Der Kurfürst, welcher abwesend gewesen, traf an selbigem Morgen in Mainz ein, genehmigte alles, was vorläufig durch die Militär-Behörde geschehen oder angeordnet war, ernannte den Dombechanten Freiherrn von Fechenbach und den Kanzler von Albini als Statthalter, und reiste nach wenigen Stunden wieder ab. Alles, was zum höheren Adel gehörte, folgte seinem Beispiele und verließ die Stadt. Am 3. Okt. kam die Nachricht, daß die Franzosen Worms in Besitz genommen.

Man wird sich kaum einen Begriff machen können, welchen Eindruck des Schreckens das unerwartete Ereigniß zu Speier und das weitere Vorrücken

der Franzosen auf die Gemüther machte. Von Worms floh man nach Mainz, von Mainz nach Frankfurt, von da nach Würzburg. Selbst hier packten viele Einwohner ihre Koffer zur weiteren Reise. Die von Worms gekommenen Flüchtlinge gaben die Stärke der Franzosen auf dreißigtausend Mann und achtzig Kanonen an; zu Frankfurt war das französische Heer auf fünfzigtausend und zu Würzburg schon auf achtzigtausend gewachsen. Die Zahl der Fliehenden war so groß, daß Viele aus Mangel an Pferden ihre Reise mit Ochsen fortsetzen mußten. Die im Spessart zerstreuten östreichischen Werber glaubten sich daselbst nicht mehr sicher und zogen sich nach Würzburg zusammen. Als der um Truppenverstärkung nach Darmstadt gesandte Abgeordnete daselbst ankam, war der Landgraf bereits mit seinen Soldaten ausgezogen und auf dem Marsche nach Gießen. Mainz würde wahrscheinlich durch sie gerettet worden sein; dort waren sie ohne Noth und Nutzen. In einer Rede, welche der Staatskanzler v. Albini an die versammelte Bürgerschaft hielt, forderte er solche auf, die Stadt und ihr Eigenthum auf das Aeußerste zu vertheidigen und nicht dem Beispiele

der feigen Frankfurter zu folgen, die auf die falsche Nachricht, daß die Franzosen über den Rhein gegangen seien, eine Deputation ernannt hätten, um ihnen die Schlüssel der Stadt zu überreichen.

Der Eindruck dieser Rede wurde in etwas durch einige Bürger geschwächt, die mit der Nachricht herbeikamen, — daß des Herrn Kanzlers Packwagen so eben die Rheinbrücke glücklich passirt wären.

Die in Speier in Gefangenschaft gerathenen Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen und kamen nach Mainz. Sie gaben die Stärke des französischen Armeekorps auf 14,000 Mann Infanterie und 5000 Reiter an; sie lobten die Schönheit dieser letztern, die gute Disciplin aller und das menschenfreundliche Benehmen des Obergenerals Custine.

Die Vertheidigungsanstalten wurden nun mit größter Thätigkeit fortgesetzt und die schwache Besatzung lagerte auf den Wällen. Der Gouverneur suchte durch seine öftere Gegenwart den Bürgern und Soldaten Muth einzuflößen, fand aber bei letztern, vorzüglich bei den Offizieren, eine äußerst ungünstige

Stimmung. Der in Speier erlittene Verlust, so viel Rühmliches, was die von dort zurück Gekommenen der französischen Tapferkeit nachzusagen wußten; die Nachrichten aus der Champagne, wo Preußens Kriegsheer unerwarteten Widerstand gefunden: Alles schien stark auf ihre Gemüther zu wirken. Jene, welche noch vor wenigen Tagen mit höchster Verachtung von den Franzosen gesprochen, glaubten sich nun selbst hinter Brustwehren, die auf zwei und dreißig Fuß hohen Bekleidungsmauern ruhten, nicht mehr sicher genug. Ueberall, wo ich hinkam, befragte man mich, wie und wohin der Rückzug zu nehmen sey, niemals aber, was man zu einer tüchtigen Vertheidigung thun müsse. Der Mißmuth brach bald in ein allgemeines Murren aus und man nahm endlich keinen Anstand mehr, laut zu erklären, daß es Unsinn sey, mit so schwachen Kräften einem zahlreichen und muthvollen Feinde widerstehen zu wollen; wenigstens müsse man die Außenwerke verlassen und sich ins Innere der Festung zurück ziehen. Durch diese beunruhigenden Auftritte bewogen, berief der Gouverneur am 5. Oktober einen Kriegsrath zusammen, bestehend aus den Generälen, den

Kommandanten der Außenwerke und einigen Ingenieur- und Artillerieoffizieren.

Ueberzeugt, daß sich die allgemeine Meinung zur Räumung der Außenwerke neigen werde, entwarf ich eine Note, die nach geendigtem Kriegsrathe den Statthaltern eingehändigt wurde und hier blos dem wesentlichsten Inhalte nachfolgen soll:

„Die bei den bestehenden Verhältnissen in Betracht zu ziehenden Außenwerke sind:

a) die von dem untern Rheinufer bis zum Münsterthore ziehende Linie;
b) vier sehr bedeutende Forts;
c) drei Schanzen von geringerer Stärke;
d) die verschanzten Linien, welche die mit (b) und (c) bezeichneten Werke unter sich verbinden."

„Alle diese Werke sind in neuern Zeiten nach bessern Grundsätzen und mit mehr Sorgfalt ausgeführt worden, als die innere Umfassung, und gewähren selbst zum Theil einen weit höhern Grad von Sicherheit gegen einen offenen Angriff."

„Die Linien (a) sind durch Wassergräben gedeckt. Die auf Anhöhen liegenden vier Hauptforts (b) beherrschen nicht nur die ganze umliegende Gegend,

sondern auch zum Theil die innere Festung. Wollte es der Feind versuchen, die Linien, durch welche sie verbunden sind, bei Tage zu durchbrechen, sie im Rücken zu lassen und den Angriff auf die innere Umgebung zu unternehmen: so würde ihm ein starkes, kreuzendes Feuer aus den Forts, das sich vor diesen Linien entwickelt, solches unmöglich machen. Zur Nachtzeit aber kann die Besatzung dieser Linien aus eben jenen Forts, gegen welche eine Ersteigung mit Leitern unausführbar ist, verstärkt werden."

„Wenn aber die Vortheile wichtig sind, welche durch die Vertheidigung der Außenwerke gewonnen werden: so würden die Nachtheile, welche bei ihrem Verlassen erwüchsen, noch ungleich größer sein. Der Feind würde sich in denselben festsetzen und von daher nicht nur die innere Festung aus der Nähe beschießen, sondern auch alles zu einem allgemeinen, offenen Angriffe auf dieselbe vorbereiten. Ein Theil des Hauptwalles kann aus einigen dieser Forts, selbst im Rücken beschossen werden, u. s. w."

Der General-Major von Faber, war der Erste, welcher sich bemühte, die von mir für die Vertheidigung der Außenwerke vorgelegten Gründe zu bestrei-

ten. Die Mehrheit der Abstimmenden war ihm auch schon beigetreten, als ein auf Kundschaft ausgeschickter Husaren-Lieutenant verhängten Zügels angesprengt kam, mit der Nachricht, die Franzosen seien in vollem Anmarsch und nur noch einige Stunden von der Festung entfernt. Der Gouverneur stand schnell auf und erklärte die Sitzung für geschlossen. Auf mein Bemerken, daß bei gegenwärtig dringender Lage eine endliche Entscheidung durchaus nöthig sei, um sich in den Vertheidigungsmaaßregeln darnach zu bemessen, rief er: „Also zur Abstimmung! Verlassen oder vertheidigen wir die Außenwerke?" — Verlassen! riefen Alle, und — so blieb ich denn selbst verlassen bei meiner Meinung stehen.

Der Gouverneur begab sich nun in Begleitung des General-Feldmarschall-Lieutenants von Rüdt zu den Statthaltern, um sie von der Ankunft der Franzosen und vom Beschlusse des Kriegsrathes zu unterrichten. Ich wurde bald hernach, nebst General von Faber, dahin berufen. Die Statthalter äußerten ihre Verwunderung darüber, daß man gegen alle Zusage des Gouverneurs — die Festung nämlich aufs Aeußerste zu vertheidigen, — nun doch die

wesentlichsten Theile derselben ohne Widerstand dem Feinde einräumen wolle. Sie forderten den General von Faber auf, die Gründe seiner Meinung anzugeben. Diese fielen äußerst seicht aus und gingen in der Hauptsache dahin, daß es doch wahrscheinlich sei, der Feind werde bei einem allgemeinen gewaltsamen Angriffe einige Außenwerke erobern und sich wenigstens des darin befindlichen Geschützes bemächtigen.

Ich fragte ob er glaube, unter den bestehenden Verhältnissen Mainz auch mit allen Kanonen noch vertheidigen zu können, wenn sich der Feind einmal im ungestörten Besitze der Außenwerke befände?

Er gab zu, daß dann nichts übrig bliebe, als zu kapituliren.

Nun gut, erwiederte ich, vertheidigen wir also standhaft die Außenwerke, welche eben so wichtig durch ihre Lage, als durch ihre innere Einrichtung sind; und sollten unsere Bemühungen fruchtlos bleiben, dann wird es auf den Besitz einiger Kanonen mehr oder weniger nicht ankommen, um — zu kapituliren.

Die Statthalter verwarfen hierauf den Beschluß

des Kriegsrathes und verordneten die Befolgung des früher gefaßten Vertheidigungsplanes. Der Staatskanzler von Albini nahm mich bei dieser Gelegenheit auf die Seite, um mir zu sagen: „Wir schätzen Ihre Festigkeit und Ihre Kenntnisse. Fahren Sie so fort! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Kurfürst Sie in Kurzem zum General ernennen wird."

Ich antwortete ihm, daß es dieser Aufmunterung nicht bedürfe, um mich zur Erfüllung meiner Pflichten zu bewegen.

Auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes hatte der Gouverneur den Alarmschuß thun lassen, damit sich jeder schnell auf seinem Posten einfinde. Dieß hatte zur Folge, daß die 120 Mann starke Compagnie nassau-weilburger Truppen sich aus der Festung flüchtete und in ihre Heimath zurückkehrte; daß viele Bürger, welche die Wache hatten, solche verließen, und daß die Geistlichkeit, die Hofdiener, Staatsbeamte und andere Leute in so großer Menge auswanderten, daß man nöthig erachtete, solches zu untersagen.

In der Nacht vom 5. zum 6. fiel nichts vor; selbst am kommenden Morgen war noch kein Feind erschienen und man erhielt endlich die Gewißheit, daß dieser sich noch in seiner Stellung bei Worms befand. Jener falsche Lärm beruhte auf einem Mißverständniß oder vielmehr auf einem Schalksstreiche. Der auf Kundschaft befehligte Lieutenant hatte nämlich für gut gefunden, seine Husaren voraus zu schicken. Diese kehrten in einer Schenke ein und zechten auf ungerechte Kosten. Der Wirth, um dieser saubern Gäste los zu werden, stellte einige Leute aus dem Orte an, die mit anscheinender Bestürzung die Nachricht bringen mußten, die Franzosen seien im Anzuge. Die Husaren warfen sich auf die Pferde und eilten zum Lieutenant, der nicht für nöthig fand, sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, sondern eiligst den Rückweg nach Mainz nahm.

Inzwischen nutzte man die Unthätigkeit, in der die Feinde verharrten, zur Ausführung der Vertheidigungsanstalten, die selbst noch mit gleicher Thätigkeit fortgesetzt wurden, als man mit Gewißheit er-

fuhr, daß die Franzosen am 9. Worms verlassen und sich bis Landau zurückgezogen hatten.

Die Nachrichten von der Lage der nach Frankreich vorgerückten Kriegsheere wurden von Tag zu Tage bedenklicher. Viele von daher zurückkehrende französische Auswanderer trafen in Mainz ein, die meisten in einem kläglichen Zustande. Ihre Aufnahme war sehr von jener verschieden, die ihnen einige Monate früher zu Theil geworden war. Sie wurden mit Wache von einem Thore zum andern begleitet, ohne daß man ihnen gestattete, in der Stadt zu verweilen. Der Grund dieser so kalten, selbst beleidigenden Behandlung lag vorzüglich in der Besorgniß, den Unwillen der Bürger zu erregen, welche diese Fremdlinge als die Ursache ihrer bedrängten Lage ansahen. Ueberhaupt benahmen sich die Statthalter und der Gouverneur sehr herablassend gegen die Einwohner, indem sie zugleich mit Aengstlichkeit alles zu entfernen suchten, was denselben günstige Begriffe von dem Feinde hätte geben können. Den von Speier zurückgekommenen Offizieren wurde Stillschweigen über die dortigen Vorfälle auferlegt. Etliche und zwanzig gefangene Soldaten, die der

französische Obergeneral als verheirathete Leute entlassen hatte, wurden dem Gouverneur vorgeführt. Sie rühmten die ihnen zu Theil gewordene Behandlung und erhielten den Bescheid, es wäre besser gewesen, wenn jeder 25 Stockschläge wohl aufgezählt erhalten hätte. Sie wurden auch unverweilt unter Bedeckung nach der Festung Königstein gebracht. Aus derselben Politik ging die Aeußerung hervor, die der Kanzler Albini in meinem Beisein gegen einen Rittmeister that, der nach dem Abzuge der Franzosen von Worms dahin geschickt worden war und den Rapport überbrachte, der Feind habe gute Mannszucht gehalten und alles baar bezahlt. „Lieber wäre es mir gewesen," sagte der Kanzler, „von Ihnen zu hören, daß Worms und die Gegend ausgeplündert und verheert worden sei."

Am 15. Oktober traf in Mainz eine Schwadron östreichischer Husaren ein, und da die Statthalter die Nachricht erhalten hatten, daß 800 aus den Hospitälern kommende östreichische Soldaten Frankfurt passiren würden, um sich nach den Niederlanden zu begeben, so erwirkten sie bei dem östreichischen Gesandten die

Erlaubniß, auch diese zur Verstärkung der Besatzung nach Mainz zu ziehen.

Am 18. Abends wußte man, daß sich die Franzosen in verschiedenen Kolonnen Mainz näherten und der Vortrab bereits die fliegende Rheinbrücke bei Oppenheim besetzt habe. Die östreichische Verstärkung wurde erst folgenden Tags erwartet. Ihre Bestimmung war in Mainz kein Geheimniß mehr. Nun hatte man aber die nicht ungegründete Vermuthung, daß ein Spion der französischen Truppen, der sich für einen Weinhändler ausgegeben, Tags vorher in dem nur eine halbe Stunde entfernten Orte Weißenau gewesen sei und Nachrichten eingezogen habe. Es durften also blos einige hundert Mann französische Kavallerie bei Oppenheim über den Rhein und dann einige Stunden oberhalb Mainz über den Main gehen, um diese 800 Mann, insgesammt unbewaffnete und nur von einigen Offizieren geführte Leute aufzuheben. Ich machte den Gouverneur hierauf aufmerksam, und es wurde ihnen mit anbrechendem Tage eine ziemlich starke Truppenabtheilung entgegen geschickt. Sie trafen am 19. um die Mittagsstunde ein, wurden bewaffnet und in

jene Werke vertheilt, gegen welche ein gewaltsamer Angriff mit Erfolg ausgeführt werden konnte.

In der That war der französische Obergeneral von der Ankunft dieser Truppen unterrichtet gewesen; da seine Nachrichten aber aus keinen verläßigen Quellen flossen, so hatte er in der irrigen Voraussetzung, daß solche aus den Niederlanden kommend, auf dem Marsche nach Mainz wären, einige tausend Mann gen Kreuznach und Bingen abgeschickt. —

Die abermalige und nun verläßigere Nachricht von der Annäherung des Feindes hatte weitere Auswanderungen zur Folge. Der Finanzminister, Freiherr von Seckendorf, dem das öffentliche Interesse des Landes sowol als das private seines Fürsten anempfohlen war, hatte bereits seine eigne ganze Habe über den Rhein geschafft und fand nun für gut, auch seine Person in Sicherheit zu bringen. Darüber blieb denn freilich des Kurfürsten Bibliothek, dessen Gemälde- und Kupferstich-Sammlung, die Mobilien, Pferde, Wagen u. s. w. in Mainz zurück. Alles für die Franzosen, die es nachher,

als Ersatz für die ihren ausgewanderten Landsleuten erwiesenen Wohlthaten, in Beschlag nahmen.

Wirklich war am 18. Abends gegen neun Uhr der Feind schon bis Weißenau vorgerückt. Da die Ruinen des, zwischen besagtem Orte und der Festung gelegenen Karthäuserklosters seine Annäherung begünstigen konnten, so hatte ich sie verschanzen lassen. Auch wurde er, als er es versuchte, sich hier festzusetzen, zurückgeworfen.

Am 19. in der Frühe brachte eine Patrouille einen Hauptmann des 4. Bataillons des Jura ein. Auf die ihm, hinsichtlich der Stärke und Stellung des Feindes gemachten Fragen, entschuldigte er sich mit gänzlicher Unwissenheit. Als ich hierauf mit dem Gouverneur die Außenwerke besuchte, entdeckten sich wesentliche Mängel in der Bewaffnung. Einiges Geschütz war übermäßig, anderes äußerst gering mit Munition, auch wohl mit Kugeln und Kartätschen von nicht dazu gehörigem Kaliber versehen. Ich hatte in die vier Hauptforts Mörser bringen lassen, um bei einem nächtlichen Angriffe Leuchtku-

geln aus denselben zu werfen. Man behauptete, daß keine Leuchtkugeln vorhanden seien. Dennoch fanden sich deren nach Uebergabe der Festung in beträchtlicher Menge vor. Wenn man hier auch nicht der Artillerie-Direktion sträfliche Absichten zur Last legen will, so möchte sie wenigstens von großer Nachläßigkeit nicht frei zu sprechen sein.

Gegen zehn Uhr selbigen Morgens, als ich mich mit dem Gouverneur auf dem Walle der innern Festung befand, wurde in dem Nonnenkloster Thalheim, welches hart am Fuße der Anhöhe lag, auf der sich das Fort Linsenberg befindet, Sturm geläutet. Nicht lange, so kam uns eine, aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie zusammengesetzte, drei bis viertausend Mann starke feindliche Kolonne zu Gesicht, die aus dem Thale hervorbrach und sich, in einer Ferne von fünf bis sechshundert Schritten, den Linien, welche besagtes Fort mit dem Fort Hauptstein verbinden, entlang und an letzterem vorüber zog. Alles dieses geschah, ohne daß auch nur ein Flinten- oder Kanonenschuß aus diesen, mit Truppen und Geschütze wohl besetzten Werken gefallen wäre. Ich wurde eiligst dahin geschickt, Auf-

klärung über diese unbegreifliche Erscheinung zu erhalten. Der Oberst, Freiherr von Breitenbach, Kommandant des Forts Linsenberg, entschuldigte sich, — der Feind sei ja ganz ruhig vorbei gezogen, daher man nicht geglaubt habe, die Feindseligkeiten beginnen zu dürfen. Der General Freiherr von Rüdt, welcher in dem Fort Hauptstein kommandirte, erklärte, er habe die vorbeigezogene Kolonne für französische Ausgewanderte gehalten, welche die Absicht hätten, sich in die Festung zu werfen. Doch war er bereits von diesem Irrthume zurück gekommen, indem der Feind, nachdem er sich außer Gefahr befand, das Fort mit einigen scharf geladenen Kanonenschüssen begrüßt hatte. Das eigentliche Verhältniß der Sache war aber, wie sich in der Folge herausstellte, daß der französische General, beordert, mit einer Truppenabtheilung den linken Flügel des Belagerungskorps zu bilden, aus Mangel an Lokalkenntniß und einem guten Führer, auf Abwege gerathen war und seinen Irrthum erst erkannt hatte, als er sich aus dem Thale zog und die bedeutenden Festungswerke zur Seite erblickte. —

Gegen Mittag führte der Feind sechs achtpfün-

der Kanonen zwischen den Orten Heiligkreuz und Bretzenheim auf und beschoß während einer Stunde die Stadt, doch bei so großer Entfernung ohne andern Erfolg, als daß einige Mauern und Dächer beschädigt wurden. Indessen verließen mehre Bürger ihre Posten und erklärten laut, der Kurfürst, welcher sich in Händel gemischt, die ihn nichts angegangen, möge nun auch solche ausfechten.

Schon in der Frühe hatte ich dem Gouverneur vorgeschlagen, einen erfahrnen Offizier auf dem Thurme der Stephanskirche aufzustellen, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Da dieß außer Acht gelassen worden, so begab ich mich, mit einem guten Teleskop versehen, nach der Mittagsstunde selbst dahin. Was ich entdecken konnte, gab mir folgende Resultate, die ich in meiner Schreibtafel aufzeichnete und dem Gouverneur mittheilte:

a) Der Feind hat zwei sichtbare getrennte Läger, eines auf den Anhöhen zwischen den Orten Hechtsheim und Marienborn, das andere auf jenen zwischen dem letztern Orte und Trais. Seine Zelte sind in starker Entfernung von einander aufgeschla=

gen, vermuthlich in der Absicht, um zahlreicher zu scheinen, als er ist.

b) Jedes dieser beiden Lager kann drei bis vier tausend Mann, auch mehr, enthalten.

c) Eine Kolonne von beiläufig gleicher Stärke hat sich diesen Morgen gegen den Ort Mombach gezogen, wo sie den linken Flügel des Belagerungskorps bildet; ihre Stellung ist wegen der davor liegenden Anhöhe nicht sichtlich.

d) Eine gleich starke, den rechten Flügel bildende Abtheilung kann man von Heiligkreuz bis Weißenau annehmen, die aber auch durch Anhöhen gedeckt ist.

e) Die ganze feindliche Infanterie möchte sich also auf 16 bis 17,000 Mann belaufen. Es ist wahrscheinlich, daß sich die vor Speier erschienene Kavallerie, welche allgemein auf 5000 Mann angegeben wurde, bei dem Belagerungskorps befindet.

f) Bei dem schnellen Marsch des Feindes kann man mit Grund voraussetzen, daß er kein Belagerungsgeschütz mit sich führt.

Nachmittags gegen drei Uhr begaben sich der Kanzler von Albini und der General Graf Hatzfeld auf den Stephansthurm, wohin ich sie begleitete.

Wir trafen mehre Neugierige an, die durch die Gefälligkeit des Thürmers Zutritt dahin gefunden hatten und deren uns einige mit der Nachricht entgegenkamen, der Feind führe eine große Menge Leitern gegen die Festung. Wirklich entdeckten wir 14 bis 16 mit Leitern beladene Wagen, die den Weg von Heiligkreuz nach Marienborn nahmen. Diese Erscheinung, die sich bald in der Stadt verbreitete, machte einen etwas nachtheiligen Eindruck, obgleich sie für den Sachverständigen keineswegs beunruhigend seyn konnte. Auf die vier Hauptforts war, bei ihren hohen Bekleidungsmauern, eine Leitersteigung unmöglich, und so auch auf die innere Festung, bis auf wenige Stellen, die wohl verpallisadirt und, wie ich bereits oben bemerkt habe, mit regulären Truppen stark besetzt waren. Die Leitern selbst, aus den benachbarten Orten zusammengeführt, waren nicht von der Art, um zu dem vorhabenden Gebrauche zu dienen.

In der Nacht vom 19. zum 20. Oktober machte der Feind einige Versuche, die Besatzung der äußern

Linien zu beunruhigen, wobei er einen Mann verlor, der folgenden Morgens in die Stadt gebracht wurde. Als ich am 20. in der Frühe den Gouverneur bei Besichtigung der Posten begleitete, zeigte sich überall bei den Offizieren Unzufriedenheit über die Beschwerlichkeit ihres Dienstes, obgleich die meisten in den Kasematten sehr erträgliche Aufenthaltsorte hatten.

Bei unserer Rückkunft in der Stadt wurde gemeldet, daß ein Abgeordneter des französischen Obergenerals bei den Außenwerken angekommen sei, der den Gouverneur selbst zu sprechen verlange. Dieser begab sich, ohne andere Begleitung als einiger Ordonanz-Husaren dahin, kam bald zurück, und gleich darauf erfolgte eine Berathung bei den Statthaltern, an welcher nebst dem Gouverneur, der General-Feldmarschall-Lieutenant Graf Hatzfeld und der preußische Gesandte, Freiherr von Stein, Theil nahmen. Nach ihrer Beendigung wurde ich in die Behausung des General-Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Rüdt berufen, der in verflossener Nacht gefallen war und sich deßhalb vom Kommando auf dem Fort Hauptstein hatte ablösen lassen. Ich fand den Gouverneur und die Generale Rüdt, Hatzfeld,

Faber, Buseck, Kotolinski und Stutzer bereits versammelt. Man bildete sich in einen Kriegsrath, bei dem mir die Niederschreibung des Protokolls übertragen wurde.

Der Gouverneur las ein Schreiben des französischen Obergenerals ab, welches die Aufforderung zur Uebergabe der Festung enthielt, mit dem Zusatze, daß er sich ihrer im Falle der Verweigerung durch Sturm bemächtigen werde, dann aber für eine allgemeine Plünderung nicht stehen könne. Auffallend war es mir, daß man sich in diesem Schreiben auf ein anderes bezog, welches bereits am 19. dem Gouverneur zugestellt worden war und bei dessen Empfang dieser in seiner Antwort einen Tag Bedenkzeit gefordert haben sollte. Man hatte über dieses Schreiben gänzliches Stillschweigen beobachtet. Dem Schreiben, welches nun im Kriegsrathe abgelesen wurde, war ein anderes an den Stadtrath beigefügt, in welchem der Kurfürst scharf getadelt, den Bürgern aber Schutz und aufrichtige Freundschaft zugesichert wurde. Man fand es der Würde des bis nach Thüringen entflohenen Kurfürsten nicht angemessen, dieses Schreiben an seine Behörde gelangen zu lassen und die Stimme

des Bürgers in einer Sache zu vernehmen, die ihn doch so nahe anging. Daß diese Stimme zu Gunsten der Franzosen ausgefallen wäre, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Eben darum wäre es wenigstens klug gewesen, diese Stimmung der Stadt hervor zu rufen. Denn da die Statthalter, wie wir gleich sehen werden, die Uebergabe der Festung bereits beschlossen hatten: so würde durch jenen Kunstgriff ein Theil der Verantwortlichkeit auf die Bürgerschaft gefallen sein, die nun das Gouvernement allein traf. —

Der Gouverneur äußerte, der Kurfürst habe bei seiner Abreise von Mainz den Statthaltern auf das Feierlichste erklärt, daß sie ohne Rücksicht auf sein persönliches Interesse, das Beste der Bürgerschaft nie aus dem Auge verlieren sollten; daher die Statthalter, um die Personen und das Eigenthum derselben nicht auf das Spiel zu setzen, geneigt wären, Mainz unter billigen Bedingungen an die Franzosen zu übergeben; dies um so mehr, als selbst ein so erfahrner Soldat, wie der preußische Gesandte, Freiherr von Stein, ihrer Meinung beigetreten sei. Dennoch wolle man in einer so wichtigen Sache keinen Entschluß fassen,

ohne vorher das Gutachten des hier versammelten Kriegsrathes einzuholen.

Der General Graf Hatzfeld erklärte sich zuerst für die Nothwendigkeit einer Kapitulation und unterlegte seiner Behauptung mehre Beweggründe. General von Faber trat dieser Meinung nicht nur bei, sondern suchte sie noch durch neue Gründe zu unterstützen. Die Generäle Rüdt, Buseck, Kotolinski und Stutzer stimmten ohne weiters für die Uebergabe der Festung. Der Gouverneur befragte nun mich um meine Ansicht. Ich antwortete, daß solche nach dem, was so eben einhellig beschlossen worden, überflüssig sein dürfte. — Indeß könnte ich nicht einsehen, wie es bei den getroffenen Vertheidigungsanstalten dem Feinde möglich wäre, einen offenen Angriff mit Erfolg auszuführen, insofern es nur Allen Ernst sey, Widerstand zu leisten.

Unzufrieden über diese Erklärung, versetzte der Gouverneur, ob ich für die Folgen eines mißlingenden Widerstandes persönlich verantwortlich seyn wolle?

Die Forderung war, bei der eben laut gewordenen Gesinnung der Commandirenden und bei dem

unter den Truppen und den Bürgern herrschenden Geiste, doch wol etwas zu stark! —

Nach gefaßtem Beschlusse, die Festung zu übergeben, ging der Kriegsrath auseinander.

Bald darauf erhielt ich die Ordre, mich in das französische Hauptquartier zu begeben. Der Gouverneur stellte mir ein verschlossenes Schreiben an den feindlichen Obergeneral Custine zu. Ohne mich mit dessen Inhalt bekannt zu machen, empfahl er mir, vor Abgabe desselben nachdrücklich zu versuchen, ob ich nicht den General zur Anerkennung der Neutralität des Kurfürsten bewegen könne.

Auf den Vorposten angelangt, ward ich von einem Stabsoffizier empfangen, der mich nach Marienborn führte, wo sich Custine befand. Ich sagte ihm, daß der Gouverneur von Mainz, obgleich in der Lage, die ihm angedrohte Bestürmung der Festung abzuschlagen, dennoch nicht abgeneigt sey, sich in Unterhandlungen einzulassen, in so fern man die, von Seiten Frankreichs anzuerkennende Neutralität des Kurfürsten und seines Landes dabei als Grundlage annehmen wolle. — Custine gerieth bei diesem Antrage in sichtliche Verlegenheit, faßte sich

aber schnell und antwortete: „Frankreich wolle keine Eroberungen machen; auch sey er nicht gekommen, friedfertigen Bürgern Uebles zuzufügen, sondern einen unbesonnenen Fürsten in seine Schranken zurückzuweisen, welcher den unversöhnlichsten Feinden des französischen Volkes Schutz und Unterstützung verliehen und, um über Frankreich einen Krieg zu verhängen, nicht blos Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, sondern seine eigene Ohnmacht verkennend, mitwirkenden Antheil daran genommen habe. Er, Custine, befände sich an der Spitze zahlreicher Truppen, die keinen höhern Wunsch hätten, als sich durch kühne Thaten auszuzeichnen; er kenne die Schwäche der mainzer Besatzung und die Empfänglichkeit der Bürger für die Grundsätze der Franzosen; er habe selbst geheime Einverständnisse in Mainz und sey seiner Sache sehr gewiß. Gesetzt aber auch sein Unternehmen scheitere, so glaube er sich hierüber eher bei dem National-Convent verantworten zu können, als wenn er in den ihm gemachten Antrag willige, der überdieß als diplomatischer Gegenstand außerhalb seines Wirkungskreises liege.

Es wurde noch einiges über die Sache gespro-

chen und Custine entließ mich endlich, indem er mit verdrießlicher Miene sagte, daß, im Falle er nach Verlauf von zwei Stunden keine bestimmtere Erklärung erhielte, alle Unterhandlungen als aufgehoben anzusehen seien. Ich übergab nun das Schreiben mit dem Bemerken, daß ich meinen Auftrag erfüllt habe und er hier das Weitere vernehmen werde. Er eilte damit zu einem Tische. Bei Durchlesung erheiterte sich seine Miene und er konnte sich selbst des Lächelns nicht enthalten. Ein Adjutant wurde berufen, dem er seine Antwort dictirte, wiewol so leise, daß ich nichts davon verstehen konnte. Ich eilte nach Mainz zurück, wo ich eine Stunde vor Mitternacht eintraf und von dem Gouverneur den Auftrag erhielt, mich nebst dem kurfürstlichen geheimen Rath Kalkhof abermals in das französische Hauptquartier zu begeben, um die Kapitulation abzuschließen, die man bereits entworfen hatte und uns zur Beförderung zustellte.

Am 21. gegen 2 Uhr nach Mitternacht langten wir in Marienborn an. Custine, der bereits zu Bette lag, unterhielt uns während einer Stunde von den Siegen, welche die Franzosen in der Cham-

pagne erfochten hatten und von dem Muthe der unter ihm stehenden Truppen. Er ging selbst zu den innern Verhältnissen Frankreichs über. Ludwig der Sechzehnte, sagte er, könne nach dem allgemein verlornen Vertrauen nie wieder den Thron besteigen; er hoffe aber, daß man bis zur Volljährigkeit seines Sohnes das Reich unter die Regentschaft würdiger Männer setzen und dem Prinzen eine, den liberalen Grundsätzen der Franzosen angemessene Erziehung geben werde.

Dieß war wirklich der Plan, den Custine damals im Geheim verfolgte, — gewiß für das Wohl Frankreichs und ganz Europas der beste, wenn er ausführbar gewesen wäre. Wir wurden endlich mit dem Bedeuten entlassen, der General Meunieur werde unverweilt eintreffen, um das Weitere mit uns zu verhandeln.

Die Capitulation wurde nun und zwar mit unbedeutenden Abänderungen nach den Bestimmungen, die des Gouverneurs erstes Schreiben und die uns nachher ertheilte Instruktion enthielt, abgeschlossen, von beiden unterhandelnden Theilen genehmigt und durch den Gouverneur dem versammelten Stadtrath

bekannt gemacht. Die Statthalter hatten schon die Nacht zuvor Mainz verlassen. Der General von Faber, der Kriegskommissär Riedel und ich erhielten Ordre, bis zur endlichen Uebergabe der Festungswerke, der Pläne, des Geschützes, der Magazine u. s. w. in Mainz zu verbleiben.

Nachmittags dieses 21. Oktobers gegen drei Uhr rückte eine Abtheilung französischer Truppen ein, welche die Posten am Gauthor und an der Rheinbrücke besetzte. Nach vier Uhr folgte der französische Obergeneral, der für sich und seinen Staab den kurfürstlichen Palast bezog.

Selbige Nacht noch ging eine Abtheilung des französischen Belagerungskorps durch Mainz, langte am 22. in der Frühe vor Frankfurt an und nahm die Stadt in Besitz. Der Gouverneur von Mainz sah dieses als kapitulationswidrig an und beschwerte sich deßfalls beim französischen Obergeneral, wohin ich ihn begleitete. Beim Weggehen ersuchte mich dieser zu bleiben, um ihm einige Auskunft über die Festung zu geben. Er ließ die beiden Ingenieur-

Offiziere Clement und Cabert berufen und zog einen illuminirten Kupferstich von Mainz hervor, der gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Nürnberg herausgekommen war, ein elendes Machwerk, welchem bei vielen Unrichtigkeiten selbst die hauptsächlichsten Außenwerke fehlten. Ich fragte den General, ob das der Plan sei, der ihm bei dem Angriffe zum Leitfaden habe dienen sollen? Er versetzte, alle Bemühungen seien vergeblich gewesen, sich einen bessern zu verschaffen. Späterhin gestand mir Custine, er habe bei seinem Marsche nach Speier weder eine Absicht auf Mainz gehabt, noch sei er von dessen Vertheidigungsstand unterrichtet gewesen. Erst später habe er Nachrichten hierüber eingezogen und den guten Erfolg seines Unternehmens auf die schlechte Zusammensetzung der Garnison, vorzüglich aber auf die Unzufriedenheit der Bürger mit dem Kurfürsten und auf ihre Begeisterung für die Sache der Franzosen gegründet.

Soviel ist gewiß, — wenn die französischen Truppen nach der Einnahme von Speier unverweilt auf Mainz vorgerückt wären, so hätte man an gar nichts anders denken können, als ihnen die Thore zu

öffnen. Erwäge man nur, daß damals die ganze, 1200 Mann starke Besatzung aus Invaliden, Rekruten und solchen Truppen bestand, die fünf verschiedenen kleinen Reichsfürsten angehörten und zum Theil, wie wir gesehen haben, die erste Gelegenheit ergriffen, aus der Festung zu entfliehen; daß damals kaum 50 Artilleristen in der Festung lagen, noch keine Kanone aufgeführt, kurz, nichts zum Widerstande vorbereitet und überdies Alles von dem unerwarteten Schlage betäubt war. Nur drei Wochen später, und es hatte sich vieles geändert. Die zugänglichen Stellen der Festung waren wohl besetzt und verpallisadirt; auf den Wällen standen 120 und mehre Kanonen, und einige hundert junge Handwerker waren in Bedienung derselben unterrichtet; die Besatzung war auf das Doppelte angewachsen, die Bürgerschaft bewaffnet und zur Dienstleistung angestellt. Ueber alles dieß schlecht unterrichtet und mit dem Zustande der Festung gänzlich unbekannt, unternahm Cüstine seinen Marsch gegen dieselbe. Er überzeugte sich auch bald nach seiner Ankunft, daß ihm die Mittel fehlten, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, und, ohne auch dazu nur die mindeste

Vorkehrung zu treffen, sich erst noch zu rüsten und zu verstärken, suchte er hauptsächlich durch schlaue Vorspiegelungen auf das Moralische seiner Gegner zu wirken. Es gelang, und Mainz fiel durch die Charakterschwäche der Statthalter und des Gouverneurs, der, statt einen Kriegsrath zusammen zu berufen, dem feindlichen General, auf dessen Aufforderung zur Uebergabe, nur mit entschloßnem Nachdruck hätte antworten dürfen, um ihn zum Rückzuge bis an Frankreichs Grenze zu nöthigen.

Die Grundsätze, auf denen Frankreichs neue Staatsverfassung in der ersten Phase der Revolution beruhte, nämlich monarchische, durch Vertreter des Volkes gemäßigte Gewalt, Abschaffung der das Land drückenden Privilegien einzelner Personen und Stände, gesicherte Rechtspflege und verbesserter Staatshaushalt, werden heutiges Tages allgemein und von allen Völkern, die nicht etwa noch auf der untersten Stufe der Civilisation stehen, als die einzige und nothwendige Grundlage des öffentlichen Glücks und einer zwischen dem Herrscher und dem Volke gesicherten

Wohlfahrt angesehen. Sie bestanden zwar damals, als die französischen Truppen nach Mainz kamen, nicht mehr in ihrer ersten Reinheit: Gewaltthätigkeiten, an die Stelle des Rechtes getreten, und ungezügelte Leidenschaften hatten sie überspannt und verderbt. Allein das Uebel, als Folge eines heftigen Kampfes zwischen denen, die auf das Neuzuschaffende drangen, und jenen, die vom Althergebrachten nicht lassen wollten, konnte nicht von Dauer sein; man mußte endlich zu ruhiger Besonnenheit zurück kommen. Die Anhänger an die Sache der sogenannten Neufranken mochten daher auch, ungeachtet der grausamen Mißbräuche, welche diese edle Sache zuerst zu erfahren hatte, ihr doch nicht entsagen; sie hofften, daß Vernunft über Vorurtheile, Wahrheit über Trug siegen würde. Auch die allgemeine Stimmung der Mainzer, mit Ausnahme des Adels und der hohen Geistlichkeit, hatte sich bereits lange vor den ausgebrochenen Feindseligkeiten für sie erklärt und bei mehreren Gelegenheiten laut zu erkennen gegeben. Hier nur einige Thatsachen.

Man hatte den Emigranten den Zutritt in die Mainzer Lesegesellschaft gestattet, welche einige hundert

Glieder sowohl aus dem Mittel- als Adelstande zählte. Diese Fremdlinge bewirkten bei dem Kurfürsten, daß mehre für die Gesellschaft bestimmte französische Flugschriften durch den Direktor, welcher deßfalls eine geheime Weisung vom Staatskanzler erhielt, unterdrückt wurden. Die Sache kam heraus und die Gesellschaft faßte einen Beschluß, dem zu Folge der Direktor durch einen andern ersetzt und den Emigranten der Eintritt in die Gesellschaft untersagt wurde.

Als Ludwig der Sechzehnte auf seiner Flucht ergriffen und nach Paris zurück gebracht wurde, befanden sich einige Prinzen und ein großer Theil des französischen Adels in Mainz. Ueberzeugt von dem glücklichen Ausgange dieses Unternehmens, wurde am Tage, wo die Nachricht in Mainz eintreffen konnte, die Oper: Richard Löwenherz gegeben, und der Kurfürst wollte selbst im Schauspielhause die frohe Nachricht kund machen. Allein die Stunde des Theaters war bereits gekommen und der erwartete Kurier noch nicht eingetroffen. Man zögerte, das Publikum wurde ungeduldig, man mußte anfangen. Allein noch war das Stück nicht zu Ende, als die

Unglückspost eintraf. Da erblickte man von Schreck erstarrte Menschen, todtblasse Gesichter und die äußerste Verwirrung in den Logen, während das Parterre in lauten Jubel ausbrach.

Der Hof und die Dienerschaft, der Adel, der größere Theil der Geistlichkeit und der Dikasterialpersonen hatten, wie wir schon bemerkt, Mainz vor der Uebergabe verlassen; die Zurückgebliebenen waren mit wenig Ausnahmen für die Franzosen gestimmt. Bei Ankunft derselben in der Stadt äußerte sich weder Furcht noch Niedergeschlagenheit unter den Bewohnern; viele waren ihnen freudig entgegen gegangen, die große Menge hatte sich auf den Straßen versammelt und Vertrauen und Heiterkeit herrschte in den Gemüthern. Die neu Angekommenen hatten bereits bei ihrem Aufenthalte zu Speier und Worms Beweise guter Mannszucht gegeben; der Soldat wurde auf Rechnung der Kriegskasse verköstigt, der Offizier lebte mit seinem Wirthe gegen Bezahlung. Frankreich wollte damals nicht sowohl durch die Gewalt der Waffen, als durch die öffentliche Meinung siegen;

es behandelte die Bewohner der Länder, wohin seine Truppen kamen, schonend, und hatte feierlich erklärt, daß es keine Eroberungen machen wolle, aber der Freund und natürliche Bundsgenosse jener Völker seyn werde, die sich für seine Grundsätze erklärten. Kurz, das System der Nationalversammlung und jetzt des Nationalkonvents war: — Europa von einem Ende zum andern zu revolutioniren; wie späterhin Napoleons Plan dahin ging, die Welt, so weit sie der Eroberung werth war, sich unterwürfig zu machen.

Auf diese Verheißungen der Franzosen hin traten bald Männer zusammen, die es sich zum Zwecke machten, eine Regierungsform, bei welcher der Vorzug der Geburt, auch ohne Verdienst und Talent, Alles, — Talent und Verdienst aber ohne jenen nichts galt, zu vernichten und an ihrer Stelle eine andere zu gründen, welche auf den natürlichen Rechten des Menschen und des Bürgers beruhe. Der Entschluß war bei der Ungewißheit des Waffenglücks sehr gewagt und es gehörte ein hoher Grad von Selbstverläugnung und Begeisterung dazu, um ihn zu fassen. Allerdings sind nicht Alle von gleich edlen

Beweggründen geleitet worden. Wer möchte in Abrede stellen, daß Manche wegen wirklich oder auch nur vermeintlich erlittener Unbilde oder Zurücksetzung; Manche, die nichts zu verlieren hatten, in der Erwartung zu gewinnen, und wieder Andere aus Verdruß, unter der alten Verfassung die Rolle der Gehorchenden statt der Gebietenden spielen zu müssen, sich für Frankreich erklärt und durch ihr Benehmen den Namen „Mainzer Patriot" in ein gehässiges Licht gestellt haben!

Allein wie Viele, die solcher Vorwurf nicht trifft, sind von der Güte der Sache überzeugt und mit fester Anhänglichkeit an dieselbe durch alle Entwicklungen einer stürmischen und schrecklichen Revolution gegangen, ohne je vom Pfade der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Uneigennützigkeit abzuweichen! Ihre Bescheidenheit erlaubt mir nicht, sie zu nennen; nur unter den bereits Verstorbenen will ich eines Forster, Lux, Blau und Retzer mit ein paar Worten gedenken.

Wer kennt George Forster nicht, den Gelehrten, den berühmten Weltumsegler, den klassischen Schriftsteller? Er stand eben als Bibliothekar in Mainz,

und wurde im Frühjahre 1793 nebst Lux nach Paris gesendet, um dem National-Convent die Wünsche der Mainzer und eines Theils der Rheinländer um Vereinigung mit Frankreich vorzulegen. Beide starben daselbst, Lux sogar auf dem Blutgerüste. Ergriffen von Abscheu vor den Grausamkeiten, die unter dem Scheine des Republikanismus verübt wurden, trat er nämlich mit einer Vertheidigung der Charlotte Corday auf, als es kein Franzose wagte, seine Stimme zu erheben. — Ich weiß es, redete er die Jakobiner in einer andern Schrift: „Aufruf an das französische Volk“, an, — ich weiß es, daß ihr allgewaltig seid, erkläre aber nichts desto weniger, daß ich nicht aufhören werde, euch öffentlich anzugreifen, bis ihr mich auf's Schafot führt, oder eurer usurpirten Gewalt entsagt, die ihr zu Gräuelthaten und zum Untergange der Freiheit mißbraucht! —

Felix Blau, Professor der Theologie und Vorstand des Seminars in Mainz, allgemein geschätzt als Gelehrter und noch mehr als biederer, menschenfreundlicher Mann, starb 1798 zu Mainz an den Folgen der bei der Wiedereinnahme von Mainz als Klubist

erlittenen Mißhandlungen. Vor seinem Ende hatte er noch Gelegenheit, den verwaisten und verunglückten Enkeln des Mannes, der ihn gemißhandelt hatte, nützlich zu sein und so die Erinnerungen eines wohlwollenden Gemüthes zu befriedigen. —

N. Retzer starb als Präsident des Tribunals zu Kaiserslautern, — seiner Kenntnisse, seines uneigennützigen, menschenfreundlich-biedern Charakters wegen allgemein geachtet.

Mit den genannten Männern betreten wir den Kreis der mainzer Klubisten. — Gleich bei Ankunft der französischen Truppen hatte sich, nach damaliger Sitte, eine solche Gesellschaft von Volksfreuden, ein Klub gebildet. Man war gleich anfangs mehr auf die Zahl der Mitglieder, als auf eine strenge Auswahl der Zubringenden bedacht. So konnte es nicht fehlen, daß in einem Verein von Leuten, die nicht aus gleichen Beweggründen handelten, bald genug Spaltungen eintraten und jede Partei ihre besondern Ansichten und Absichten geltend zu machen suchte; daß Leidenschaft oft an die Stelle der Ver-

nunft trat, die Stimme des brausenden Jünglings nicht selten über das Wort des besonnenen Mannes siegte und Manches beschlossen wurde, was keineswegs das Gepräge jener liberalen Grundsätze trug, zu deren Beförderung man sich doch vereint hatte. Solches war denn weit entfernt, den ruhigen Bürger, der die Wendung, wenn nicht gar den Ausgang der Dinge gern abwartet, für die Sache zu gewinnen, sondern eher gemacht, eine Abneigung gegen dieselbe zu erregen.

Ich will hier ein Original der damaligen Klubisten einführen, das uns einen Blick in jene schwankend bewegte Zeit thun läßt. Die Klubisten gaben nämlich bald ein Freiheitsfest, wobei auf einer, auf dem Markt errichteten Bühne die Insignien des Monarchenthums und der Feudalherrschaft verbrannt und unter großem Zudrange des Volkes viele Reden gehalten wurden. Auch Georg Böhmer, Gymnasial-Professor aus Worms, war unter den Sprechern. Er ließ sein 3 Tage altes Söhnchen auf den Platz bringen. Gracchus, redete er den Säugling an, ich erwarte von dir, daß du gleich jenen zwei großen Römern, deren Namen du trägst, ein eifriger

Volksfreund und ein unversöhnlicher Feind der Aristokraten sein wirst!

Der kleine Gracchus war aber weniger von den stolzen Worten des Papa's, als von der Kälte des rauhen Wintertags erschüttert; er schrie erbärmlich und hatte sich folgenden Morgens den großen Erwartungen des Vaters durch den Tod entzogen.

George Böhmer war ein Phantast. Er hatte eine große Vorliebe für alte Druckschriften. Doch erwiesen sich diese wenig dankbar dafür. Denn bei der Uebergabe von Mainz an die Preußen, wo Böhmer sich, gleich vielen andern Klubisten, im Schutz der abziehenden Besatzung hätte retten können, fesselten ihn seine aus Klosterbibliotheken zusammen geschleppten Scharteken so sehr, daß er darüber ergriffen und mit einigen andern Klubisten nach der Festung Ehrenbreitstein gebracht wurde. Unterwegs gesellte sich ein Küster zu ihnen, der in einem langen, schmalen Kästchen Wachskerzen trug. Ein Spaßvogel unter den Gefangenen raunte dem Professor in's Ohr, der Mann sei ein Scharfrichter, führe im Kästchen sein Schwert mit sich und werde damit ihnen allen an den Hals reichen. Da sank

der kühne Volksfreund in die Knie und war nicht von der Stelle zu bringen, bis man ihn über den Inhalt des Kästchens beruhigte.

Von Ehrenbreitstein kam Böhmer mit mehren seiner Gefährten auf die Citadelle von Erfurt. Von hier nahm er brieflich Abschied von mehren Freunden, entschlossen, wie er schrieb, sich zu Tode zu hungern. Wirklich hatte er den Versuch drei Tage lang gemacht, als der menschenfreundliche Coadjutor von Dalberg, damals Statthalter in Erfurt, sich in Person auf die Citadelle begab, den armen Professor von seinem Vorhaben abzubringen. Er fand jedoch den Gefangenen bereits bei einer stattlichen Mahlzeit. Vielleicht schrieb sich von diesen Schüsseln die Weisheit her, mit welcher der Professor in spätern bessern Tagen die Wände seines Hauses schmückte. Denn nachher in Frankreich als Richter angestellt, brachte er in allen Räumen seines Hauses Sprichwörter, Denksprüche und Lehren der Weisheit an, und so kam denn auf die Decke seines Speisezimmers der gute Spruch zu stehen: „Man ißt, um zu leben, — lebt aber nicht, um zu essen!“ — Das von Napoleon mit dem Pabste abgeschlossene Concordat machte

auf Böhmer einen so guten Eindruck, daß er von der protestantischen zur katholischen Kirche überging. Er starb als königlich westphälischer Beamter.

Solche Originale gab es genug unter den Klubisten. Es ließe sich eine ganze Gallerie derselben aufstellen. — Allein, waren diese Klubisten auch von mancher Unbesonnenheit und besonders von dem Vorwurf vor Proselitenmacherei, der Sucht zu municipalisiren und der Unduldsamkeit gegen abweichende politische Meinungen nicht frei zu sprechen: so verdiente doch die Behandlung, die der Kurfürst, als er wieder in den Besitz der Stadt gelangt war, sich gegen sie gestattete, vielleicht noch mehr Tadel und rechtfertigte die gegen ihn laut gewordnen Beschuldigungen. *)

Jeder nämlich, dessen Namen sich auf der Liste der Klubisten fand, wenn er auch nie Theil an ihren Verhandlungen genommen hatte, sah sich der Rache

---

*) Der Kurfürst hielt bald nach der Uebergabe von Mainz seinen Einzug. Der Kanzler Albini hatte für einen jubelvollen Empfang gesorgt. Die Metzger lös'ten die Pferde von seinem Wagen ab und spannten sich selber ein. Als der Zug an einem Gefängnisse vorüberkam,

der rückkehrenden Ausgewanderten, der Mißhandlung der gereizten Soldaten, der Zügellosigkeit eines raubsüchtigen Pöbels preisgegeben und ohne Anschuldigung eines durch die Gesetze bezeichneten Verbrechens, lediglich als Klubist und ohne Rücksicht auf Alter oder Krankheit, in ungesunde Kerker geworfen, worin einige ohne ärztliche Behandlung und Pflege starben. Ein unbescholtenes, blühendes Mädchen von 19 Jahren, der man nichts zur Last legte, als daß sie einigemal auf einem Liebhabertheater unter Direction der Klubisten gespielt hatte, wurde mit Flintenkolben so mißhandelt, das sie nach zwei Tagen starb. Ihre beiden jüngeren, ebenfalls mißhandelten Schwestern folgten ihr bald nach. Viele rechtliche Männer, die ohne die mindeste Theilnahme an Politik in Mainz geblieben waren und während der Belagerung, in welcher Deutsche eine deutsche Stadt

---

in welchem ein Klubist saß, schwebte ein Papierstreifen hernieder mit der Bleistift-Inschrift:

Jesus zog in Salem ein,
Von einer Eselin getragen;
Sein Knecht muß aber größer sein,
Zwölf Ochsen ziehen seinen Wagen.

einzuäschern versuchten, den Wurffeuern ausgesetzt, so manchmal ihr Leben gewagt hatten, um Wohnungen und Eigenthum ihrer ausgewanderten Mitbürger von Brand zu retten, wurden nicht minder die Opfer des Parteihasses. Geplündert, verhaftet, über ihr Verhalten zur Verantwortung gezogen, wurden sie, in Ermangelung anderer Schuld, bloß der Anhänglichkeit an die französische Verfassung verdächtigt, aus der Stadt verwiesen. Die mainzer Regierung stellte damals denselben Grundsatz auf, den früher die französischen Ausgewanderten festgehalten hatten, indem sie sich ausschließlich für die eigentliche Nation ansahen und alle Zurückgebliebenen als Verräther behandelten, die sie ihrem Haß aufopfern dürften. Nur jene Beamten, Geistliche und sonstige Personen, die sich als Spione hatten gebrauchen lassen, oder den Franzosen wie einer ansteckenden Seuche aus dem Wege gegangen waren, wobei sie die niedere Klasse der Bürger und Landleute dem Belieben des Feindes preisgaben, fanden Gnade vor dem Herrn. Die Andern, welche – wenn auch nur zum Besten ihrer Familien, ihrer Mitbürger oder der ihrer Obsorge Anvertrauten, auf ihrem Platz und

Posten ausharren zu müssen geglaubt hatten, waren, wenn nicht gerade strafbar, doch in den Augen der Regierung wenigstens des Mangels an Vaterlandsliebe verdächtig.

Jene Klubisten, welche sich auf ihre Anerkennung als französische Bürger stützten und für deren Sicherheit Frankreich mehre Geiseln zurück behalten hatte, wurden einige Jahre lang auf Festungen behalten und mit mehr oder weniger Härte behandelt, je nachdem das Kriegsglück sich auf diese oder jene Seite neigte. Sie hatten ihre endliche Befreiung dem von Frankreich über die Verbündeten erfochtnen Siege zu verdanken. Nach der Abtretung von Mainz kehrten sie dahin zurück und bezeichneten ihre Ankunft durch eine feierliche Erklärung gänzlicher Vergebung und Vergessenheit der ihnen zugefügten Uebel.

Nach diesen Betrachtungen, die mich der Zeit weit vorausgeführt haben, knüpfe ich den Faden der Ereignisse wieder an.

Am zweiten oder dritten Tage nach der Besitznahme von Mainz trafen daselbst einige trierische

Beamte aus Koblenz ein, welche von den dasigen zahlreichen Anhängern der Franzosen abgeschickt waren, um Cüstine zur Besitznahme der Stadt und der jenseits des Flusses liegenden Festung Ehrenbreitstein einzuladen. Die Besatzung dieser letztern besaß nicht den mindesten Vorrath an Lebensmitteln, die sie täglich aus Koblenz bezog, und an Pulver, nach genauer Angabe, nur etliche und zwanzig Pfund. Der Kurfürst hatte einige Jahre vorher alles Pulver der Festung an Frankreich verkauft. Hier war also Widerstand eine gänzliche Unmöglichkeit. Aus welchen Gründen Cüstine von dem Vorschlage keinen Gebrauch machte, ist mir unbekannt. An der Festung selbst konnte es nicht liegen; denn Ehrenbreitstein in seiner geringen Ausdehnung und günstigen Lage forderte noch nicht tausend Mann Besatzung und enthielt alles zu einer nachdrücklichen Vertheidigung Nöthige, bis — wie oben bemerkt — auf die fehlenden Lebensmittel, die aus der umliegenden Gegend durch Contribution leicht zu beschaffen, und auf das mangelnde Pulver, das von Mainz schnell dahin zu bringen gewesen wäre. Ja, es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß den nach Koblenz bestimmten

Truppen im Vorbeigehen auch die zwischen Ehrenbreitstein und Mainz gelegene hessische Festung Rheinfels in die Hände gefallen wäre, da solche einige Jahre später, bis wohin man doch Zeit hatte von der frühern Betäubung zurück zu kommen, auf die erste Aufforderung an ein französisches Korps überging, das keineswegs in der Lage war, das Mindeste gegen dieselbe zu unternehmen. Durch den Besitz von Rheinfels und Ehrenbreitstein hätten die Franzosen den Rhein auf eine weitere Strecke von achtzehn Stunden Wegs beherrscht, und welche andre Vortheile wären nicht zugleich gewonnen worden! Die Preußen wären genöthigt gewesen, ihren Rückzug aus der Champagne weiter abwärts über diesen Fluß zu nehmen; die nun im Rücken bedroheten Oestreicher hätten sich nicht mehr gegen Bournonville in ihrer Stellung an der Mosel, selbst nicht auf der linken Rheinseite halten können; das bournonvillesche Armeekorps wäre hier bis an das Ufer vorgerückt, hätte beide Festungen besetzt und sich an das Custinesche angeschlossen. Das Unternehmen forderte allerdings einen raschen Entschluß, hätte aber vor Verlauf von elf Tagen; wo der preußische Vortrab

bei Koblenz eintraf, ausgeführt sein können. Die Vortheile, welche hieraus für Frankreich erwachsen wären, sind also kaum zu berechnen und würden dem nächsten Feldzuge eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Frankfurt, auf welches Cüstine so rasch los ging, hatte weder die Lage noch die Haltbarkeit, um einen dauernden Besitz und Anhaltspunkt zu versprechen. Cüstine mußte sich darauf beschränken, die der Stadt angesetzte Contribution durch Geißeln zu sichern, das bedeutende Zeughaus zu leeren und das Geschütz nebst Munition nach Mainz bringen zu lassen. Gerade dies Geschütz leistete in der Folge dem Feinde bei der Belagerung dieser Festung so gute Dienste. Ein gleiches hätte er gegen das schlecht befestigte Hanau ausführen können, wo die Bürger bereits einen Aufstand zu Gunsten der Franzosen erregt hatten, und die schwache Besatzung es ruhig mit ansah, daß man den beiden hessischen Löwen am Wappen über der Hauptwache auf feierliche Weise — Freiheitsmützen aufsetzte. Die nach Frankfurt geschickten Truppen hätten damals ungehindert bis Würzburg gehen können, dessen Fürst-Bischof

ein Regiment im Oestreichischen Heere hatte, das gegen Frankreich focht.

Die Aufträge um derentwillen ich nach der Ankunft der französischen Truppen in Mainz verblieben war, brachten mich in nähere Verbindung mit dem Obergeneral, der mir mit Auszeichnung begegnete. Seine politischen Ansichten, deren ich bereits erwähnt habe, waren von meinen nicht verschieden; er wußte dieses und machte mir, als sich meine Geschäfte ihrer Beendigung naheten, den Antrag, in französische Kriegsdienste zu treten. Er glaube, sagte er, daß es gut sei, wenn der Verlust, den das französische Ingenieur-Korps durch die Auswanderung der Gegner der neuen Ordnung der Dinge erlitten habe, durch Freunde derselben ersetzt würde.

In der kurfürstlichen Militair-Verfassung bestand kein Gesetz, welches den Offizier hinderte, nach Gutbefinden seine Stelle niederzulegen und andere Kriegsdienste zu nehmen; ich glaubte also, ohne Pflichtverletzung Custines Antrage entsprechen zu können. In meinem, desfalls an den Kurfürsten gerichteten

Schreiben nahm ich keinen Anstand zu sagen, daß, wenn die Generalität meiner Meinung beigetreten wäre, er noch im Besitze von Mainz seyn würde. Den von mir gethanenen Schritt ließ der Kurfürst meinen Vater entgelten. Er war Oberster und Hofkriegsrath und stand auf dem Punkte, weiter befördert zu werden. Man setzte ihn auf Pension *).

Custine beschuldigte den General Kellermann bei dem Convent der Verrätherei, daß er die Preußen

---

*) Daß mich weder Eigennutz noch unbefriedigter Ehrgeiz oder Unzufriedenheit mit meiner Stellung bewogen haben, den mainzer Kriegsdienst zu verlassen, kann doch wohl keinen Zweifel leiden! Ich war Ingenieur-Oberstlieutenant, Professor der Mathematik bei der Universität, und Wasserbau-Direktor in dem Kurfürstenthum und in dem Bisthum Worms, und bezog von jeder dieser Stellen einen eigenen Gehalt; ich genoß die Achtung der Regierung und konnte mit gutem Grunde auf schnelle Beförderung im Militäre zählen, während im Gegentheil, nach den damals bei den Franzosen aufgestellten Grundsätzen, in Friedenszeit kein besoldetes Heer bestehen sollte. Das obenangeführte Schreiben ließ ich in die frankfurter und mainzer Zeitung einrücken; keiner darin enthaltenen Angabe wurde widersprochen.

Der Verf.

nicht bei ihrem Rückzuge aus der Champagne verfolgt und, statt mit seinem Armee-Corps bis an den Rhein vorzurücken, sich selbst zurückgezogen habe. Am 4. November traf der preußische Vortrab zu Koblenz ein und ging über den Fluß. Houchard, welcher mit einer kleinen Truppen-Abtheilung von der mainzischen Feste Königstein Besitz genommen hatte, griff ihn in der Nähe von Limburg an und machte etliche und fünfzig Gefangene.

Custine fehlte darin, daß er die Posten an der Lahn nicht besetzen ließ; der Marsch der Preußen gegen Frankfurt wäre dann verspätet, und diese durch den eintreffenden Winter genöthigt worden, die Kantonirungsquartiere in Hessen zu nehmen. Er hatte gleich nach der Einnahme von Mainz das Oberkommando über die ganze Rhein-Armee erhalten und aus dem Elsaß zwölftausend Mann an sich gezogen; sie wurden ihm von dem General van Helden zugeführt, dem er das Commando in Frankfurt übertrug.

Das aus der Champagne zurück gekommene preußische und durch die Hessen verstärkte Heer zog sich in der Gegend von Montabaur zusammen. Custine ließ die Gebirgsausgänge verschanzen, nahm nachher, ohne den Angriff abzuwarten, eine andere Stellung weiter rückwärts, und endlich mit achtzehn bis zwanzigtausend Mann eine dritte hinter der Liederbach, wo sich der rechte Flügel bei Höchst an den Main anlehnte und der linke bis zum Orte Sulzbach erstreckte. Houchard stand mit einigen tausend Mann weiter vorwärts bei Oberorschel. Ein anderes Beobachtungskorps von drei bis viertausend Mann unter dem Commando des Generals Meunier war in der Gegend von Wiesbaden aufgestellt, für den Fall, daß der Feind versuchen sollte, über Schwalbach vorzubringen, um dem französischen Armeekorps im Rücken zu manövriren. Kleinere Truppenabtheilungen standen bei andern Gebirgsausgängen. Ich hatte den Auftrag, die Stellungen dieser verschiedenen Posten zu berichtigen. Am 30. November gegen Abend langte ich bei jenem an, welcher den nach der Feste Königstein führenden Gebirgsausgang besetzt hatte. Er bestand aus zwei Batail-

lonen Linien-Infanterie, welche eine Abtheilung reitender Jäger und drei Kanonen bei sich hatten. Der Befehlshaber, General Setilli, versicherte mich, daß nach verläßigen Nachrichten der Feind gegen ihn im Anmarsche sei. Wir kamen dahin überein, daß er, im Falle vergeblichen Widerstandes, sich unter den Schutz der Feste Königstein zurückziehen sollte, wo er nach wenigen Stunden auf Verstärkung zählen konnte. Indeß traf Setilli mit seinen Truppen noch in der Nacht im Hauptquartiere zu Höchst ein und gab vor, daß es ihm nur unter der Begünstigung der Dunkelheit möglich gewesen, den Rückzug zu unternehmen, nachdem ihm der zahlreiche Feind bereits die Gemeinschaft mit Königstein abgeschnitten gehabt. Custine, der sich nun in der linken Flanke und im Rücken bedroht sah, schickte mich alsbald mit einer Truppenabtheilung von ungefähr dreitausend Mann ab. Ich stieß auf keinen Feind und nahm noch selbigen Morgens von dem verlassenen Posten Besitz. Bald darauf erhielt ich durch die abgeschickten Patrouillen die Nachricht, daß der Nachtrab des, bereits auf der sogenannten hohen Straße bis gen Frankfurt vorgerückten preußischen

Heeres am verflossenen Tage schon die Gegend passirt sei. Dies wurde auch durch einige als Gefangene mitgekommene Nachzügler bestätigt. Auf den hierüber an den Obergeneral erstatteten Rapport ward mir die Ordre, mit meinen Truppen zum Armeekorps zurückzukehren. Setilli erhielt Befehl, sich von der Armee zu entfernen.

Als ich am 2. Dezember (1792) in Höchst eintraf, waren die Preußen bereits im Besitze von Frankfurt. Custine, mit einem Theile seiner Truppen zur Rettung der Stadt herbeigeeilt, traf erst nach ihrem Verluste ein; kam Nachmittags nach Höchst zurück und beschuldigte den General van Helden und die frankfurter Bürgerschaft laut des Einverständnisses mit dem Feinde. Die Umstände, unter welchen der schnelle Fall von Frankfurt erfolgt war, wurden von den in der Sache befangenen Parteien verschieden angegeben. Sie waren im Wesentlichsten folgende:

General van Helden hatte wenige Tage vorher Befehl erhalten, das frankfurter Zeughaus in Besitz

zu nehmen. Ein zusammengerotteter Haufe wider-setzte sich. Van Helden gab nach, und Custine, obgleich er sich mit seinen Truppen in der Nähe befand, ließ es geschehen. Der frankfurter Pöbel lernte hierdurch die Schwäche des Stadtkommandanten kennen. Dieser machte sich aber auch noch der Nachlässigkeit schuldig, indem er die Handwerksbursche, unter denen viele Hessen und Preußen waren, vor die Stadt in das feindliche Lager hinaus gehen und mit ihren Landsleuten Gemeinschaft unterhalten ließ. Hier wurde der nachher ausgeführte Plan verabredet. Der frankfurter Magistrat mochte hievon unterrichtet gewesen sein, ohne jedoch selbst Antheil daran zu nehmen. Er war ja nicht verpflichtet, für die Sicherheit der Stadt im Interesse der Franzosen zu wachen. Das Wohl der Bewohner forderte aber, daß die Stadt ohne förmliche Belagerung übergehe.

Als am 2. in der Frühe der Feind gegen zwei Thore anrückte, waren diese nur schwach bewacht. Während van Helden auf den bedrohten Punkten den Wall mit seiner Infanterie besetzen ließ, gelang es den in großer Anzahl vereinten Handwerksburschen, welche meistens aus Bauprofessionisten bestan-

den, sich der Kanonen, die ohne Bedeckung herbeigeführt wurden, zu bemächtigen, die Thorwache zu überfallen und die Zugbrücken herabzulassen. Hätte sich van Helden, wie es bei der Möglichkeit eines Ueberfalls erforderlich ist, darauf beschränkt, die Zugbrücken einhangen, die Thore stark besetzen und eine Reserve zur Erhaltung der innern Ruhe aufstellen zu lassen: so wäre die Ausführung des Unternehmens unmöglich gewesen; der Feind hätte nicht über die Wassergräben gehen können und Custine die nöthige Zeit gewonnen, herbei zu eilen. Van Helden verließ während des ganzen Vorfalls das Zimmer nicht. Die Besatzung bestand aus 1600 Mann, wovon 40 getödtet, 160 verwundet und 700 bis 800 gefangen wurden. Die Uebrigen entkamen durch das nach Höchst führende Thor.

Nach dem Verluste von Frankfurt konnte das französische Armeekorps seine Stellung nicht mehr behaupten. Schon die Jahreszeit gestattete es nicht; die Anhöhen waren bereits mit Schnee bedeckt. Die Preußen hatten dagegen den Vortheil, ihre Truppen in Frankfurt und den rückwärts liegenden Orten unterzubringen. — Die Anstalten zum Rückmarsche

wurden getroffen. — Custine hatte ein schlechtes Mittagmahl gemacht. Als man zu Nacht essen wollte, war der Küchenwagen abgegangen, und in Höchst auch nichts gegen Bezahlung zu haben. Ich wendete mich an die dasigen Antoniter, die ich kannte, und man versprach mir etwas kalte Küche unter der Voraussetzung, daß der Gäste nur wenige wären. Um zehn Uhr gingen wir nach dem Kloster. Custine brachte die Generäle Beauharnais, Biron und Houchard, nebst dem Generaladjutanten Scherb mit. Wer hätte damals denken können, daß von sechs Tischgenossen vier nach Verlauf von nicht zwei Jahren unter einer durch Anarchie herbeigeführten Tyrannei, als Opfer des Parteigeistes auf dem Schafot sterben würden! Scherb ließ sich im Jahre 1796 in Kehl überfallen und wurde von der Armee entfernt.

In Mainz lagen kaum 350 Mann Besatzung. Es war möglich, daß feindliche Truppen noch in selbiger Nacht von Frankfurt in Schiffen den Main hinunter gingen, um die Stadt zu überfallen. Ich erhielt daher Ordre, mich mit einer halben Brigade

unverweilt dahin zu begeben. Diese sollte dann bis zum Einrücken der bei Wiesbaden aufgestellten Truppen-Abtheilung daselbst verbleiben, dann aber ihren Marsch nach Worms fortsetzen. Um zwei Uhr nach Mitternacht traf ich ein. Die Wache am Rheinthore war nur mit zehn bis zwölf Gemeinen und einem Unteroffizier besetzt und das Thor selbst nicht geblendet. Ich eilte zum Festungskommandanten, General Deblou, damit er die Artilleristen auf die am Rheine liegenden Batterien beordern möge. Die Schildwache vor dem Hause ließ mich ohne Weiteres ein; da ich aber im ganzen Hause keinen Menschen, auch kein Licht fand, so gelang es mir erst nach langem, vergeblichem Rufen und Herumwandern im Finstern, an ein verschlossenes Zimmer im obern Stock zu kommen, aus dem ich nach wiederholtem Klopfen die Stimme des Generals vernahm. Ohne das Bett zu verlassen, unterhielt er sich mit mir, der ich immer noch vor der Thüre stand, in allerlei Fragen über den Verlust von Frankfurt, bis endlich geöffnet wurde. Nun fehlte es aber an einem brennenden Lichte, und so kam es zu abermaligem vergeblichem Rufen. Keine Ordonnanz war im Hause und die

Bedienten lagen schlafend in einem entfernten Hintergebäude. Wir gelangten endlich an das verschlossene Schlafzimmer des Sohnes des Generals, der bei ihm die Stelle als Adjutant versah. Dieser mochte spät nach Hause gekommen sein, war noch berauscht und erklärte geradezu, er werde nicht öffnen, man solle ihm Ruhe lassen. Der General mußte also selbst einen Bedienten aufsuchen, so daß ich erst nach Verlauf von einer guten Stunde die verlangte Ordre in Händen hätte, die ich denn auch selbst in die Artilleriekaserne bringen mußte, da meine Ordonnanzen den Weg nicht kannten. Die halbe Brigade war indeß eingetroffen und brach am Morgen noch auf, um Oppenheim und Worms zu besetzen.

Ich hatte dem Commandanten die schriftliche Ordre mitgetheilt, auf seinem Marsche eine Truppen-Abtheilung am Rhein entlang gehen zu lassen, um alle am linken Ufer liegenden Fahrzeuge in Beschlag zu nehmen und an beide Ufer zu bringen. Er unterließ aber nicht nur dieses, sondern sah auch ruhig zu, daß sich die Bewohner des am rechten Rheinufer liegenden Städtchens Germersheim eines großen Schiffes bemächtigten, welches Mehl für die Besatzung

von Mainz geladen hatte. Er emigrirte einige Tage darauf. Er war ein bejahrter Oberst unter den Linientruppen.

Aubert-Dubayet, der nachherige Kriegsminister und später französischer Gesandte in Konstantinopel, folgte ihm im Kommando. Er erhielt auf die Bedrohung, daß er den Ort beschießen werde, das Schiff mit dem Mehl zurück.

Als Custine am 3. Dezember nach Mainz kam, ließ er eine starke Besatzung in Kassel. An der bereits angefangenen Befestigung dieses Ortes wurde mit großer Anstrengung fortgearbeitet.

Nach der Einnahme von Frankfurt beschossen die Preußen vergeblich die Feste Königstein. Sie brannten aber das am Fuße des Berges liegende Städtchen ab, dessen Bewohner zur Entschädigung die Erlaubniß erhielten, in Deutschland Almosen zum Wiederaufbau ihrer Wohnungen zu sammeln. Königstein fiel jedoch einige Monate später aus Mangel an Lebensmitteln.

Am 13. Dezember in der Frühe erschien der Feind in verschiedenen Kolonnen auf den vor Kassel liegenden Anhöhen und bezog die Kantonirungsquar-

tiere in den, ungefähr zwei Stunden entfernten Orten Wickert, Massenheim, Telkenheim, Erbenheim und Wiesbaden. Die französische Besatzung des nur eine Stunde entlegenen Ortes Hochheim zog sich zurück und der Ort blieb von Truppen frei, bis ihn Custine am 3. Jenner 1793 mit 6 Bataillonen unter dem Kommando des Generals Houchard besetzen ließ. Diesem ertheilte er den Befehl, noch selbige Nacht die feindlichen Standquartiere anzugreifen, wobei er es jedoch seiner Klugheit überließ, auch diesen Angriff etwa auf eine andere Nacht zu verschieben. Houchard griff nun nicht an, wurde aber in derselben Nacht selbst überfallen. Nur mit Mühe gelang es ihm, seinen Rückzug nach Kassel zu bewirken, wobei er einige hundert Mann an Todten und Gefangenen und acht Kanonen verlor. Hochheim lag in der That zu sehr außer der Linie um einige Sicherheit zu gewähren. Es zu besetzen, was gegen die Meinung Houchard's und Anderer geschah, war auch ohne allen Nutzen, und ein theilweiser Angriff, ohne Mitwirkung der Besatzungen von Kassel und Mainz, durchaus fehlerhaft.

Die Emigranten, deren Kavallerie vor Eröffnung des Feldzuges in der Gegend von Mainz stand, hatten eine beträchtliche Menge Fütterung zurück gelassen, welche in einigen Orten des Rheingaues aufbewahrt lag. Hofmann, Professor in Mainz, einer der entschiedensten Klubisten, machte hiervon dem General Custine die Anzeige, worauf einige Kriegskommissäre dahin geschickt wurden. Diese gaben den Vorrath äußerst gering an; Hofmann behauptete, daß er wenigstens das Dreifache betrage, und machte sich anheischig, solchen selbst nach Mainz zu liefern. Gegen das Anerbieten ließ sich nichts einwenden; allein man sorgte dafür, daß die Schiffe, die in Mainz ankamen, weder ausgeladen, noch bewacht wurden: sie waren der Plünderung nicht nur des Militairs, sondern auch der Bürgerschaft preis gegeben. Hofmann eilte selbst nach Mainz, um diesem Unfuge zu steuern; verlor aber zwei Tage, ehe er bei dem Generalkommissär Villemanzy vorgelassen wurde.

Indessen ging der ganze Vorrath doch vor Ankunft der Preußen ein. Diesen fielen aber durch die Saumseligkeit der Kommissaire zwölf vierspän-

nige Wagen mit Mehl in die Hände, die von den Mühlen kamen. Die Bewohner des Rheingaues mußten hiefür unter dem falschen Vorwande, daß sie die Sache dem Feinde verrathen hätten, 12,000 fl. Entschädigung bezahlen.

In Mainz lag eine beträchtliche Menge Mehls, das den Oestreichern gehörte und für die Niederlande bestimmt war. Die Kommissäre erklärten es aber für Privateigenthum und lieferten es an Frankreich gegen gute Bezahlung. Der ehrliche und eifrige Professor Hofmann brachte diesen Betrug an den Tag, und nun steckten sich die Schandmenschen, die es weder mit dem Königthum, noch mit der Republik meinten, sondern blos auf Mittel bedacht waren, sich aus Diebstählen am Staate zu bereichern, hinter einige elsaßer Klubisten, die in Mainz waren und Hofmann anklagen mußten, daß er sich bestrebe, Zwietracht unter den Patrioten zu erregen und den Administratoren das nöthige Vertrauen zu entziehen. Wenig fehlte, so wäre er als Ruhestörer und geheimer Agent der Deutschen aus der Stadt verwiesen und seinen Feinden überliefert worden.

Nach dem am 3. Jenner statt gehabten Gefechte bei Hochheim, beschränkte sich Custine darauf, außer den auf dem rechten Ufer gelegenen Orten Kostheim und Kassel, das linke Rheinufer von Worms bis Bingen nebst der vier Stunden oberhalb der Nahemündung liegenden Stadt Kreuznach zu besetzen. Der Ingenieur-Oberst-Lieutenant Clemence und ich erhielten den Auftrag, die Gegend zwischen der Nahe und dem Rheine zu bereisen und einen Operationsplan für den Fall zu entwerfen, daß man sich auf die Vertheidigung beschränken müsse. Dieser Plan faßte einige Verschanzungsarbeiten in sich; allein ehe noch hierüber etwas beschlossen wurde, ging Custine im Februar nach Paris. Während seiner Abwesenheit hatte der General Wimpfen, jedoch mit sehr beschränkter Vollmacht, das Kommando.

Am 14. März 1793 kam Custine von Paris zurück. Auf die Nachricht, daß die Preußen den Hundsrück besetzten, schickte er am 15. Abends noch 6000 Mann Verstärkung nach Kreuznach und 3000 nach Bingen; er selbst traf am 16. an ersterem Orte ein. Die Preußen, welche aus 3000 Mann Infanterie und 300 Husaren, unter dem Kommando

des Obersten Seculi, bestanden und am 15. den Rheinübergang bei St. Goar unternommen hatten, waren bereits bis Stromberg, nämlich auf zwei Stunden von der Nahe vorgerückt. Custine, der sie viel stärker glaubte, ging ihnen am 17. Morgens mit bedeutender Uebermacht entgegen. Nach einem schwachen Widerstande zog sich Seculi in die Waldungen bei Rheinbellen zurück. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf französischer Seite unbedeutend; bei den Preußen stärker. Man machte überdies etliche und dreißig Gefangene, die ein auf der Anhöhe bei Stromberg liegendes altes Schloß besetzt hatten. Der Lieutenant, welcher hier das Kommando hatte, vertheidigte sich für seine Person auf das Aeußerste und fiel durch mehrere Bajonettstiche, nachdem er den Offizier, der ihm Pardon anbot, mit einem Pistolenschuß verwundet hatte. Der Name dieses jungen Mannes, Gouvin, brachte auf die Vermuthung, daß es ein Emigrant sey; sie war aber unrichtig. Der König von Preußen ließ ihm ein Denkmal setzen. Die Franzosen zerstörten es, als sie wieder in die Gegend kamen; doch geschah es blos durch Muthwillen einiger Soldaten,

und nicht, wie die Zerstörung des Denkmals für Marceau, unter der Leitung der Generalität.

Custine, der über zwölftausend Mann zu seiner Disposition hatte und noch Verstärkung von Mainz an sich ziehen konnte, wäre in der Lage gewesen, noch an demselben Tage das preußische Corps in die Festung Rheinfels zu drängen, diese auf der Landseite zu blockiren, die bei St. Goar gelegene Schiffbrücke zu verbrennen und das im Anzug begriffene preußische Armeecorps am Rheinübergang zu hindern, oder es doch zu nöthigen, mit vieler Verspätung den Uebergang weiter unterhalb zu bewirken. Statt dessen kehrte er an die Nahe zurück, wo die Truppen zwei bis vier Stunden Wegs von einander entfernte Lager, — nämlich auf den Anhöhen vor Bingen und bei Kreuznach, bezogen. In diesen Stellungen verharrte das französische Armeecorps vom 18. bis 27. März in gänzlicher Unthätigkeit, während die Preußen bis zum 24. beschäftigt waren, bei dem nur drei Stunden entfernten Bacherach eine Brücke zu schlagen, auf welcher ihr Hauptkorps mit Geschütz über den Rhein ging.

Am 27. schickten sie eine schwache Abtheilung

als Beobachtungstruppen gegen Kreuznach; griffen aber mit überwiegender Stärke die Anhöhen vor Bingen an, welche mit 3000 Mann zu Fuß und 600 Reitern, unter dem Kommando des Generals Neuwinger, besetzt waren. Nach einem schwachen Widerstande wichen die Franzosen mit Verlust von 8 Kanonen und einigen hundert Gefangenen, unter denen sich der General Neuwinger selbst befand. Der Rest zog sich über die Nahe nach Bingen zurück.

Nachdem der Feind die Anhöhen besetzt hatte, welche Bingen beherrschen, war dieser Ort nicht länger zu behaupten. Ich stand damals eine Stunde unterhalb Kreuznach, mit Schlagung einer Schiffbrücke über die Nahe beschäftigt. Als ich damit spät in der Nacht fertig war, erhielt ich die Ordre, nach Bingen zu gehen, mit anbrechendem Tage die Stadt zu räumen, mich mit der Besatzung auf die Anhöhe des eine Stunde hinter Kreuznach liegenden Ortes Bosenheim zu begeben und daselbst an das Haupt-Korps anzuschließen. Ich traf in der Frühe um drei Uhr bei Bingen ein; war aber noch nicht eingeritten, als die Preußen den Anfang machten, aus den am linken Naheufer errichteten Batterien

die Stadt mit einem lebhaften Kanonenfeuer zu beschießen und Haubitzen zu werfen. Die Besatzung floh in Unordnung gen Mainz; doch gelang es mir den größern Theil auf der Straße dahin zu sammeln und auf Abwegen dem Hauptkorps zuzuführen, welches sich auf den Anhöhen bei Alzei gelagert hatte.

Cüstine erließ selbigen Abend noch an den in Mainz kommandirenden General d'Oyré den Befehl, unverzüglich 5000 Mann, welche im Falle einer eintretenden Belagerung überzählig waren, nebst allem daselbst nicht nöthigen Personal nach Worms abzuschicken. Diese Truppen sollten auf ihrem Marsche dahin jene an sich ziehen, welche auf der Anhöhe bei Oppenheim und längs dem Rheine standen.

Am 29. gegen Mittag traf Cüstine bei Worms ein, wo er seinem Armeekorps eine Stellung hinter der Pfrimm gab, nachdem er einige Beobachtungstruppen auf der Anhöhe bei Oberflörsheim gelassen hatte, die sich jedoch nach einem, Abends mit dem preußischen Vortrab statt gehabten Gefechte in der Nacht vom 29. zum 30. auf das Hauptkorps zurück zogen. Dieses, nachdem man die Truppen aus

Mainz vergeblich erwartet hatte, brach am 30. früh auf und zog sich in einigen Tagmärschen in die Linien der Queich zurück.

Der am 29. März bei Worms erwartete Convoi hatte Mainz erst selbigen Abend verlassen. An ihn hatten sich die beiden Konventsglieder Merlin von Thionville und Rewbell, ein Heer Administratoren und Employés nebst vielen Klubisten angeschlossen. Allein als man bei Oppenheim anlangte, hatten sich die daselbst gestandenen französischen Truppen bereits auf einem andern Wege nach Mainz zurück gezogen; preußische leichte Infanterie, welche zwei Kanonen bei sich führte, war daselbst über den Rhein gegangen und in einem auf die Rheinstraße stoßenden Hohlwege gelagert. Einige Kanonenschüsse, welche von daher auf den Vortrab der französischen Kolonne geschahen, brachten diese zum Weichen und Alles kam am 30. früh nach Mainz zurück. Zwei Bataillone, welche den Rhein von Oppenheim bis Worms besetzt hatten, waren schon am 29. Nachmittags durch die über den Strom gegangenen Preußen zu Gefangenen gemacht worden. Und nun begann die Blockade von Mainz. Bei Worms befand sich ein

bedeutendes Fruchtmagazin, das man vor dem Rückzuge in Brand steckte; eine große Menge Montirungsstücke, welche in Worms lagen, fielen dem Feinde in die Hände. Sie hätten noch füglich weggebracht werden können; allein der Generalkommissair Villemanzy that nichts zu ihrer Erhaltung, sondern ging sogar bald darauf, als er in den Linien von Weissenburg stand, zum Feinde über. Er kehrte nach einigen Jahren unter dem Vorgeben, daß er gefangen worden sei, nach Frankreich zurück, wo er seitdem wichtige Stellen bekleidete und unter Napoleon Mitglied des Senats wurde.

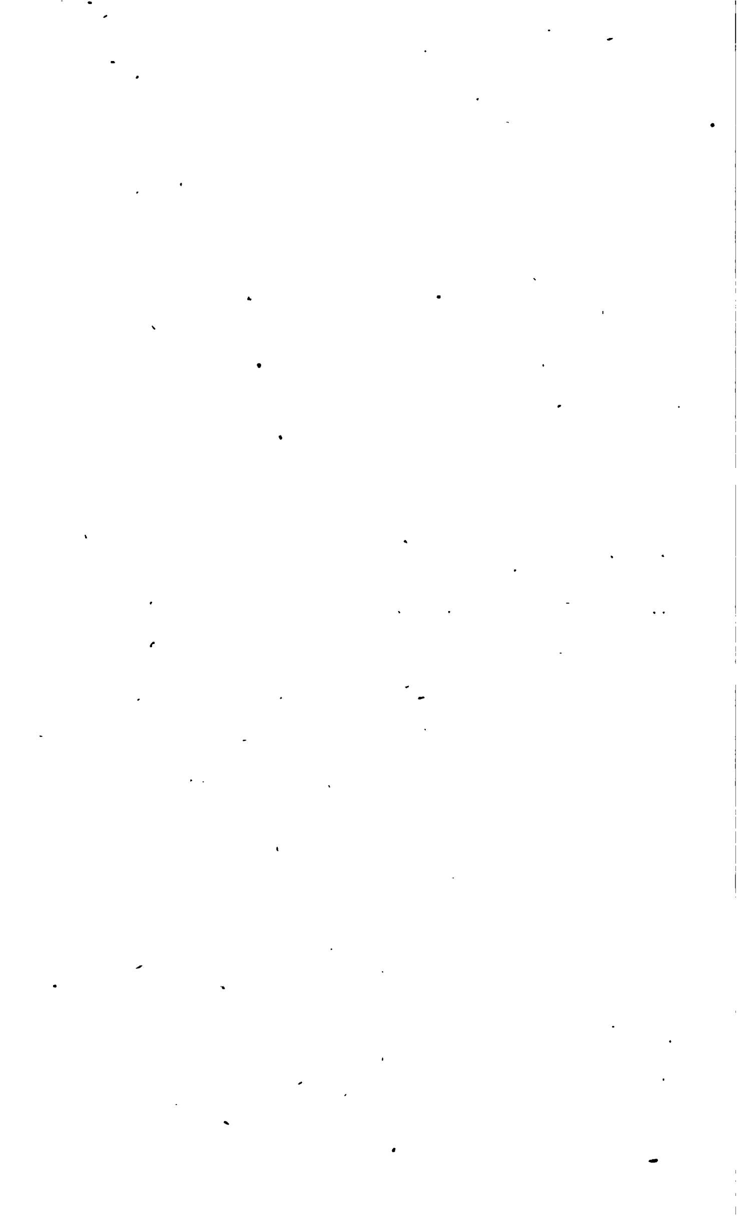
So endete der von Cüstine am Rheine unternommene Feldzug. Dieser hob mit der Besitznahme von Mainz an, die selbst einige Wochen früher hätte unternommen werden sollen, um weit folgenreicher zu werden, und bietet eine ununterbrochene Reihe falscher Maaßregeln und hieraus erwachsener Nachtheile dar. Daß Custine sich dem Rheinübergange der Preußen nicht auf dem Hundsrück widersetzte, entschuldigte er zwar mit der ihm am Tage des Ge-

fechtes bei Stromberg zugekommenen Nachricht von dem Rückzuge des an der Mosel gestandenen Generals Luneville. Hiernach konnte allerdings das jenem General bisher entgegen gestandene Armeekorps den General Custine in der Flanke umgehen und sich dem Elsaß nähern. Allein war Custine in seinen an der Nahe genommenen Stellungen gesicherter, als wenn er bis Bacharach oder Rheinfels, nämlich vier oder sechs Stunden weiter vorgerückt wäre? — Nachdem er das preußische Armeekorps ungestört über den Rhein gehen ließ, mußte er allerdings erwarten, angegriffen zu werden, und er machte es dem Feinde leicht, ihn theilweise zu schlagen, da er seine Truppen zwei, ja vier Stunden Weges von einander entfernte Lager beziehen ließ. Und warum verstärkte er diese Lager nicht durch Verschanzungen und Truppen, welche letztere aus der überzähligen mainzer Besatzung genommen werden konnten? Die französische Armee mußte, sobald sie in die Lage kam, vertheidigend zu Werke zu gehen, eine durch die Natur begünstigte und durch die Kunst verstärkte Stellung nehmen, aus welcher sie, je nachdem es die Umstände erforderten, Truppen nach dem Rheine

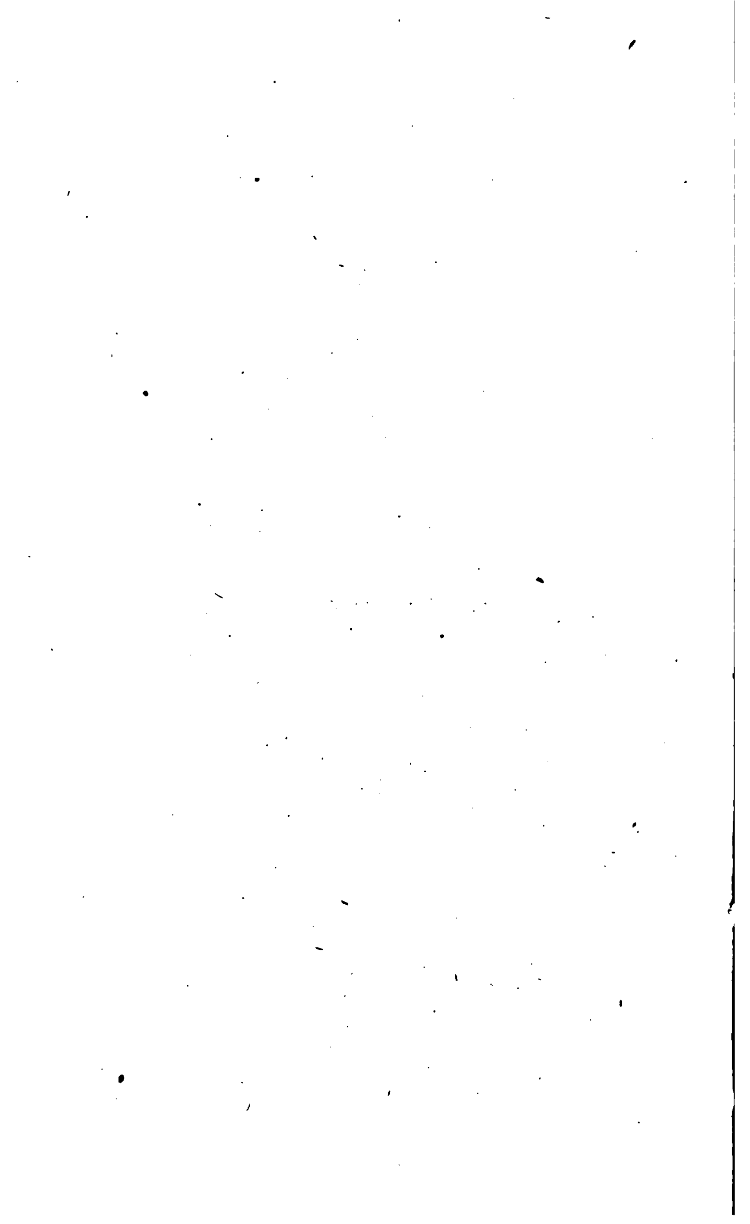
oder nach der Nahe schicken, oder auch den Feind, wenn er am Vordringen nicht zu hindern war, zu einer Hauptschlacht nöthigen konnte, bevor es ihm möglich ward, auf der linken Rheinseite zu nah an Mainz heran zu rücken. Hierauf beruhte im Wesentlichen der Plan, welcher früher von dem Ingenieur-Oberstlieutenant Clemence und mir entworfen wurde.

Custine besaß kein Feldherrntalent und war theils nicht mit Leuten umgeben, die ihn hätten berathen können, theils ließ es seine Eigenliebe nicht zu, fremden Rath zu befolgen. Uebermüthig durch das Glück, das ihn vor Mainz begünstigt hatte, neigte er sein Ohr der Schmeichelei, traute seinen Kräften zu viel zu, versprach dem Convent und den Ministern mehr, als er leisten konnte, und war dann sehr geneigt, um seine Fehler zu decken, Andere aufzuopfern. So beschuldigte er die Generäle Kellermann, van Helden, Neuwinger und andere des Verraths. Er würde selbst nach dem Ueberfalle bei Hochheim Houchard nicht verschont haben, wenn dieser nicht sein eigenes Geschöpf gewesen wäre, und er ihn nicht vorher dem Convent auf eine zu vortheilhafte Weise geschildert hätte. In seinen Berichten wich

Custine nicht selten von der Wahrheit ab und nahm keinen Anstand, seinen Adjutanten Sachen zu dictiren, von deren Gegentheil sie Augenzeugen gewesen. Seine politischen Grundsätze waren zwar für die konstitutionelle Monarchie; aber er war keineswegs des Verraths gegen die Republik schuldig. Die gegen ihn aufgestellten Anklagepunkte waren erbärmlich, und die höchste Verachtung verdienten die wider ihn aufgetretenen Zeugen. Sie waren in allem, was auf den Krieg Bezug hatte, so unwissend, wie seine blutgierigen Richter selbst, die von Rache, von persönlichem Hasse geleitet, oder vollends Narren waren. Die wirklichen Fehler, deren sich Custine schuldig gemacht hatte und die nur Folgen seines beschränkten Talents und seines eiteln Charakters waren, kamen bei seiner Verurtheilung gar nicht in Betracht.



Zweites Buch.



Ich komme nun zu jener schrecklichen Epoche der französischen Revolution, die mit so vielen Gräueln bezeichnet ist, daß wir in der Geschichte bis zur verdorbenen Römerwelt unter Sulla und dem auf Cäsars Ermordung gefolgten Triumvirat zurückgehen müßten, um ähnliche Beispiele zu finden.

Am 21. Januar 1793 war Ludwigs Haupt auf dem Blutgerüste gefallen. Siebenzehn Monate früher war er im Begriffe, zu Frankreichs Feinden überzugehen, auf der Flucht angehalten und nach Paris zurück gebracht worden. Die Nation warf jedoch nicht nur den Schleier des Vergessens über diese Begebenheit, sondern vermehrte noch die Rechte des Throns. Ludwig benutzte dieses Letztere, um jenen Dekreten, welche die Eidesleistung der Priester, die Zurückberufung der Prinzen und die Rüstung gegen äußere Feinde zum Gegenstand hatten, die Sanction zu versagen. Seine

beharrliche Absicht, mit Hülfe fremder Mächte die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, war nun unverkennbar; allgemeine Erbitterung bemächtigte sich der Gemüther. Ludwigs Freunde, die aber auch Freunde der neuen Verfassung waren, verloren das Vertrauen des Volkes und wurden in der Folge das Opfer ihrer Anhänglichkeit an ihn. Seine eifrigsten Gegner gewannen an Popularität. Man griff zu den Waffen und die königliche Partei unterlag. Ludwig wurde verhaftet und zum Tode verurtheilt.

Hatte er sich auch schwerer Verantwortlichkeit gegen das Volk schuldig gemacht, so war seine Verdammung durch den Nationalconvent doch ungerecht. Das Gesetz hatte den Fall vorgesehen und Verlust des Thrones, nicht aber Todesstrafe darauf gesetzt; selbst Todesstrafe sollte nach den Gesetzen nur durch eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen des Geschwornengerichts statt haben; und Ludwig wurde, bei siebenhundert und sieben und zwanzig Stimmenden, durch eine Mehrheit von fünfen verdammt.

Nicht lange vor seiner Verhaftung sagte ein Sprecher der Sansculotten zu ihm: „Es ist Zeit,

daß du dich erklärst, ob du König der Franken, oder König zu Koblenz sein willst. Willst du das Letztere, so schwören wir dir, dich sicher an die Grenzen zu bringen.“ Dieses war die Sprache des Volkes, die Sprache, die der Nationalconvent hätte führen sollen.

Ehrgeizige und herrschsüchtige Bösewichter, politische Fanatiker, unterstützt von Betrügern und einem zur Raserei exaltirten Pöbel, bemächtigten sich nun der Herrschaft über Frankreich und wußten sich bis gegen Ende des Monats Julius 1794 darin zu behaupten. Sie machten die Zeit ihrer Gewalt besonders durch folgende Verfügungen merkwürdig.

In allen nur etwas bedeutenden Orten ward ein Revolutionsausschuß eingeführt, berechtigt jeden Bürger der ihm mißfiel, ohne weitere Gründe zu verhaften.

Alle Fremden wurden festgenommen; selbst Thomas Payne, obgleich gewesenes Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung, entging dieser Maßregel nicht.

Die Ausübung des christlichen Gottesdienstes wurde verboten.

Ein Revolutionstribunal für Staatsverbrechen

ward errichtet mit der Verpflichtung, über die verwickeltsten Fälle in einigen Stunden zu entscheiden und keine andere als Todesstrafe zu erkennen; — ein Tribunal, vor welchem dem Angeklagten kein Vertheidiger gestattet wurde, und das nicht nur Handlungen, sondern Worte und Mienen, selbst vermuthete Gedanken, als Hochverrath zu bestrafen hatte. —

Die Gewalt des Wohlfahrtsausschusses ward dahin ausgedehnt, einen Jeden, selbst die Mitglieder des Convents, vor besagtes Tribunal zu stellen. —

Alle zu Kriegsgefangenen gemachten Engländer und Hanoveraner sollten ermordet werden. Und endlich wurden die eifrigsten Anhänger des Schreckenssystems unter den Conventsgliedern an die Armeen mit Vollmacht abgesendet, nach Gutfinden die Befehlshaber wegzuschicken, andere an ihrer Stelle zu ernennen und die eroberten Länder zu brandschatzen oder auszuplündern. —

So war nun Frankreich zu einem ungeheuern Kerker, Paris zur Mordgrube geworden. Man erdachte neue Todesarten und belegte sie mit eigenen Namen. So die Kanonaden, die Sabraden, Noyaden und republikanischen Hochzeiten, wo

man eine Manns- und eine Weibsperson zusammen band und ersäufte. Robespierre, eben so blutgierig als feig, verleitete Menschen zu Verbrechen, um sie dann vor das Blutgericht zu stellen. Geduldig sah der Convent, daß man die würdigsten und talentvollsten seiner Mitglieder, die eifrigsten Freunde des Volks, blos weil sie diesem Robespierre und seinen Satelliten gefährlich schienen, auf das Schafot schleppte.

Als Legendre bei einer solchen Gelegenheit im Convent, von Schmerz ergriffen, ausrief: So sollen wir denn alle, Einer nach dem Andern geschlachtet werden! antwortete jener Wütherich mit Trotz: Jeder der zittert ist strafbar! —

Ich habe mich auf diese flüchtige Betrachtung der damaligen politischen Lage Frankreichs, so wenig solche eigentlich hierher zu gehören scheint, um deßwillen eingelassen, weil ohne Rückblick auf dieselbe Manches, was in Verfolg dieser Erzählung vorkommen wird, unwahr oder räthselhaft erscheinen würde. Ich kehre nun zu meinen eignen Erlebnissen zurück.

Nach dem Rückzuge der Armee in die Linien der Queich wurde ich zur Division am Oberrhein mit dem besondern Auftrag geschickt, die Zugänge zu verschanzen, welche aus der Schweiz in das ehemalige Bisthum Basel führen, das nun als ein eigenes Departement unter dem Namen Mont-Terrible mit Frankreich vereint war. Depres-Cressier kommandirte am Oberrhein. Bei ihm war der nachherige Kriegsminister Scherer Aide de Camp. Beide hatten einige Jahre vorher, in dem Kriege zwischen Holland und Preußen, in holländischen Diensten bei dem von Malbois errichteten Corps gestanden. Depres-Cressier war älterer General-Lieutenant als Custine und stand mit ihm in übelem Vernehmen; auch hatte er bei dem Kriegsminister um Scherers Ernennung zum Generaladjutanten nachgesucht. Unter diesen Verhältnissen konnte meine Erscheinung nicht angenehm seyn. Depres-Cressier glaubte mich abgeschickt, um seine Schritte zu beobachten, kam aber von dem Irrthume bald zurück und schenkte mir sein Vertrauen. Bald darauf verlor er das Commando, mit der Weisung, sich an seinen gewöhnlichen Wohnort zu begeben,

und General Beauharnais ersetzte ihn. Scherer zählte zu keinem Regiment oder andern Corps, und kam also mit seinem General außer wirklichen Dienst. Ich nahm ihn zum Adjoint. Auf meine Verwendung bei Custine empfahl ihn dieser dem Minister und er wurde Oberstlieutenant und Generaladjutant. Custine bekam das Commando der Nordarmee, wurde durch Beauharnais, — und dieser im Commando am Oberrhein durch den General Falk ersetzt. Beauharnais nahm Scherer mit zur Rheinarmee. Ich erhielt damals die Ernennung zum Brigade-General.

Das Hauptquartier des Armeekorps am Oberrhein befand sich in Bourglibre, eine keine Stunde von Basel. Die Truppen standen theils längs dem Rheine, theils in einem Lager eine Stunde rückwärts Hüningen. Wir hatten viele Freunde unter den Baselern, durch die wir nicht nur von dem Stande und den Bewegungen der jenseits des Rheins befindlichen Oestreicher, sondern auch über andere Gegenstände unterrichtet wurden, die für Frankreich von Interesse sein konnten. Alle Grenzen waren bereits mit Feinden umgeben, und uns blieb nur die neutrale Schweiz, über die uns Nachrichten aus

dem Auslande zugingen. Nicht minder gut, als wir durch die Bewohner Basels, waren die Oestreicher durch die Einwohner von Hüningen bedient, eine schlechte Menschenklasse von Kaffee- oder Weinwirthen und Marketendern, die von Soldaten lebten, nebenher den Schleichhandel trieben, für Geld feil und eben so niederträchtig als feig waren.

Bei einem Nationalfeste, wo das Geschütz der Festung abgefeuert wurde, geschahen von östreichischer Seite einige scharfgeladene Kanonenschüsse gegen dieselbe. Als ich dahin kam, fand ich den ganzen Magistrat versammelt, der eben die auf dem Thurme des Gemeindehauses aufgesteckte dreifarbige Fahne, als einen dem Feinde gehässigen Gegenstand, hatte hinwegnehmen lassen. Nur durch die Furcht, daß die Sache nach Paris berichtet würde, war der Magistrat zu bewegen, die Fahne wieder an Ort und Stelle bringen zu lassen. Auf die Anfrage im östreichischen Lager über die Ursache dieser Feindseligkeit, erhielt ich die Antwort, daß aus der Festung einige mit Steinen geladene Schüsse gegen die rechte Rheinseite geschehen seien. Dies konnte sein, und so war der Friede wieder hergestellt.

Beauharnais hatte es sich zur ernstlichen Angelegenheit gemacht, das von den Preußen belagerte Mainz zu entsetzen. Er wurde von einigen ihm untergeordneten Generälen schlecht unterstützt; der erste Versuch mißlang, und ehe noch ein zweiter zur Ausführung kam, war die Festung übergegangen. Sie wurde vom General d'Oyre, obgleich er Ingenieur-Offizier war, äußerst schlecht vertheidigt und bevor noch ein Außenwerk erobert war, unter dem leeren Vorwande des Mangels an Arznei, übergeben. Die Sache war aber, daß die in der Festung befindlichen beiden Convents-Deputirten Rewbell und Merlin aus Furcht für ihre Person es nicht auf das Aeußerste wollten kommen lassen. D'Oyre war es sehr zufrieden, auf diese Weise, ohne Verantwortlichkeit, eines gefährlichen und mühsamen Commando's los zu werden. Der Ingenieur-General Minier, ein eben so geschickter als tapferer junger Mann, der in Cassel commandirte, würde wahrscheinlich der Sache eine andere Wendung gegeben haben; er wurde aber in der frühern Periode der Belagerung durch eine Kanonenkugel getödtet. Bei der Uebergabe von Mainz hatte man noch für fünf

Monate Lebensmittel. Merlin war so unverschämt, in seinem Rapport an den Convent zu behaupten, man habe sich in den letzten Tagen mit Ratten und Mäusen beköstigt.

Die über Frankreich sich verbreitende Anarchie fand nun auch Eingang bei den Truppen, und der Heilsausschuß säumte nicht, das herrschend gewordene Schreckens-System auch auf sie auszudehnen. Eine Menge Zeitungen, Beschlüsse und Flugschriften, welche zu Gewaltthätigkeiten und Gräuelthaten aufforderten und ganz geeignet waren, alle militärische Disciplin aufzulösen, wurden täglich an die Armeen zur Vertheilung unter die Soldaten geschickt und blieben nicht ohne Wirkung. — General Falk hatte mich nach Belfort geschickt, um ihm über den Zustand der Festung Bericht zu erstatten. Ich fand Alles in guter Ordnung und lernte besonders den Festungs-, den Ingenieur- und den Artillerie-Kommandanten als sehr unterrichtete und dienstbeflissene Leute kennen. Allein noch vor meiner Abreise kam der Platz-Lieutenant nebst einigen Mitgliedern des

Sicherheitsausschusses zu mir und erklärten, daß diese drei Offiziere ihr Vertrauen nicht besäßen, wobei mich der Platz-Lieutenant mit geheimnißvoller Miene befragte, ob ich nicht bemerkt habe, daß die auf den Wällen befindlichen Kanonen so tief gerichtet seien, daß die Kugeln nothwendig in die Erde gehen müßten? *) Dieser Mann war ehemals als gemeiner Soldat desertirt und bei der Geburt des Dauphin, bei welcher eine Amnestie bewilligt wurde, nach Frankreich zurück gekehrt, wo er seitdem die Kaffeewirthschaft trieb.

Eines Tages, als ich mich in das Lager begeben wollte, kam mir von daher eine große Staubwolke entgegen; es war ein Haufe Soldaten, welche den General Montere, ihren Befehlshaber, als Gefangenen nach Hüningen führten, wo einige Tage vorher zwei Convents-Deputirte angekommen waren. Sie beschuldigten ihn — ich erinnere mich nicht mehr — ob des Royalismus,

*) Jeder Militair weiß, daß die Kanonen diese gesenkte Stellung erhalten, damit das Regenwasser ablaufen kann, auch, daß man sie dann erst nach dem zu beschießenden Gegenstande richtet, wenn sie geladen sind und abgefeuert werden sollen.

des Aristokratismus, des Moderantismus oder des Indifferentismus; denn es gab damals gar mancherlei Verbrechen dieser fremdnamigen Art. Genug, die beiden Volksvertreter billigten die Handlungsweise der Soldaten, mit dem aufmunternden Zusatze, man möge ihnen nur alle Generäle bringen, die das Vertrauen ihrer Untergebenen verloren hätten. Der General wurde nach Straßburg in Verhaft geschickt, da jedoch keine Anklage gegen ihn statt hatte, nach einigen Monaten in Freiheit, aber auch außer Dienst gesetzt. — Montere war allerdings kein Mann, der sich in die neue Ordnung der Dinge zu schicken wußte; auch als Militair von schwachem Gehalte; gewiß aber keiner Handlung, ja keiner Absicht wider den Staat schuldig. Sein größtes Verbrechen möchte wohl gewesen sein, daß er einen Zopf und gepudertes Haar trug.

Nach diesem empörenden Auftritte begab sich General Falk mit mir nach Hüningen, wo wir auf Bestrafung der Empörer antrugen. Wir wurden kalt empfangen und hatten gar viel kauderwälsches Zeug über die Souveränität des französischen Volkes zu vernehmen, zu welcher, nach der Meinung der,

beiden Bürger, auch das Recht des Soldaten gehörte, seine Vorgesetzten nach Gutbefinden wegzujagen und deren Stelle einzunehmen. Die Sache endete damit, daß General Falk die Erlaubniß erhielt, das Kommando niederzulegen und sich nach seinem gewöhnlichen Wohnorte zurück zu ziehen.

Nach der Verhaftung Montere's war nebst mir nur noch General Vieuse in der Division, der im Departement Schreckensberg (Mont terrible) kommandirte. Er war älter im Grad als ich, folglich der nächste, um den General Falk zu ersetzen. Ich wurde beordert, ihn abzulösen. Vieuse war ein naher Verwandter des gewesenen Kriegsministers Servan, der nicht im besten Kredit bei den damaligen Machthabern Frankreichs stand. Er fürchtete, diese Verhältnisse könnten einen nachtheiligen Einfluß auf ihn haben. Mit einer Schweizerin verheirathet und mit seinem Stab in Delmont, einer ehemaligen Residenz des Bischofs von Basel, einquartirt, fiel es ihm schwer, sich von seiner jungen Frau und einem Orte zu entfernen, der so nahe an der Grenze lag,

daß er bei einer ungünstigen Nachricht sogleich in das neutrale Ausland flüchten konnte. Gern würde er mir das Commando der Division überlassen haben, kaum aber hatte er solches übernommen, als er mich seinen Unmuth empfinden ließ. Es lagen bei meiner Ankunft drei Bataillone nebst einer Eskadron Jäger im Departement, die er gleich in den ersten Tagen bis auf vier Compagnien Infanterie und etliche und dreißig Jäger aus demselben zog, mir aber fast in jedem Schreiben den Vorwurf machte, daß ich ruhiger Zuschauer bei einem sich im Lande bildenden Aufstande bliebe. Dieser Aufstand war bereits im Werke, ehe ich das Kommando übernahm. Vieuse hatte nicht nur nichts gethan, um dem Uebel zuvor zu kommen, sondern mir zugleich die Mittel genommen, demselben Schranken ,zu setzen. Die Franzosen hatten bei Besitznahme des Landes viel versprochen und wenig gehalten; die Bewohner waren aufgebracht und die junge Mannschaft, welche zum Kriegsdienst aufgefordert war, hatte sich auf einem, ungefähr zwei Stunden von Delmont liegenden Bergrücken, der sich an das Schweizergebiet anlehnte, zusammen gezogen und daselbst ein Lager gebildet.

Um über die wahre Beschaffenheit dieses Lagers Zuverlässiges zu erfahren, wurden einige, ehemals unter der französischen Garde gestandene Schweizer gewonnen, die bei den Empörern Dienst nahmen. Durch diese erfuhr ich, daß die Zahl derselben über siebenhundert betrage und sich täglich vermehre; daß ihnen die Lebensmittel von den Landesbewohnern nächtlicher Weile zugeführt würden; daß bereits über fünfhundert mit Musketen versehen seien, die ihnen von den Oestreichern zukämen; daß sie von französischen emigrirten Offizieren, die sich in den zunächst liegenden Schweizerorten aufhielten, in den Waffen geübt würden, und daß man endlich nicht zweifle, die Oestreicher würden nächstens über Basel auf das französische Gebiet vorrücken, wo dann diese junge Mannschaft mit ihnen gemeinsame Sache machen und die Bewohner des Bisthums Basel in Masse aufstehen sollten.

Unter diesen Umständen war keine Zeit zu verlieren. Ich traf selbigen Tag noch mit dem Regierungscommissair die geeignete Verabredung, und am andern Morgen wurden folgende Maßregeln ergriffen.

In Delmont lagen zwei Compagnien Infanterie

und eine Abtheilung Jäger. Die andern beiden Compagnien waren in zwei, einige Stunden entfernte Orte, die eine gen Basel, die andere gen Bruntrut hin, vertheilt. Ich hatte mein Quartier in dem bischöflichen Schlosse, wo sich auch die Bäckerei und das Fuhrwerk befand. Auf den Abend waren sechzehn Municipal- und andere Beamte in das Schloß beschieden. Sie erhielten den Auftrag, sich in zwei Abtheilungen insgeheim nach den Standquartieren der beiden Kompagnien zu begeben, zu welchem Ende zwei gedeckte Wagen für sie bereit standen. Jedem wurde ein versiegeltes Schreiben zugestellt, mit der Weisung, solches erst bei der Ankunft in den Quartieren und im Beisein der Kompagnie-Kommandanten zu öffnen. Diesen letzteren wurden zu gleicher Zeit die Verhaltungsbefehle durch Ordonnanzen zugeschickt. Das Fuhrwerk, mit welchem den Truppen gewöhnlich die Lebensmittel zukamen, sicherte gegen jeden Argwohn, und so trafen die Abgeschickten unbemerkt an den Orten ihrer Bestimmung ein, bis auf Einen, der ein böses Gewissen haben mochte, sich unterwegs verlor und auswanderte. Nach dem Inhalte der Schreiben hatte sich Jeder derselben mit

militärischer Bedeckung in die ihm bezeichnete Gemeinde zu begeben und unter Leitung des Maire alle Hausväter und Witwen, deren zum Kriegsdienste aufgerufene Söhne nicht im elterlichen Hause waren, zu verhaften und als Geißeln nach Delmont abführen zu lassen.

Ich selbst brach gegen Mitternacht mit den beiden Kompagnien und einer schwachen Abtheilung Jäger auf. Wir kamen eine halbe Stunde vor Tagesanbruch bei dem Lager der jungen Rebellen an und wurden mit einer Salve Musketenfeuer empfangen, jedoch aus einer Ferne, daß es von keiner Wirkung sein konnte. Die ganze Rotte ergriff die Flucht nach dem nahe gelegenen Gehölz auf Schweizergebiet, wobei mehrere ihre Gewehre wegwarfen. Meine Absicht war nicht, die Fliehenden zu verfolgen und Gefangene zu machen; ich hätte sie sonst vor ein Kriegsgericht stellen müßen. In einem nahe bei dem Lager gelegenen Meierhof fanden wir einigen Vorrath von Bier, Branntwein, geräuchertem Fleisch und andern Lebensmitteln, die sich unsere Soldaten gefallen ließen. Einige Fässer mit Patronen, etliche und vierzig Musketen und eine Fahne wurden mit-

genommen und das aus Hütten erbaute Lager abgebrannt. Als ich Nachmittags nach Delmont zurück kam, waren bereits an die zweihundert Hausväter und Hausmütter eingetroffen und verhaftet. Sie wurden alsbald im Schloßhofe versammelt, wo ich ihnen vorstellte, daß ihre Söhne sich der Todesstrafe oder lebenslänglicher Verbannung aus der Heimath aussetzten, wenn sie nicht unverweilt zu ihrer Pflicht zurück kehrten. Ich fügte die Versicherung bei, daß sie, sobald ihre Söhne sich stellen würden, der Haft entlassen werden sollten. Die armen Leute, welche etwas weit Schlimmeres erwartet hatten, versprachen alles, und noch selbigen Abend wurden einige aus jeder Gemeinde entlassen, um die Verirrten zur Rückkehr zu bewegen. Schon am folgenden Morgen trafen mehrere ein. Ich gewann ihr Vertrauen, und ehe noch acht Tage verflossen waren, hatten sie sich in einer Zahl eingestellt, daß ich zur Organisirung eines Bataillons schreiten konnte. Das Recht, ihre Vorgesetzten selbst und aus ihrer Mitte zu wählen, gefiel ihnen und man ergriff das Werk mit Freuden. Als Beweis, wie leicht und je nachdem der Zufall entschied, auch wieder

wie schwer es war, sein Glück in den Armeen zu machen, mag folgender Fall dienen.

Bald nach meiner Ankunft bei der Division am Oberrhein, wurde mir der gegenwärtige Divisions-General Peter Boyer empfohlen. Er war damals ein junger Mann von zwanzig Jahren, und Korporal in einem Bataillon Freiwilliger. Ich stellte ihn als Schreiber bei dem Generalstaab an, und da er Talent mit Fleiß und Diensteifer verband, so hätte ich ihn gern, als ich zum General ernannt wurde, zum General-Adjutant genommen. Um aber dieß zu werden, mußte er den Grad als Offizier haben. Wiederholt verwendete ich mich um eine Unterlieutnantsstelle für ihn, aber vergebens. Die Kriegsminister konnten Generäle, Oberste und General-Adjutanten machen, aber keine Subaltern-Offiziere, deren Ernennung von der Wahl in den Bataillonen abhing. Für Boyer blieb also nichts übrig, als wieder zur Schreibstube, oder als Korporal in seine Kompagnie zurück zu kehren. Aber nun trat er als Gemeiner in das sich bildende Bataillon, rückte durch Wahlen in einem Tage durch alle Grade und

befand sich am Abend an der Spitze einer Kompagnie.

Zur Zeit, als ich mit der Errichtung des besagten Bataillons beschäftigt war, verlor General Beauharnais das Commando der Rheinarmee, wurde in seinen Wohnort verwiesen, um bald darauf als Exadlicher ins Gefängniß und auf das Schafot geschleppt zu werden. Er war ein talentvoller junger Mann von vieler Herzensgüte und dem vortrefflichsten Charakter. Sein Tod war ein Verlust für Frankreich. Bevor er noch die Armee verließ, bestimmte er Scherer zum Generaladjutanten für das Departement Schreckenberg. Dieser gab mir hievon Nachricht und bat mich um die Erlaubniß, eine gute Freundin mitbringen zu dürfen. Das Schloß, welches ich bewohnte, war geräumig genug, um mehre Familien aufzunehmen; ich schrieb ihm daher, daß sie willkommen sein würde. Scherers Freundin war eine hübsche Holländerin von ungefähr acht und zwanzig Jahren, die er im Haag kennen gelernt, und die seinetwegen von ihrem Manne

geschieden lebte. Sie hatte zwei kleine Knaben, wovon wenigstens der Jüngere den Vater nicht verläugnen konnte. Scherer sagte mir, daß er längst mit ihr verehlicht sein würde, wenn es ohne den Verlust einer Pension hätte geschehen können, die sie von ihren, gegen ihn aufgebrachten Eltern bezöge.

Meine Frau kam aus dem Elsaß zu mir auf Besuch. Scherers Freundin war eine angenehme Gesellschafterin, und an dem politischen Himmel sah es so trübe aus, daß ich keinen höhern Wunsch hatte, als hier bis nach vorübergegangenen Stürmen ruhig verbleiben zu können. Dies Glück sollte mir indeß nicht vergönnt sein. Schon hatte ich den Aufstand in dem mir anvertrauten Departement unterdrückt, und die Organisation des neuen Bataillons war beendigt, als in der Volksgesellschaft zu Besançon die Rednerbühne von den Gefahren erscholl, welche von daher der Republik droheten; wobei man denn, nach damaliger Weise, nicht vergaß, den General des Einverständnisses mit dem Feinde zu beschuldigen. Zwei Conventsdeputirte, Bernard de Saintes und Pascal, ersterer ein Advocat, letzterer ein gewesener

Priester, beide eifrige Beförderer des Schreckenssystems, waren in Besançon angekommen. Von der drohenden Gefahr unterrichtet, ernannten sie mir einen Nachfolger im Kommando und schickten zwei Commissäre ab, ermächtigt, mich verhaften und nach Besançon bringen zu lassen. Ich hatte in der Folge Gelegenheit, beide näher kennen zu lernen. Der eine, der bekannte Schauspieler Nodé, war ein bescheidener und rechtlicher Mann, der andere, mit Namen Mantar, Bruder des Verfassers eines geschätzten Werks über die Kriegsbaukunst, ein Dichterling und ehrgeiziger Phantast, der kein Mittel verschmähte, um eine Rolle zu spielen.

Die Gerüchte und Mittheilungen, welche diesen beiden Männern bei ihrer Ankunft in Bruntrut, dem Hauptorte des Departements, entgegen kamen, waren nicht von der Art, daß sich der erhaltne Auftrag ohne Weiteres hätte vollziehen lassen. Es herrschte nur Eine Stimme über den guten Erfolg der von mir getroffenen Maßregeln. Ueberall bestand Ruhe. Das neu errichtete Bataillon war bereits den Tag vorher nach dem Elsaß abgegangen, wo es gerüstet und eingeübt werden sollte. Die Bewohner des

Landes zeigten wieder Anhänglichkeit für einen Staat, zu dessen Vertheidigung ihre Söhne nun zur Fahne geschworen hatten. Alle Oberbehörden drückten den Wunsch aus, mich, der ihr ganzes Vertrauen besäße, ferner im Departement zu behalten.

Ein Eilbote wurde nach Besançon abgeschickt und brachte ein Schreiben der beiden Convents-Deputirten an mich zurück, worin ich aufgefordert wurde mich unverweilt zu ihnen zu verfügen, um sie über die Lage des Departements zu unterrichten, das Kommando aber einstweilen an den Bürger Ray zu übertragen.

Alles dieses geschah mit einer Schnelle, daß ich von der ganzen Sache nichts erfuhr, bis der bezeichnete Bürger Ray als Ueberbringer des Schreibens selbst in Delmont erschien. Er ließ sich als General anmelden, war ein langer Mann von mittlerem Alter, mit einem wohl staffirten Schnurrbarte, der ihm über den Mund herabhing, dabei als ächter Sansculotte in ein Wamms von Kalmuck und in Pantalons von demselben Stoff gekleidet. Sein General-Adjutant, ein kleines schmächtiges Bürschchen, war etwas mehr militärisch aufgestutzt; nur paßte die Uniform nicht

auf seinen Körperbau. Auch mochte er wohl zum erstenmal einen Säbel tragen, der ihm immer zwischen die Beine schlug. Beide hatten die Reise mit requirirten Bauernpferden gemacht.

Ich lud sie zum Nachtessen ein. General Ray, dessen ganzes Benehmen die roheste Erziehung und krasseste Unwissenheit verrieth, benahm sich ziemlich vorlaut, sprach von den Tyrannen, von Tyrannei, bewies, daß die Republik gut wäre, weil sie gut sei; vermied aber sorgfältig, etwas von seinen frühern Verhältnissen zu erwähnen. Sein General-Adjutant hüllte sich in ein so strenges Incognito, daß auch seine Stimme nicht vernehmlich wurde. General Ray spürte frühzeitig den Wein und legte sich schlafen.

Am folgenden Morgen reiste ich nach Besançon ab. Bei meiner Ankunft daselbst war Bernard de Saintes nach dem Juradepartement abgegangen. Ich begab mich zu Pascal, der mir folgende erbauliche Standrede hielt. „General! sagte er, wenn sich das bestätigt hätte, was bei unserer Ankunft hier von Dir behauptet wurde, so hätte ich Dir keinen Heller für Deinen Kopf gegeben. Du weißt, man versteht

heutzutage über dergleichen Dinge keinen Spaß. Indessen sind uns von Bruntrut aus die günstigsten Zeugnisse von Deinem Patriotismus zugekommen, Zeugnisse, die um so unverdächtiger sind, als der Erfolg sich bereits bewahrheitet hat. Wir haben dem Heilsausschusse hierüber Bericht erstattet; auch würden wir Dich gern nach dem Wunsche der Departementsverwaltung in Deinem Kommando belassen; allein die hiesige Volksgesellschaft, die mit Recht das Vertrauen des Heilsausschusses und aller guten Republikaner besitzt, hat uns den Bürger Ray so dringend als einen Mann empfohlen, der in jenem Lande die Revolution bewirken helfe und daselbst alle Wege und Fußsteige, ja jeden Stein kenne, daß wir nicht umhin konnten, uns ihrem Wunsche zu fügen." —

Gegen solche Argumente ließ sich nun allerdings nichts einwenden. Es wurde noch Einiges über die Verhältnisse der Schweiz gesprochen, und wir trennten uns als gute Freunde.

Ich kam nach Delmont zurück. Während meiner fünftägigen Abwesenheit von da hatte sich manches geändert. Scherer war auf's eiligste von der Armee

in's Innere der Republik berufen worden und bereits abgereist. Ich fand nur einen Brief von ihm vor. General Vieuse war verschwunden, und Pichegru als Befehlshaber des Armeekorps am Oberrhein von Paris eingetroffen. Er hatte einen General nach Delmont geschickt, um mich zu ersetzen, mir aber die Ordre ertheilt, das Commando in Belfort zu übernehmen, daselbst ein verschanztes Lager anzulegen und drei neue Bataillone im Dienst unterrichten zu lassen. Scherer sagte mir in seinem Schreiben, daß ihm in seiner mißlichen Lage nichts übrig bleibe, als nach Paris zu gehen, um seine Wiederanstellung zu betreiben. Sollte ihm dies nicht gelingen, so sehe er sich genöthigt, da ihm sogar der Aufenthalt in seinem unfern der Grenze liegenden Geburtsorte untersagt sei, eine wandelnde Schreibstube zu errichten.*)

---

*) Leute, die sich in Paris damit ernähren, daß sie für den gemeinen Mann Petitionen, Rechnungen und Abschriften verfertigten, Bedienten oder Mägden Liebesbriefe schreiben oder ihnen solche lesen u. s. w., pflegen ihr Gewerbe in kleinen Buden (**Bureaux ambulants**) zu verrichten, die auf niedrigen Rädern ruhend, von einem Orte zum andern gefahren werden können. Ein zierlich geschriebenes

Er bat mich, seine Pferde zu mir zu nehmen, damit sie nicht, wie es damals üblich war, zum Dienste der Armee in Requisition gesetzt würden.

Der General, welcher mich im Commando ersetzen sollte, hieß Jacob, war ein sehr schöner, junger Mann und für seinen vormaligen Stand, als Schuster, von gefälligen Manieren. Er war einige Jahre Grenadier gewesen, hatte unter der Nationalgarde zu Versailles gestanden und sollte sich bei einem stattgehabten Aufstande vortheilhaft ausgezeichnet haben. Er nahm bei seinem General-Adjutanten, dem Sohn eines ehemaligen Parlaments-Präsidenten, täglich einige Stunden Unterricht im Lesen und Schreiben, und machte kein Geheimniß davon. Er kam

---

Schild, das aber selten von der Hand des Besitzers ist, enthält eine Anzeige alles dessen, was derselbe in billigsten Preisen zu leisten verspricht. Als ich in meinen jüngern Jahren in Paris war, sah man noch solche Buden, welche aus einem großen Kaffee- oder Zuckerfaß bestanden, das zum Theil durchschnitten war, von einem Orte zum andern gerollt und dann aufgestellt wurde. Indessen ist auch seitdem in diesem Artikel der Luxus in Frankreichs Hauptstadt gestiegen.

bald darauf an den Niederrhein, und ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört.

General Nay und General Jacob stritten sich um das Commando, und da keiner weichen wollte, so blieben beide auf ihrem Posten, bis nach vorhergegangenen Unterhandlungen zwischen Pichegru und den Volksvertretern Jacob abgerufen wurde und Nay den Platz behauptete.

Da wir keine Gelegenheit mehr haben werden, seiner zu erwähnen, so wollen wir, bevor wir von ihm gänzlichen Abschied nehmen, uns noch etwas näher mit ihm bekannt machen.

Nay war nicht lange vor seiner Ankunft in Delmont Artillerie-Sergeant und als Aufseher bei den Pulvermagazinen in Belfort angestellt, aber wegen Dienstvergehen, besonders wegen seines Hanges zur Völlerei, von da hinweg und zu seinem Regiment nach Besançon geschickt worden. Bei einem martialischen Ansehen, vieler Unverschämtheit und einer Rednergabe, wie man sie in Frankreich nicht selten bei übrigens unwissenden Leuten aus den niedrigsten Ständen antrifft, gelang es ihm, einen Anhang in der Volksgesellschaft zu gewinnen, die ihn, wie be-

reits bemerkt worden, den Convents-Deputirten empfahl. Er war aber noch keinen Monat in seinem Commando, während dessen er fast nie aus dem Zustande der Trunkenheit kam, als er schon starke Beweise von Unfähigkeit und so viele Ursachen zu Klagen gab, daß man ihn abrufen mußte. Bernard de Saintes und Pascal, um ihr Geschöpf nicht gänzlich vernichtet zu sehen, stellten ihn bei der sogenannten mobilen Kolonne an, die damals errichtet wurde, um die mit der Guillotine in den Departementen umherziehenden Revolutions-Richter zu begleiten. Im Jahr 1796 war Ray als überzähliger Bataillonschef in der fünfzigsten Halbbrigade, die damals unter meinem Commando stand, bei der Bagage angestellt, wurde aber noch vor Beendigung des Feldzuges wegen Erpressungen in das Innere geschickt.

Auch in Belfort hatte sich seit meiner früher dahin gemachten Reise manches geändert. Der Festungs-Commandant und der Commandant der Ar-

tillerie waren entlassen und in das Innere verwiesen. Ersterer war durch den Kaffeewirth Margau, letzterer durch einen Artillerie=Offizier der Nationalgarde ersetzt. Alle gebildeten und rechtlichen Leute hatten sich aus der Volksgesellschaft zurück gezogen und einem unwissenden Haufen das Feld geräumt, der unter dem Einflusse einiger herrsch= und habsüchtigen Ränkemacher handelte. Der Sicherheitsausschuß war nicht viel besser zusammengesetzt. Mehrere Personen waren als verdächtig eingesperrt; man argwohnte überall Verschwörungen und Verrath, sprach nur von außerordentlichen Maßregeln, von Einkerkerung, von der Guillotine. Um nicht das Opfer der schlechten Menschenklasse zu werden, blieb nichts übrig, als an ihren Verhandlungen Theil zu nehmen.

Ich trat mit meinem General=Adjutanten als Mitglied in die Gesellschaft; der Ingenieur=Commandant und Kriegskommissär thaten ein Gleiches, und bald folgten die öffentlichen Beamten alle diesem Beispiel. Es waren gute Redner unter ihnen, denen es gewöhnlich gelang, ihre Meinung geltend zu machen, besonders aber zu verhindern, daß es an Dekaden=Tagen, wo der weit größere Theil der

Stimmenden vom Weine erhitzt und der Besinnung nicht ganz mächtig war, zu keinen revolutionären Beschlüssen kam. Indessen fanden sie an den Verwaltungs- und Gesundheitsbeamten des Militärhospitals, — einer Rotte rasender Jakobiner — ihre Widersacher, die nicht so leicht zu beseitigen waren. Es kam darauf an, die öffentliche Meinung gegen sie zu gewinnen, und hiezu fand sich bald eine Gelegenheit.

Eines Abends erschien mein General-Adjutant in der Gesellschaft und begehrte das Wort. — „Bürger! sagte er, ich komme aus dem Militärhospital, das mit Unglücklichen angefüllt ist, die fast ohne alle Hülfeleistung sich selbst überlassen sind. Etliche und dreißig aus dem Hospital von Kolmar gekommene Wagen stehen seit länger als eine Stunde da, ohne daß Jemand erschienen ist, um die Kranken und Verwundeten von demselben zu nehmen. Die, welche für sie sorgen sollten, befinden sich, wie ihr sehet, vom Direktor bis zum Koch, vom Oberarzt bis zum Krankenwärter, in diesem Saale. Ich überlasse es euerm eignen Urtheil, was von Leuten zu halten sei, die sich zum Richteramte der Handlungen Ande-

rer aufwerfen, während sie selbst ihre Pflichten — und gibt es wohl heiligere, als die wir für die Vertheidiger des Vaterlandes haben? — gänzlich außer aller Acht lassen. Der General sendet mich hieher, damit ihr einige Mitglieder an Ort und Stelle schicken möget, sich von der Wahrheit meiner Angabe zu überzeugen."

Schon während dieser kurzen Standrede verließen mehrere der Angeklagten den Saal; einige wollten reden, wurden aber nicht zum Worte gelassen. Sie erschienen in der Folge nur in geringer Anzahl, ohne sehr vorlaut zu sein. Die bald darauf in dem Hospitale ausgebrochenen Kriegspest, welche viele hundert Militärs, und fast alle Angestellte hinwegraffte, befreite endlich die Stadt von dieser schlimmen Brut.

So ungefähr standen im Spätjahr 1793 die politischen Verhältnisse in Belfort, als eines Nachmittags der Kommandant Margau eiligst kam, mir zu sagen, daß eben ein Kommissär des Heilsausschus-

ses angekommen und im Gasthofe abgestiegen sei. Wirklich erschien er auch nach wenigen Minuten mit seinem Sekretär. Beide trugen zwar Schnurrbärte, wenn auch von noch etwas schwachem Gehalte, rothe Mützen, Wämmser und Pantalons von Kalmuck, dicke Knotenstöcke und lange Säbel; doch erkannte ich alsbald in ihnen — zwei Mainzer und meine ehemaligen Schüler bei der Universität. Der Kommissär, Namens Haupt, war der Sohn eines Hofraths, und bald nach der Ankunft der Franzosen als General-Adjutant des Generals Neuwinger in französische Dienste getreten. Während des Gefechtes an der Nahe, wo Neuwinger von den Preußen gefangen wurde, nahm er die Flucht, verließ den Militärstand und begab sich nach Straßburg, wo er in der Gesellschaft seinen General der Verrätherei beschuldigte und sich als Terrorist hervor that. Bei Custines Verurtheilung ging er nach Paris, um als Zeuge gegen ihn aufzutreten und erwarb sich so das Vertrauen der Machthaber. In dem Patent über seine Sendung hieß es, er habe die jungen Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes anzufeuern, die revolutionären Maaßregeln in Gang zu bringen,

die republikanischen Grundsätze unter dem Volke zu verbreiten, und das Benehmen aller im Dienste des Staats Angestellten sorgfältig zu beobachten.

Haupt ließ noch selbigen Abends die Volksgesellschaft versammeln, wo er, nach überbrachtem Bruderkusse von den Jakobinern zu Paris, eine kräftige Rede hielt und revolutionäre Maaßregeln in Vorschlag brachte, bei welchen jedem rechtlichen Manne die Haut schauern mußte. Von Begeisterung ergriffen, beschloß die Gesellschaft, aus ihrer Mitte einen Reiter zum Heere zu stellen und während des Krieges zu besolden. Ein Perrückenmacher, dessen Gewerb damals durch die Titus-Köpfe der Frauen und die abgeschnittenen Haare der Männer brach gelegt war, stand auf und bot sich, gleich einem andern Herkules, zu dieser gefährlichen Stelle an; indem er zugleich als Lieutenant der Nationalgarde seine Epauletten, die freilich nur von falschem Golde waren, als Geschenk auf den „Altar des Vaterlandes“ niederlegte. Doch eben so rasch und unerwartet erhob sich unter den anwesenden Einwohnern die Frau des Perrückenmachers, begehrte das Wort und erklärte dem Bürger-Commissär rund heraus, daß

es gescheiter von ihm wäre, selbst ein so junger, starker Bursche, sich an die Grenze zur Armee zu begeben, als den Weibern hier am Orte die Männer zu entführen, und ein für allemal würde sie nicht gestatten, daß man den Ihrigen dahin schicke. Dieser, der unter dem Pantoffel stehen, oder vielleicht auch seinen voreiligen Schritt schon bereuen mochte, verstummte, und da auch der Kommissär gegen das aufgestellte Argument der Frau nichts Treffendes einzuwenden wußte, so blieb die Sache für diesmal hingestellt. Am Schlusse der Sitzung lud der Kommissär nicht nur die Glieder der Gesellschaft sondern alle guten Patrioten ein, sich am nächsten Nachmittag in der Hauptkirche zu versammeln.

In der Frühe schon kam der Platzcommandant Margau mit einer rothen Mütze zu mir, und hatte dafür gesorgt, daß die Nationalgarde mit rothen Mützen die Wache beziehen konnte. Niemand wollte in diesem löblichen Beispiele zurück bleiben; die rothen Mützen stiegen schnell zu einem unerhörten Preise, und als keine mehr in der Stadt zu haben waren, so wurden solche durch Eilboten aus den benachbarten Orten beschafft.

Noch hatte die Stunde zur Versammlung in der Hauptkirche nicht geschlagen, als man schon schaatenweise dahin strömte. Commissair Haupt bestieg die Kanzel und hielt eine lange Rede, in der er bewies, daß außer der Göttin Vernunft es keine andere Gottheit gebe; daß der Glaube an Unsterblichkeit eine Thorheit, alles in der Natur materiell sey, und der Mensch als Theil dieser materiellen Natur mit seiner Auflösung aus der Individualität, wieder in die Allgemeinheit zurück gehe, um als Stoff neuer Schöpfungen zu dienen.

Auch hier wirkte des Redners Talent mit so vieler Macht, daß der Pöbel über Kirchengeräthe und Heiligenbilder herfiel, alles zertrümmerte, auf dem Marktplatze verbrannte, in geschlossenem Kreise um den Scheiterhaufen tanzte, und die Carmagnole sang. Ein altes Weib rief beim Anblick eines vom Altar geworfnen Kruzifixes: „Nun hast du's, schlechter „Herrgott! Du warst auch wenig um die armen „Leute bekümmert; es ist gut, daß deine Regierung „ein Ende nimmt." Ein Grobschmied hatte sich eines wunderthätigen Marienbildes bemächtigt und schleifte es an einem Stricke durch die Straßen,

indem er ihm Säbelhiebe versetzte und dabei rief: So thue doch Wunder, du alte — !

Nach diesen merkwürdigen Vorgängen, wurde beschlossen, daß künftig die Kirche zum Vereinigungsorte bei Volksfesten dienen solle. Als der Commandant Margau, der einen Tag vorher noch fest an seinen Katechismus geglaubt hatte, am folgenden Morgen zu mir kam, war er ein ärgerer Materialist, als Voltaire oder die französischen Encyklopädisten; erklärte sich jedoch zu Gunsten der Vernunftgöttin, und wollte, daß ihre Bildsäule zwischen zwei anbetenden Cherubim auf dem Vaterlandsaltar aufgestellt werde.

Auf Haupts Bericht wurden mehre, ihres vermutheten Royalismus wegen in der Stadt Verhaftete nach Paris geschickt, wo sie, bei dem herrschenden System, die überfüllten Gefängnisse mit Hülfe der Guillotine zu erleichtern, als Opfer der Tyrannei gefallen wären, wenn nicht zum Glück Robespierre selbst mit seinem Anhange kurz darauf geendigt hätte. —

Haupt erwies mir die Ehre, sich mit seinem Sekretär öfter bei mir zu Tisch einzufinden. Eines

Tages sagte er mir, sein Vater (der wegen Anhänglichkeit an die Franzosen aus Mainz entfliehen mußte, und sich in der Schweiz aufhielt) habe ihm eine politische Denkschrift zugeschikt, womit sich derselbe nach Paris zu begeben beabsichtige, um sie dem Heilsausschusse vorzulegen. Sie sey ein erbärmliches aristokratisches Machwerk, das seinem Verfasser wenigstens Einsperrung zuziehen werde; indeß habe er seinem Vater, blos des Spasses wegen, nicht abrathen wollen. Da ich ihm bei solchen und ähnlichen, Abscheu erregenden Aeußerungen mein Mißfallen nicht verbergen konnte: so faßte er die Absicht, mich des Moderantismus anzuklagen, wovon ich noch in Zeiten von seinem Sekretär unterrichtet wurde, um mich zu mäßigen und den Menschen in guter Laune zu erhalten. Er verließ uns endlich nach einem Aufenthalte von einigen Wochen.

Vielleicht ist es für Manchen nicht ohne Interesse, den ferneren Lebenslauf eines solchen Menschen zu erfahren

Nachdem dieser Haupt noch einige Zeit seinem Apostelberufe gefolgt war, und auch an andern Orten den Atheismus geprediget hatte, kehrte er nach Paris

zurück und begleitete bald hernach den Volksvertreter Merlin von Thionville als Sekretär zur Rheinarmee. Hier begegnete ihm das Unglück, durch Unvorsichtigkeit eines jungen Menschen den ganzen Schuß einer mit Schrot geladenen Flinte in das Gesicht zu bekommen. Die Verletzung war tödtlich; dennoch wurde er, gegen alle Erwartung, geheilt, wiewohl mit einer gräßlichen Entstellung des Gesichts. Er ging nach Paris und lebte daselbst, da ihm, bei seinem Hange zur Verschwendung, sein Vater alle Unterstützung entzog, auf Kosten seiner Bekannten, bis er in dem Feldzuge von 1796 in Deutschland eine Anstellung bei dem Kontributionsgeschäfte erhielt und sich schnell eine bedeutende Summe erwarb. Er besuchte nun Italien, das er ein Jahr lang als Baron von Haupt durchreiste. Hier lebte er auf einem vornehmen Fuße, erhielt vom Pabste den Orden vom goldenen Sporn und ward von einigen gelehrten Gesellschaften als Mitglied aufgenommen. Nachdem sein hübsches deutsches Geld durchgebracht war, ging er wieder nach Paris. Aber auch da hatte er den Kredit seiner Bekannten erschöpft und lebte kärglich, bis sich endlich in dem Verwal-

tungs- und Lieferungssache eine neue Fundgrube für ihn öffnete. Er folgte der Armee nach Italien, wurde in kurzer Zeit ein reicher Mann, kaufte für dreimalhunderttausend Franken Nationalgüter im Kirchenstaate, bewohnte in Rom ein Hotel, hielt sich eine Maitresse, Equipage und Dienerschaft. Bald rückten die Franzosen in Neapel ein. Um auch aus dieser neuen Quelle des Erwerbs zu schöpfen, eilte Haupt von Rom dahin. Er machte die Reise in zwei Wagen. In dem einen fuhr er selbst mit der Maitresse und dem Sekretär, den andern nahmen das Kammermädchen, der Kammerdiener und der Koch ein. Die Straßen waren damals äußerst unsicher und Haupt hatte das Unglück, einer Bande von Räubern in die Hände zu fallen, die nicht nur der Beute wegen, sondern auch aus Haß gegen die Franzosen das Handwerk trieben. Sie bemächtigten sich der Wagen und schwer bepackten Koffer, behielten die Dame und ihr Mädchen als gute Prise, ließen die Dienerschaft laufen und nagelten den Herrn mit beiden Händen an einen Baum, um ihn zu erschießen. In dieser entsetzlichen Lage verlangte Haupt, sei es aus Seelenangst oder aus List um Zeit zu

gewinnen, nach einem Beichtvater. Das zarte Gewissen dieser Leute erlaubte nicht, ihm solche Bitte abzuschlagen. Man schickte in den nächsten Ort, um einen Geistlichen zu holen. Dieser kam, stellte den Räubern ihre Grausamkeit vor und rührte sie so, daß sie den Angenagelten frei gaben, den nun der gute Priester in seiner Wohnung mehrere Monate pflegte, bis er von seinen Wunden genesen war.

Inzwischen war Unteritalien für die Franzosen wieder verloren gegangen; die Käufe der römischen Nationalgüter waren für ungültig erklärt worden, und Haupt kehrte, armseliger als je, nach Paris zurück. Hier vernahm er den Tod seines Vaters, der nach erlittenen Unglücksfällen seiner Witwe nur ein sehr unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Sie wollte von ihrem Sohne nichts wissen, den sie als den Urheber ihres Unglücks betrachtete. Haupt lebte nun einige Jahre in Paris von Unterricht in der italienischen Sprache, gebrauchte auf Kosten des Staates die Bäder, wurde endlich in dem Grade als Subaltern-Offizier in dem Invalidenhause aufgenommen, und erschien 1811 in Mainz, wo er bei dem Generabstab eines Marschalls als Oberstlieute-

nant angestellt ward. Er machte den Feldzug nach Rußland mit, und erfror auf dem Rückzuge von Moskau.

Haupt besaß bei vielem Verstande, bei einer richtigen Beurtheilungskraft und einem festen Charakter ein schlechtes Herz. Er war äußerst träge, arbeitete bloß, um zu schwelgen und niemals, wenn er schwelgen konnte. Er verstand die Kunst, aus anderer Leute Beutel zu schöpfen und bezahlte keine Schuld, außer etwa in der Hoffnung, für die Folge eine größere Summe geborgt zu bekommen. Als er nach neunzehn Jahren in seine Vaterstadt zurückkam, war er daselbst gänzlich ein Fremdling. Wer ihn nur vor seiner Gesichtsentstellung gesehen hatte, erkannte ihn nicht wieder; seinen spätern Bekannten war er Geld schuldig und vermied sie, aus Furcht, daß sie es zurückfordern möchten. — Ich komme wieder auf meine unterbrochene Erzählung zurück.

Bei Bestimmung der Hauptkirche zur Feier der Volksfeste, wurde auch beschlossen, daß in derselben ein Berg, das damalige Symbol des ächten Republikanismus, errichtet werde. Die milden Gaben

hiezu fielen etwas kärglich aus; der Berg erhielt die Form eines ungeheuern Zuckerhutes, war mit Papier überzogen und mit Tannenzweigen besteckt. Zufällig hatte sich der Zimmermann, der das Gerippe dazu verfertigte, bei der Arbeit stark am Beine verletzt. Während seiner Heilung, vermuthlich in den Phantasien des Wundfiebers, erschien ihm die heilige Jungfrau, verwies ihm seine That und ermahnte ihn zur Buße. Er vertraute das ihm begegnete Wunder seinen Freunden, unter denen sich mehrere befanden, die an der Bilderstürmerei Theil genommen hatten und die nun, von Reue ergriffen, in der Hoffnung sich wieder mit dem Himmel auszusöhnen, den Schluß faßten, jenen republikanischen Koloß zu zerstören. Sobald der gefürchtete Kommissär den Ort verlassen hatte, schritten sie zur Ausführung ihres Vorhabens. Der Berg wurde zertrümmert, und wie vorher, die Heiligenbilder auf dem öffentlichen Platze verbrannt. Man ging hiebei mit einer Eile zu Werke, daß es die Polizei nicht verhindern konnte.

Kaum war aber die That ruchbar geworden, als alle friedlichen Bürger in Gedanken die Stadt in

Stand der Empörung erklärt und das wandernde Revolutionsgericht mit der Guillotine vor dem Thore sahen. Es war keine Zeit zu verlieren den Sturm zu beschwören, ehe er noch zum Ausbruche käme. Vermögende Leute schossen eine ansehnliche Summe zusammen; die Thäter selbst, die nun erst die ihnen drohende Gefahr begriffen, trugen ihr Mögliches dazu bei. Ein Mitglied der Volksgesellschaft trat auf und sprach: „Mehrere unserer Mitbürger, deren Bescheidenheit mir ihre Namen zu nennen verbietet, haben nicht ohne Verdruß die geschmacklose Darstellung des in dem Tempel der Freiheit erbauten Berges ansehen können, und mir aufgetragen, diese Summe auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen mit dem Wunsche, daß man einen Ausschuß ernenne, unter dessen Leitung dieses Vereinigungszeichen aller wahren Republikaner auf eine seiner hohen Bedeutung würdigere Weise ausgeführt werde."

Das Anerbieten wurde mit Beifall aufgenommen; und nach kurzer Zeitfrist stand im Hintergrunde des Tempels ein, von geschickten Künstlern theatralisch ausgeführter Berg, auf dessen Gipfel, zu dem man auf schlängelnden Wegen gelangte, das

Bild der Freiheit, und in einer am Fuße desselben befindlichen Höhle, der Schutzgeist der Republik zu sehen war, wie er den Despotismus und die Hydra mit einer Keule zerschmettert.

Um diese Zeit waren die Assignate, obgleich solche bei dem Nationalgüterverkauf und bei den öffentlichen Abgaben nach ihrem vollen Nennwerthe angenommen wurden, so sehr herabgesunken, daß der Convent, in der Hoffnung, sie wieder in die Höhe zu bringen, sowohl für die Lebensmittel, als für alle anderen Handelsartikel ein Maximum des Kaufpreises festsetzte, und nichts Geringeres als die Todesstrafe gegen die Uebertretung dieser Anordnung bestimmte. Und nun war kaum der Tag, mit welchem das deßfallsige Dekret in Kraft trat, erschienen, als das Landvolk von allen Seiten in zahlreichen Haufen kauflustig nach der Stadt strömte. Noch an selbigem Abende waren alle Läden rein ausgekauft oder vielmehr ausgeplündert, denn das Kaufen hatte wirklich mehr das Ansehen einer Plünderung, als eines Handelsverkehrs. Dagegen ward an den

folgenden Markttagen auch nicht ein Sack Frucht, oder nur ein einziges Ei nach der Stadt gebracht. Während auf dem Lande Ueberfluß herrschte, lebte der Städter kärglich und ihm blieb nur noch übrig, selbst auf die Dörfer zu gehen um einzukaufen; wo dann aber nicht eher etwas zu finden war, bis der Handel unter vier Augen gegen klingende Münze abgeschlossen wurde. Bei bald hierauf eingetretenem gänzlichen Fruchtmangel wurden Kommissäre in die Orte geschickt, die den Ueberfluß um den festgesetzten Preis in Beschlag nahmen. Aber auch diese Maßregel wußte man zu umgehen, die Früchte wurden versteckt, selbst vergraben, die Schweine mit dem trefflichsten Weizen gemästet.

Indeß ging man bei diesen äußerst drückenden Verhältnissen in dem Departement des Oberrheins sehr schonend zu Werke; während man am Niederrhein, wo mehrere Köpfe stark begüterter Landleute fielen, bei all' dieser Strenge auch nicht viel weiter kam. Ein Beweis mehr, wie schwer und bedenklich es ist, in Dinge des öffentlichen Verkehrs, des Handels und Wandels, mit Gesetzen einzugreifen, die einer Seits das Wohl der Menge stören, auf

der andern aber Einzelnen unerlaubte Vortheile verschaffen. Gerade dies war hier der Fall. Bei Verweigerung der Zahlungsannahme in Assignaten, bekam der Landmann nicht nur klingende Münze, sondern wurde durch Herabwürdigung jenes Papiergeldes zugleich in den Stand gesetzt, es in einem Spottwerth einzuhandeln, um es dann im Nennwerthe zur Bezahlung seiner Steuern, zur Tilgung seiner Schulden, zur Berichtigung der Einzahlungen für ersteigerte Nationalgüter zu benützen.

Ich kannte eine Offizierswitwe, die sich und ihre Kinder großentheils mit Handarbeiten ernährte. Ihr ganzes Vermögen bestand in einigen tausend Franken, die sie an einen Landmann ausgeliehen hatte. Dieser kam, um seine Schuld in Papier abzutragen. Sie stellte ihm den großen Verlust vor, den sie hiedurch erleiden würde, und bat ihn, die Schuld noch länger stehen zu lassen. — „Bürgerin, sagte der Bauer, „wenn du die Zahlung nicht annehmen willst: so „bin ich genöthigt, solche bei Gerichte zu hinter„legen, und da könnte es dir deinen Kopf kosten.“ Mit Thränen empfing sie die Papiere; und als sie hierauf den Mann fragte, ob sie nicht Butter haben

könnte und um welchen Preis, — versetzte er: „In Geld das Pfund zu fünfzehn Sous, in Assignaten zu achtzehn Franken. Du siehst, ich nehme sie hoch an, weil ich sie eben brauche, um ein Zahlungsziel für erkaufte Nationalgüter zu berichtigen."

Nicht lange nach der Abreise des Commissärs Haupt, erschien Herault-de-Sechelles, Mitglied des Convents und des Heilausschusses, und ehemaliger Generalprokurator bei dem Parlament zu Paris. Er begab sich gleich nach seiner Ankunft in das Gemeindehaus, verordnete die Schließung der Stadtthore und ließ die Bewohner durch die Glocke in den Tempel berufen. Hier legte er den Oberbehörden das Patent seiner Sendung zur Einsicht vor, und bestieg hierauf die Kanzel, wo er es ablas. Zufolge desselben hatte er unbeschränkte Gewalt, alles das zu verfügen, was ihm für das Gemeinwohl ersprießlich schien, mit dem besondern Auftrage, das Benehmen aller Civil- und Militärbeamten genau zu untersuchen, und die, so nicht im Sinne der Regierung handelten, durch andere zu ersetzen.

Er forderte die Versammlung auf, ihm freimüthig jene Staatsdiener zu nennen, gegen welche sie etwas zu erinnern hätten, und ihm die Gründe ihrer Unzufriedenheit oder ihres Mißtrauens anzugeben.

Sämmtliche Beamten wurden nun mit langen Zwischenpausen bei Namen ausgerufen, und alle bestanden glücklich die Feuerprobe, bis auf den Maire, gegen welchen gefürchtete Kläger auftraten. Sie beschuldigten ihn, daß er, als Anhänger der alten Verfassung, mehrere republikanische Verfügungen außer Acht gelassen oder unterdrückt habe; daß er mit Emigranten im Briefwechsel stehe, und ihnen, durch seine Hände gehende Gelder zufließen lasse. Auf letzterem Vergehen stand sogar die Todesstrafe. Er vertheidigte sich schlecht; hatte aber beredte Freunde und Anhänger, die für ihn auftraten. Die Verhandlung dauerte von Abends sieben bis Mitternacht, wo sich die Versammlung trennte. Herault ersuchte mich, ihn in sein Quartier zu begleiten, wo er mir einen Verhaftsbefehl zustellte, mit dem Auftrage, den Maire noch diese Nacht in Begleitung der beiden Platzlieutenante in das Arresthaus nach Kolmar bringen zu lassen. Ich begab mich selbst in die Behausung des Maire. Bei

meinem Eintritte brach die ganze Familie in laute Klagen aus. Ich suchte sie durch die Versicherung zu trösten, daß man keine andere Absicht habe, als einen Mann von einem Orte zu entfernen, wo seine Gegenwart bei dem obwaltenden Parteigeiste unter den Bürgern zu Unruhen Gelegenheit geben könnte.

Dies schien auch allerdings Hauptzweck bei dieser Verhaftung zu sein, die mit keinem Anklagsakte verbunden, sondern blos als allgemeine Sicherheitsmaßregel verordnet war.

Nach Robespierres Fall wurde der Maire seiner Familie wieder gegeben.

Herault-de-Sechelles hielt sich einige Monate im Departement des Oberrheins auf und stiftete manches Gute, indem er überall Befolgung der gesetzlichen Verfügungen beförderte und dabei mit Schonung zu Werke ging. Er war ein schöner junger Mann von vielen Kenntnissen. Von ihm ist die im Jahre 1793 erschienene Constitution, die allerdings als ein in Eile und durch den Drang der Umstände entstandenes Werk angesehen werden muß; nichts destoweniger aber einen genialen und talentvollen Verfasser verräth. Er war, ob aus Ehr-

sucht oder aus Grundsätzen, ein eifriger Republikaner; aber er verabscheute die damals herrschenden Grausamkeiten oder gesetzlichen Morde. Ich befand mich nebst dem Ingenieur-Kommandanten mit noch einigen Freunden in seiner Gesellschaft, als er nach Paris abreiste. Sie waren Zeugen meiner Handlungen, sagte er, und ich glaube mich der Achtung aller rechtlichen Leute nicht unwerth gemacht zu haben; nur durch mein Verfahren ist kein Blut geflossen und ich fürchte sehr, hiefür mit meinem Kopfe bezahlen zu müssen.

Er hatte wahr geredet. Wenige Monate nach seiner Rückkunft, starb er auf dem Blutgerüste als Opfer der Robespierre'schen Tyrannei. Man wagte es nicht seine Verhaftung vom Convent zu fordern; diese geschah auf öffentlicher Straße, unter dem Vorwande, daß er sich in Gesellschaft eines Emigranten befände. Der vorgebliche Emigrant, sein Sekretär, wurde nach einigen Tagen wieder in Freiheit gesetzt, er aber mit Leuten, mit denen er nichts gemein hatte, vor das Revolutionstribunal gestellt und mit ihnen in Masse verurtheilt. Herault-de-Sechelles war ein Ex-Adlicher und hatte durch seine Talente

die Eifersucht der herrschenden Parthei erregt; hierin bestand sein Verbrechen. Er wußte, als er vor Gericht erschien, daß er verloren war; aß während seiner Verurtheilung Kirschen, scherzte und schoß die Kerne nach seinen Richtern ab.

Noch nicht lange hatte der National-Convent durch ein Dekret den christlichen Gottesdienst in Frankreich abgeschafft, und an dessen Stelle die sogenannte Vernunftreligion oder vielmehr den reinen Atheismus eingesetzt, als er wieder, bei übrigens unbeschränkter Gewissensfreiheit, die Anerkennung eines höchsten Wesens und die allgemeine Gottesverehrung, als die Religion des Staates, auf eine feierliche Weise verfügte. Belforts Bewohner, die bei eintretenden Neuerungen nicht gern die Letzten waren, gingen nun schnell vom Atheismus zum Deismus über. An den Dekaden-Tagen trat in der Frühe die Nationalgarde zusammen und zog, nachdem sie sich eine Stunde in den Waffen geübt hatte, nebst der Kompagnie der Veteranen und jener der Knaben, die sich an sie anschlossen, vor das Ge-

meindehaus. Vereint mit den daselbst versammelten bürgerlichen und militärischen Oberbehörden und unter kriegerischer Musik begab man sich nach dem Tempel, wo die große Menge bereits versammelt war und die mit Kränzen geschmückte. Schuljügend den Berg besetzt hatte. Unter Begleitung einer ernsten und feierlichen Kirchenmusik wurden der Gottheit einige Lob- und Danklieder gesungen, und der Maire sprach ein an dieselbe gerichtetes allgemeines Gebet aus. Nach ihm bestieg ein Redner die Kanzel und verbreitete sich über Gegenstände der allgemeinen Moral, ohne alle, auch die leiseste Berührung jener Lehren, durch die sich die verschiedenen christlichen und anderen Sekten von einander unterscheiden. Man verkündete endlich die während der Dekade erschienenen Gesetze und Verordnungen, las die Kriegsnachrichten ab, welche die Republik betrafen, und beschloß die Handlung unter militärischer Musik mit einem patriotischen Liede.

Dieses war der Gottesdienst, der damals in Belfort mehrere Monate unter der Leitung gebildeter und der Sache ergebener Männer mit vieler Würde und das Gemüth erhebend, auch gewiß nicht ohne

Beförderung der Moralität bestand. Die Bewohner hatten diesen Kultus lieb gewonnen; selbst viele benachbarten Landleute kamen in die Stadt, um demselben beizuwohnen, und schienen ihre älteren kirchlichen Gebräuche nach und nach zu vergessen.

Indeß äußerte sich damals, nämlich in der ersten Hälfte des Jahrs 1794, das Schreckenssystem auf eine gräßlich steigende Weise. Wenn früher die Guillotine nur gegen Contre-Revolutionärs, Royalisten oder sogenannte Moderantisten in Bewegung gesetzt wurde, so fielen nun durch sie selbst die eifrigsten Anhänger der Republik, wenn sie das Unglück hatten, durch Stand, Reichthum, Talent oder andere Vorzüge der herrschenden Partei zu mißfallen, oder ihr Besorgnisse zu erregen. Des Hochverraths, folglich des Todes schuldig waren nach einer gesetzlichen Verordnung nicht etwa nur jene, welche sich durch Handlungen des Anti-Republikanismus schuldig machten, sondern es genügten hierzu bloße Worte, ja Mienen der Mißbilligung, selbst Gedanken, die man vermuthete. Weder Geschlecht noch

Alter machte hierin eine Ausnahme. Robespierre und einige seiner Anhänger, welche die ganze innere Polizei leiteten, waren zwar keine Spitzbuben, denn sie lebten, während sie über Millionen verfügen konnten, einfach und starben arm, aber grausame politische Fanatiker waren sie. Sie wollten aus den Franzosen ein genügsames, hauptsächlich dem Feldbau ergebenes Volk von einfachen Sitten machen. Der Gedanke war schön, aber schrecklich und höchst verabscheuungswürdig das angewendete Mittel seiner Verwirklichung.

Früher hatte man sich darauf beschränkt, die Priester, welche den Bürgereid verweigerten, des Landes zu verweisen; später begnügte man sich, jenen, welche den Eid geleistet hatten, ihre kirchlichen Verrichtungen zu untersagen; nun aber faßte man den Plan, mit Vernichtung der Individuen den ganzen Priesterstand zu vertilgen. Alle gewesenen Pfarrer der Departements Ober- und Niederrhein wurden verhaftet, auf die Citadelle von Besançon gebracht und daselbst in den Casematten eingekerkert, vor welchen, als Vorsichtsmaßregel, Kanonen aufgestellt waren, mit Kartätschen geladen. Nichts Geringeres

wartete ihrer, als unter dem Vorwande eines Aufstandes oder einer Verschwörung in Masse erschossen zu werden. Nur der bald nach ihrer Verhaftung erfolgte Sturz Robespierres — 28. Juli 1794 — konnte sie retten und öffnete ihnen ihre Kerker.

Diese Erlösung verschaffte mir eines Tages den Besuch eines Mannes, indem ich bald einen alten Freund, den ehemaligen Professor Hornung erkannte. Er kam eben von Besançon aus dem Gefängniß zurück, hatte die Gesichtsfarbe der unterirdischen Luft, war mit einem zerlumpten Rocke bekleidet, und trug zu Fußreisen allerdings nicht sehr bequeme Holzschuhe. Hornung war ehemals bei dem emmerizianischen Schullehrer-Institut, von dem wir weiter oben gesprochen haben, Kandidat; befand sich nach dessen Aufhebung ohne Unterstützung, und wurde Augustinermönch. Als nach einigen Jahren der Kurfürst Erthal dieses Institut wieder herstellen wollte, und es an brauchbaren Leuten fehlte, wurde er bei demselben als Professor der Naturgeschichte angestellt, und lehrte zugleich die griechische Sprache an den Mittelschulen. Hornung war ein aufgeklärter Mann von vielen wissenschafftlichen Kenntnissen und einem

kraftvollen Charakter, ein guter Gesellschafter und Freund von Wein und Weibern. Seine Bekannten gaben ihm scherzweise den Namen seines ehemaligen Ordensgenossen Martinus Lutherus, mit dessen Charakter der seine viel Aehnlichkeit gehabt haben soll.

Doch des Klosterlebens, das er nur aus Noth ergriffen hatte, längst müde, benutzte er die französische Revolution, verließ 1790 Mainz, und wurde Pfarrer im oberrheinischen Departement. Hier nahm er sich eine Haushälterin, und lebte einige Jahre in ruhiger Zufriedenheit. Bald wurden die Geistlichen im Elsaß immer seltener, und es fügte sich, daß an der Grenze des niederrheinischen Departements einer seinem Pfarrsitze benachbarten Pfarrei der Seelsorger abging. Da er bei seiner Art zu leben viel brauchte, und zwei Pfarreien natürlich mehr abwerfen als Eine: so nahm er die ledig gewordene noch zu der seinen. Kaum hatte er sie aber in Besitz genommen, als auf Betrieb des berüchtigten Expriesters und damaligen öffentlichen Anklägers Eulogius Schneider, alle Priester durch eine schriftliche Erklärung auf ihre religiösen Verrichtungen Verzicht leisten, oder

in das Gefängniß wandern mußten. Hornung that ersteres, und suchte bei Landvermessungen und Fertigung von Flurbüchern seinen Unterhalt. Da traf ihn nach einiger Zeit das Mißgeschick, während er auf dem Felde mit Messen beschäftigt war, von den Gensd'armen ergriffen, und als ehemaliger Priester nach Besançon geführt zu werden. Um das Maaß seiner Leiden voll zu machen, erhielt er von Hause, woher er einige Bedürfnisse wollte kommen lassen, die traurige Nachricht, daß seine Haushälterin, die ihn wahrscheinlich als ein dem Tode geweihtes Opfer, und sich als die rechtmäßige Erbin ansah, mit seiner ganzen Haabe über den Rhein ausgewandert sey.

In dieser mißlichen Lage nahm Hornung seine Zuflucht zu mir. Es kam darauf an, ihm Unterhalt zu verschaffen. Dies war bei den bestehenden Verhältnissen etwas schwer. Bald aber fand sich doch eine Gelegenheit.

Um nämlich den damaligen großen Bedarf an Schießpulver herbei zu schaffen, war man an allen etwas bedeutenden Orten mit Verfertigung des Salpeters beschäftigt, und so auch zu Belfort. Allein ungeachtet der großen Menge salpeterhaltiger Erde,

welche man zusammengebracht hatte, und der Mühe, die man sich mit der Fabrikation gab, wozu der Heilsausschuß eine eigene Druckschrift hatte verfertigen lassen, wollte die Sache doch nicht gelingen. Hornung hatte früher etwas Chemie studirt; er bot seine Dienste dem Munizipalrath an, und wurde, da gleich die ersten Versuche über alle Erwartung günstig ausfielen, mit einem guten Gehalt als Direktor der Salpetersiederei, angestellt. Nachdem dieses Geschäft seine Endschaft erreicht hatte, ernannte ihn ein Conventsglied zum Archivar bei der Departementalverwaltung in Kolmar. Hier stand er sich sehr gut; indem er nach der damaligen Aufhebung aller Gülten und Zinsen den Landleuten, zu ihrer größern Sicherheit, die Original-Urkunden, Verbriefungen, Register u. dergl. über ihre ehemaligen Verpflichtungen auslieferte, und hiefür in klingender Münze reichlich belohnt wurde. Er starb in Kolmar als Professor an der dasigen Centralschule.

Ehe ich in meinen Mittheilungen weiter gehe, wird es nöthig seyn, nicht nur bei dem damaligen

allgemeinen Zustande der Republik etwas zu verweilen, sondern auch einen Rückblick auf die frühere Lage zu werfen.

Die ersten im Jahr 1792 mit Oestreich stattgehabten Gefechte, waren für Frankreich nachtheilig ausgefallen; der französische Hof war mit dem Feinde im Einverständniß, und dieser von allem unterrichtet. Mit der Verhaftung Ludwigs, hatte sich die Sache geändert. Dumouriez wußte sich mit siebenzehntausend Mann noch uneingeübter Nationalgarde gegen siebenzigtausend Oestreicher in seiner festen Stellung bei St. Menehould zu behaupten. Mit Nationalgarden gewann er die wichtige Schlacht bei Jemmappe, und eroberte in einigen Monaten Belgien. Kellermann setzte mit Nationalgarden in der Champagne dem Vorrücken des preußischen Heeres ein Ziel und nöthigte es selbst zum Rückzuge. Hätte er seinen Vortheil verfolgt, oder hätte Custine nach der Einnahme von Mainz rasch auch Coblenz und Ehrenbreitstein in Besitz genommen; so würden in selbigem Jahre schon die Franzosen des ganzen Rheinstromes Herr geworden sein.

Oestreich und Preußen hatten die Bewältigung

Frankreichs viel zu leicht angesehen. Um ihre Fehler zu verbessern, traten sie 1793 nicht nur mit größern Streitkräften auf; sondern hatten auch das ganze christliche Europa mit Ausnahme der Schweiz in ein kriegerisches Bündniß gegen Frankreich gezogen. Dumouriez's kühner Plan, Holland mit Zurücklassung der Festungen zu erobern, war mißlungen; Belgien wurde so schnell wieder verloren, als es genommen worden war; die Feinde drangen bis auf das französischen Gebiet vor, und bemächtigten sich einiger Grenzfestungen. Nach dem Verluste von Mainz waren die Franzosen nicht nur genöthigt, sich in die Linien von Weißenburg zu ziehen, und die Einschließung Landaus zu gestatten, sondern sie wurden selbst bis Straßburg zurückgeworfen. Von Spanien aus waren die Feinde vorgedrungen und hatten einige Festungen erobert. Gegen England ging die wichtige Seeschlacht bei Brest verloren, in der Frankreich mit fünf und zwanzig Kriegsschiffen und dreißig Fregatten aufgetreten war. Toulon war den Engländern durch Verrath zugefallen; im Innern herrschte der Bürgerkrieg, Lyon und die westlichen Departemente befanden sich in voller Empörung.

So standen die Dinge, als der Heilsausschuß das Steuerruder ergriff; Carnot als Mitglied desselben, die Leitung des Kriegswesens übernahm, und es auf eine Weise zu beleben wußte, daß die ganze Nation als ein stehendes Heer, ganz Frankreich als Werkstätte des Kriegs angesehen werden konnte, in der man alles verfertigte, was zur Ausrüstung zahlreicher Heere erfordert wurde. So kam es, daß im Verlauf eines einzigen Feldzuges der französische Boden nicht nur von zahlreichen Feinden frei war; sondern Frankreich seine siegreichen Waffen selbst über die Pyrenäen, über die Alpen und über den Rhein getragen hatte. Pichegrus Wiedereroberung Belgiens war eines der merkwürdigsten Unternehmen, welche die Kriegsgeschichte aufzuzeichnen hat. Hier entschied nicht, wie bei dessen früheren Besitznahme, eine Schlacht: eine zahlreiche Armee mußte aus ihrer festen Stellung zwischen vier Festungen gedrängt, diese Festungen mußten wieder genommen, und blutige Schlachten gewonnen werden. Die äußerste Anstrengung des Staates, Muth und Aufopferung der Truppen und die vollendetste Taktik der Heerführer waren nöthig, um diese große Aufgabe zu lösen.

Wenn auch die damals vom Heilsausschusse in der innern Polizei ergriffenen Maßregeln Abscheu und Entsetzen erregen, so verdienen doch jene, welche er gegen Frankreichs äußere Feinde befolgte, unsere ganze Bewunderung. Doch auch in erster Hinsicht, wobei wir nur den Robespierrischen Greueln das Wort nicht reden wollen, würde man Unrecht haben, den Heilsausschuß nach der Strenge des der gewöhnlichen Ordnung der Dinge angemeßnen Rechtes zu beurtheilen. Frankreich glich damals einem vielköpfigen Ungeheuer, welches seine greulichen Gestalten wechselte. Während Viele unter dem Vorwande, Anarchie zu bekämpfen, den Royalismus begünstigten, beförderten Andere die Anarchie, um die Nation zu nöthigen, zu jenem wieder zurück zu kehren. Unzählige dachten endlich nur daran, ihre herrsch- und ehrsüchtigen Absichten zu verfolgen, oder ohne Rücksicht, ob der Staat dabei zu Grunde gehe, sich zu bereichern. Als man nach dem Sturze Robespierres und seiner entschiedensten Anhänger, die Mitglieder des Heilsausschusses Billaud, Collot, Barère und Vadier in Anklagsstand versetzen wollte, traten Carnot und Robert Lindet, die sich nur mit

dem Kriegswesen beschäftigt hatten, als ihre Verthei-
diger auf und bewiesen die Nothwendigkeit des be-
folgten Schreckensystems, als des einzigen Mittels
zur Rettung des Staates. „Wer kann," sagte Ro-
bert Lindet, „nach eingetretenem heitern Himmel den
Steuermann zur Verantwortung ziehen, der während
des fürchterlichsten Sturmes durch eine kühne Wen-
dung, das Fahrzeug glücklich in den Hafen gebracht
hat?"

Carnot behauptete sehr wahr, daß Frankreichs
Wohl nur durch Vergessenheit des Geschehenen, und
durch Versöhnung der Partheien befördert werden
könne.

Wir haben schon weiter oben der Ankunft
Pichegrus als Befehlshabers der Division des Ober-
rheins erwähnt. Er war kaum zwei Monate da,
als er das Commando der Rheinarmee erhielt, und
am Oberrhein durch Scherer ersetzt würde. Daß
dieser, nachdem er kurz vorher in der ungewissen Hoff-
nung als Oberstlieutenant wieder eingesetzt zu werden,
nach Paris gegangen war, nun sogar als General

und Befehlshaber einer Division zurück kam, wird uns nicht befremden, wenn wir erwägen, daß damals oft der bloße Zufall den Militär von den niedern Stufen zum Oberbefehlshaber erhob; daß es genug war, einen Freund im Heilsausschusse, oder auch nur bei der herrschenden Parthei im Convent zu haben, um auf einen hohen Platz zu gelangen. Uebrigens besaß Scherer, obgleich, wie sich in der Folge ergeben hat, eben mit keinem ausgezeichneten Feldherrntalente begabt, militärische Kenntnisse, und war besonders bei einem Generalstabe sehr brauchbar. In der Politik gehörte er zu keiner Partei; er war Soldat, liebte den Wein, eine gutbesetzte Tafel, und die Weiber. Republik oder Königthum galten ihm gleich viel; er war für jene Staatsverfassung, unter welcher sich seine Persönlichkeit am besten befand.

Auffallender, als Scherers schnelle Beförderung, war die Veränderung seines Betragens bei verbessertem Glückstande. Vorher einfach, anspruchlos und gefällig, wurde er nun eitel, anmaßlich und hochfahrend; überließ sich der Schmeichelei, bezeugte sich kalt und untheilnehmend gegen seine früheren

Freunde, und die Erinnerung der von ihnen empfangenen Dienste, schien ihm eine drückende Last. Bald nach seiner Ankunft am Oberrhein bewarb er sich um die Gunst einer erablichen Dame, die Vermögen besaß, und mit der er sich in der Folge verheirathete. Nun lebte er aber noch mit jener älteren Freundin, deren wir schon gedacht haben, und die um seinetwillen Vaterland und Familie verlassen, kurz alles aufgeopfert, und ihn selbst, als er außer Dienst und arm war, unterhalten hatte. Um durch sie in seinem neuen Liebeshandel nicht gestört zu werden, bewirkte er in Geheim einen Befehl, dem zufolge ihr, als einer Fremden, der Aufenthalt auf französischem Gebiet untersagt wurde. Was nachher aus ihr und den beiden Kindern geworden ist, habe ich nicht erfahren. Die Handlung selbst zog ihm die Verachtung aller rechtlichen Leute zu, die von der Lage der Sache unterrichtet waren.

Scherers spätere Verhältnisse sind im Wesentlichsten aus der Kriegsgeschichte bekannt. Er kam aus dem Elsaß in die Niederlande, wo er unter Pichegru eine Abtheilung der Nordarmee befehligte. Darauf erhielt er das Commando über die Armee der

Westpyrenäen, und wurde nach dem mit Spanien geschlossenen Frieden Kriegsminister. Er wollte seinen Feldherrnruhm mit jenem Bonaparte's, Pichegru's und Moreau's gleich setzen, und übernahm das Commando der Armee in Italien. Hier erschien er in der Pracht eines indischen Nabobs, operirte aber auf eine erbärmliche Weise, und gab selbst gegründeten Verdacht des Mangels an persönlichem Muthe. Darüber verlor er nicht nur das Commando, sondern auch seine Stelle als Minister, und lebte noch einige Jahre in gänzlicher Geistesschwäche, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hatte. Als er Kriegsminister wurde, schrieb mir der General Depre-Cressier: „Ich gehe nach Paris zu Scherer, um meine Wiedereinsetzung in activen Dienst zu bewirken. Haben Sie etwas an ihn zu bestellen? — Er ist Ihnen viele Verbindlichkeit schuldig u. s. w.“

Ich wünschte Depre-Cressier guten Erfolg seiner Reise, mit der Bitte, selbst meins Namens nicht zu erwähnen. Er besuchte mich auf seiner Rückreise, und klagte mit Thränen in den Augen, daß Scherer nicht nur nichts für ihn thun wolle, sondern ihn auch mit Stolz und Kälte aufgenommen habe, ohne

im Mindesten ihrer ältern Verhältnisse zu gedenken. Er habe ihn während seines Aufenthaltes in Paris nur zweimal, und zwar an den gewöhnlichen Audienztagen, gesprochen.

Depre-Cressier, obgleich Exgraf, war nichts destoweniger der Sache Frankreichs ergeben, ein Mann von liberalen Grundsätzen, der viele Jahre in vertrauter Freundschaft mit Voltaire gelebt hatte, in dessen Nachbarschaft er seine Güter besaß.

Nachdem es in dem Feldzuge des Jahres 1794 auf 1795 Pichegru dahin gebracht hatte, nicht nur die Feinde aus Flandern zu vertreiben, sondern selbst Belgien zu erobern; so drang auch gegen Ende desselben die Rheinarmee bis Mainz vor, blockirte diese Festung auf der linken Rheinseite, und nahm die vor Mannheim gelegene Brückenschanze. Die Sambre-Armee schloß sich an die Rheinarmee an, und den über den Rhein zurückgedrängten Verbündeten blieben auf der verlaßnen Seite nur noch zwei feste Plätze, Luxemburg und Mainz. Ich erhielt Befehl, mich zum Blockadekorps von Mainz zu begeben.

Beim Erscheinen der französischen Truppen zwischen dem Rhein und der Mosel hatten die meisten fürstlichen Beamten ihren Posten verlassen; aber Ueberfluß befand sich aller Orten. Das Jahr war eines der gesegnetesten, und ohne die Produkte des Landmannes anzugreifen, waren die vom Zehnten, von Stiftern, Klöstern, und Ausgewanderten vorgefundenen Früchte, Weine und andere Lebensmittel hinlänglich, die Armee auf viele Monate zu erhalten. Es kam nur darauf an, Ordnung einzuführen, und durch gesetzliche Strenge den Spitzbübereien vorzubeugen. Doch anfangs haußte der Soldat schlimm, nahm, wo er fand, lebte im Ueberfluß, und zerstörte aus Muthwillen, was ihm in der Folge so sehr zu Statten gekommen wäre. So sah man damals schon um Mainz vermögende Grundeigenthümer des nöthigen Unterhalts beraubt, viele Häuser ohne Bewohner, halbe Ortschaften zerstört, und alle Obstbäume niedergehauen. Wo sich ein gutes Pferd fand, wurde es gegen ein schlechtes vertauscht, oder in Requisition gesetzt. So machten sich Generäle, Volksvertreter, Commissäre und Offiziere beritten.

Treulose Administratoren, Leute, die überdieß

als Feinde der Republik bekannt waren, machten Winkelverkäufe, störten Handel und Wandel, beraubten den Landmann seines Viehes oder nöthigten ihn, solches aus Mangel an Fütterung abzuschaffen. Bald stieg die allgemeine Noth auf einen Grad, der für das Bestehen der Armee fürchten ließ. Einige tausend Artillerie- und Transportpferde des Blockadekorps waren in kurzer Zeit gefallen, weil man es für bequemer fand, dieselben verhungern zu lassen, als durch sie die Fütterung aus der rückwärts liegenden Gegend herbei zu schaffen.

Während der Soldat und Offizier einen harten Winter durch, in schlechten Erdhütten liegend, den äußersten Mangel litt, oft in einigen Tagen kein Brod oder nur ungenießbares erhielt, während die halbe Armee in den Hospitälern lag und der andern Hälfte das Elend auf den Gesichtern zu lesen war, lebten Volksvertreter und Commissäre, auch mancher General, im Ueberfluß; das Köstlichste mußte auf Requisition herbeigeschafft werden; man jagte, gastirte, gab Bälle und stellte Bachanalien an. Merlin von Thionville, der sich als Conventsglied bei dem Blokkadekorps befand, schämte sich nicht, einer aus Mainz

ihrem Manne entlaufenen Frau, die er als Beischläferin aufgenommen hatte, glänzende Feste zu veranstalten, und, um ihr ein noch ungesehenes Schauspiel zu geben, während einer Nacht Mainz mit Haubitzen beschießen zu lassen. Unordnung ist ein herrliches Mittel, ungestraft zu verheeren und zu rauben! Im Lande bestand keine andere Verwaltung, als das Requisitions- und Bestechungssystem. Ein Schreiner aus Bingen, eben so roh als unwissend, ein blindes Werkzeug zur Befriedigung der Geldgierde seiner Beschützer, und fest überzeugt, daß die Welt nur für die sogenannten Patrioten geschaffen sei, war als General-Agent des Kirchen- und Emigranten-Vermögens angestellt, hatte eine Abtheilung Gensd'armen zu seiner Verfügung, bewohnte das erste Haus der Stadt und hielt, auf Kosten des Landes, offene Tafel.

Der Winter ging unter fortgesetzter Blockade vorüber, das Frühjahr rückte heran, und nun dachte man erst an Aufstellung einer Verwaltung der öffentlichen Einkünfte. Diese fiel aber so aus, daß sie weder Frankreich, noch dem Lande einigen Nutzen brachte, wohl aber den dabei Angestellten eine reich-

liche Ausbeute gewährte. Zur Zeit Robespierres plünderte man die eroberten Länder zum Vortheile des Staates aus; späterhin stahl Jeder auf eigne Rechnung. Lange schon war alles Metallgeld verschwunden. Die Armeen wurden in Papier bezahlt, welches keinen Werth mehr hatte; nur die neuen Administratoren, welche haufenweise aus Frankreich herbei strömten, erhielten ihre Gehalte in klingender Münze, — die Ersten unter ihnen bis zu vierzigtausend Livres und darüber. Zehn bis zwölf Karoline war das Gewöhnliche, was man sich für abgehaltne Versteigerung oder dergleichen als Taggeld aufrechnete. Die Zehnten und Pächte wurden verschleudert, die Waldungen zusammen gehauen.

So viel über die Lage des Landes und der Armee in Hinsicht auf Subsistenz. Ich gehe nun zu den militärischen Unternehmungen über.

Die Rheinarmee befand sich im Spätjahre 1795 unter den Befehlen eines Generals ohne besonderes Feldherrntalent. Die Verbündeten zogen sich nach den Vortheilen, welche die Nord- und Sambre-Armee

erfochten hätten, auch aus dem Elsaß und der Pfalz zurück und bewirkten den Rheinübergang bei Mannheim und Mainz, die Franzosen folgten ihnen bis dahin, ohne daß es zu Gefechten kam. Hätte man bei eingetretenem Winter die Armee gegen Mangel und Elend geschützt, hätte sie durch die Sambre- und Maas-Armee, die im Ueberfluß lebte und unthätig war, Verstärkung erhalten, so hätte man über den gefrornen Rhein gehen, die schwachen Feinde zurückwerfen und Mainz gänzlich einschließen können. Diese Festung mußte nothwendig nach Verlauf von einigen Wochen fallen, indem weder die Bürger noch die Besatzung einigen Vorrath von Lebensmitteln hatten. Allein diese Gelegenheit war ungenützt vorübergegangen, die Blokkade von Luxemburg zog sich weit hinaus und so lange diese Festung nicht gefallen war, konnte man wohl nicht anders als vertheidigungsweise zu Werke gehen. Indessen wurde die Ruhe benutzt, um den Linien von Mainz eine Stärke zu geben, dergleichen wohl keine Belagerung der Neuern ein Beispiel liefert. Nur waren sie zu sehr ausgedehnt, ihre Werke zu zahlreich, um gehörig besetzt zu werden und daher die vielen darauf verwendeten Arbeiten unnütz.

Diese geschahen großentheils durch die Landbewohner; und auch hier wurden viele Geldprellereien getrieben.

General Chales, in der frühern Epoche der Revolution als Aristokrat bekannt, dessen fanatische Frau damals lange eingesperrt, dessen Haus ein Zufluchtsort der ungeschwornen Priester war, kommandirte damals das Blockadekorps, hörte gern, wenn man ihn Excellenz, oder Ihre Gnaden und seine Wohnung den Chalesschen Hof nannte; lachte schalkhaft wenn die Rede von Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich war; hielt auf Rechnung des Landes Tafel, bekümmerte sich wenig um den Soldaten, erschien fast nie im Lager, gab jedoch von Zeit zu Zeit ganz hübsche Befehle, ohne auf ihre Befolgung zu halten und wirkte so unvermerkt zum Verderbniß der Armee und des Landes.

Jourdan geht endlich unterhalb Düsseldorf über den Rhein, verfolgt den Feind bis an den Main, steht bereits vier und zwanzig Stunden vor Mainz und beide Armeen begrüßen sich schon auf Vereinigung mit Freudenschüssen, nur im Hauptquartier weiß man noch nichts von allem diesem. Kaum ist

aber Chales hievon benachrichtigt; so schickt er einige Truppen über den Fluß, um von dem Rheingau Besitz zu nehmen. Er selbst geht mit seinem Stab dahin, speist und übernachtet in Klöstern, kauft Pferde für Papiergeld, und holt sich Johannesberger und Rüdesheimer Weine. Zwischen Chales und Jourdan entsteht ein Streit über den Besitz des reichlich gesegneten Ländchens, welches endlich Chales wieder an die Sambre-Armee abtreten muß. Jourdan bleibt mehrere Tage vor Mainz stehen; kann aber, aus Mangel an Brückenschiffen, nicht über den Main kommen, um die Festung ganz einzuschließen; und der Feind nutzte dieses, um sie mit Lebensmitteln zu versehen.

Pichegru hatte das Commando der Rheinarmee übernommen. Mit einer geringen Anzahl Leute kam er von Mannheim an, foderte die Uebergabe der Festung und erreichte seinen Zweck, ehe noch ein Schuß geschehen, oder ein Franzose über den Rhein gegangen war. Es kam nun blos noch darauf an, die Verbindung der am Oberrhein und der zwischen Mainz und Frankfurt stehenden östreichischen Armeen, jene von Wurmser, diese von Cler-

fayt befehligt, zu unterbrechen. Dies aber mißlang. Clerfayt zog bedeutende Verstärkung an sich; Jourdan kam ins Gedränge, mußte seine Stellung bei Mainz verlassen, und endlich selbst die Blockade von Ehrenbreitstein aufheben. Er behauptete sich übrigens auf der rechten Rheinseite.

Pichegru hatte den Fehler begangen, mit zu geringen Kräften die Oestreicher vor Mannheim anzugreifen; er glaubte das linke Rheinufer, von Hüningen bis dahin, nicht unbesetzt lassen zu können. Turenne hatte es hier seiner Zeit anders angegriffen. Er hatte nur fünfzigtausend Mann. Dies ist zu wenig, sagte er, um die große Strecke des Rheins zu decken; laßt uns also über den Strom gehen! Er that's und drängte die Feinde zurück. Hätte Pichegru seinem Beispiele gefolgt, Mainz und Ehrenbreitstein wären selbiges Jahr noch gefallen und die Franzosen bis zur Donau vorgerückt. Uebrigens darf man hierbei nicht außer Acht lassen, daß dieser General, nachdem er ganz Belgien und Holland erobert hatte, von der Regierung so schlecht belohnt wurde, daß er einen Theil seiner Pferde verkaufen mußte, um leben zu können. Hierdurch aufgebracht,

mochte er sich damals schon für die Bourbons entschieden haben, und unterhielt mit ihren Agenten geheime Unterhandlungen.

Nach Jourdans Rückzuge vermehrte sich die Unzufriedenheit bei dem Blockadecorps. Der Soldat war es müde, länger vor einer Festung zu liegen, zu deren Eroberung auch noch kein entfernter Anschein vorhanden war. Der Offizier, welcher mit seinem fast auf Null gesunkenen Besoldungspapiergelde äußerst elend lebte, theilte mit dem Soldaten diese Stimmung, die noch besonders von allen jenen Menschen unterhalten wurde, welche befürchten mußten, wenn Frankreich das Land behauptete, ihrer schändlichen Diebereien und Erpressungen halber zur Verantwortung gezogen zu werden. General Chales verfocht öffentlich die Nothwendigkeit, eine Gegend zu verlassen, die keinen Unterhalt mehr darbiete. Er ließ die Artillerie aus den Linien nehmen und in Parks einige Stunden hinter denselben aufstellen; sprach von einer brillanten Retirade und schickte vorläufig sein ganzes Gepäck nebst den requi-

rirten Weinen nach Hause. Andere folgten seinem Beispiele und alles schien sich nach dem Augenblicke zu sehnen, da der Feind, durch einen Angriff auf die Lienien, Veranlassung geben werde, solche zu verlassen.

Der erwartete Tag erschien endlich; aber der Rückzug fiel nichts weniger als glänzend aus. In der Nacht vom 29. Oktober schickte der belagerte Feind der Division des Generals Courtot, die den rechten Flügel bildete, und sich oberhalb der Festung an den Rhein anlehnte, einige hundert Schützen in den Rücken, während man auf allen Punkten die Linien in der Fronte angriff. Courtot verließ diese Linien ohne ernstlichen Widerstand, und schon vor Anbruch des Tages war der Feind im Besitz dieses Theils derselben. General St. Cyr, dessen Division sich an die von Courtots befehligte anschloß, wurde hierdurch in der Flanke und im Rücken bedroht, und genöthigt sich ebenfalls zurückzuziehen. Ihm folgten die beiden andern Divisionen, und nach wenigen Stunden waren die ganzen Linien verlassen und vom Feinde in Besitz genommen.

Der Rückzug geschah in der größten Unordnung;

es war eine Flucht, auf welcher der Soldat die Befehle seiner Vorgesetzten nicht mehr achtete. Ein ganzes Kavallerieregiment floh bis in das Innere Frankreichs, Landau verschloß den schaarenweise ankommenden Flüchtlingen die Thore. Die meisten Brigaden hatten ganz andre Wege genommen, als die ihnen vorgeschrieben waren; andere zerstreuten sich sogar in den Ortschaften, die außer ihrer Route lagen, wo sie Raub und mancherlei Greuel verübten. Ich war so glücklich, meine Brigade beisammen und die Raubgierigen in Schranken zu halten; allein während ich andere gegen Mißhandlung und in ihrem Eigenthume zu schützen bemüht war, wurde mein Vater, ein fünf und siebenzigjähriger Greis, der in einem benachbarten Orte auf seinem kleinen Landgute wohnte, ausgeplündert und durch einen Bajonettstich schwer verwundet. — Es ist mir leid, bekennen zu müssen, daß selbst Offiziere sich schändlicher Plünderung überließen, so daß manche derselben ganze Koppeln dem Landmanne geraubter Pferde mit sich führten.

General Chales wurde etwas spät von dem, was im Lager vorging, benachrichtigt; indessen immer noch

frühe genug, um sich mit aller Bequemlichkeit auf geradem Wege in sein neues Hauptquartier, nach Alzey, zu begeben, wo ich ihn am Abend auf dem Bette, von seiner Ermüdung ausruhend, mit so heiterer Miene antraf, als ob er eine Schlacht gewonnen hätte. Man ließ vor Mainz über hundert fünfzig Kanonen, mehr als dreihundert Wagen mit Munition und eine Menge anderer Gegenstände zurück. Hätten die Oestreicher, statt nach ihrer gewöhnlichen Bedächtigkeit einige Tage in den eroberten Linien zu verharren, die Franzosen rasch verfolgt, sie würden eine große Menge Gefangener gemacht haben. Die Armee zog sich bei Worms hinter den Fluß Pfrimm und hierauf in die Linien der Queich zurück. General Courtot wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und abgesetzt, General Chales entlassen. Auch Pichegru legte bald hernach das Commando der Rheinarmee nieder und wurde durch Moreau ersetzt. Mannheim ging noch vor dem Winter wieder verloren; man schloß einen Waffenstillstand, und beide Armeen bezogen ausgedehnte Kantonirungsquartiere, die Franzosen im Elsaß, die Oestreicher in der Pfalz.

Seit Robespierres Sturz hatte sich in den innern Verhältnissen Frankreichs Manches geändert. Fanatismus und Aberglauben waren an die Stelle des Unglaubens getreten, und in mehrern Theilen der Republik hatten sich Gesellschaften unter mystischen Benennungen gebildet, die sich dem frommen Werke widmeten, zur Ehre der christlichen Religion und zur Wiederherstellung des Königthums jeden Republikaner zu schlachten, der ihnen unter die Hände fiele. Die Ausgewanderten kamen zu Tausenden zurück, und suchten Unruhe und Greuel zu verbreiten. Hatte man vorher unzählige Mordthaten unter gesetzlichen Formen verübt, so meuchelmordete man jetzt öffentlich und ungestraft, und es wurde kein Mittel unversucht gelassen, um die Monarchie wieder herbei zu führen. Der National-Convent selbst war abermals in zwei Parteien zerfallen, die sich feindlich entgegen standen.

Die gebeugten Jakobiner wagten das Aeußerste, um den alten Einfluß wieder zu gewinnen. Man erschien bewaffnet vor den Schranken des Convents, um die Freilassung der eingekerkerten Patrioten und die Wiedereinsetzung der bis dahin suspendirten Con-

stitution des Jahres 1793 zu fordern. Und obgleich der Convent diesmal durch kräftige Maßregeln über die Aufrührer siegte, ihre Anführer verhaften und die mit ihnen einverstandenen Conventsglieder Barère, Collot, Billaud u. a. nach Cayenne einschiffen ließ, so erfolgte doch bald hernach ein neuer Angriff. Doch auch diesmal unterlagen die Ruhestörer; mehrere als exaltirte Jakobiner bekannte Conventsglieder wurden verhaftet und — freilich auf unzureichende Anschuldigungen hin, zum Tode verurtheilt. Der sogenannte gemäßigte Theil des Convents, welcher diesmal die Oberhand behielt, schien also jene Grausamkeiten rechtfertigen zu wollen, die früher an seinen Collegen waren verübt worden; er bewies nur, daß, wenn er damals der Stärkere gewesen wäre, er nicht anders gehandelt haben würde. Der Convent fand sich nun in der Lage, frei zu handeln. In der Ueberzeugung von der Unausführbarkeit der Constitution von 1793 gab er Frankreich eine neue, nach welcher die oberste ausübende Gewalt fünf Direktoren übertragen war.

Diese innern Zwiste störten die Unternehmungen gegen außen nicht. Pichegru hatte über die gefror-

nen Flüsse hin Holland erobert. Es mußte hundert Millionen Kriegskosten bezahlen, von seinem Gebiete abtreten und gegen sein Interesse ein enges Bündniß mit Frankreich eingehen. Auch mit Preußen wurde unter dem Beding Frieden geschlossen, daß es seine auf der linken Rheinseite gelegenen Besitzungen an Frankreich überließ und die Ausdehnung der französischen Grenze bis an den Rhein anerkannte, wofür ihm eine Entschädigung auf der rechten Rheinseite zugesichert wurde. In den Alpen wurde unter Kellermann mit abwechselndem Glücke gefochten. Die Armeen der Ost= und Westpyrenäen waren siegreich; Spanien wurde zum Frieden und zur Abtretung seines Antheils von St. Domingo an Frankreich gezwungen. Die Engländer versuchten es zwar, den Bürgerkrieg zu erneuern, indem sie einen aus Emigranten bestehenden Heerhaufen im Westen an das Land setzten; das Unternehmen mißlang aber, und die königliche Partei verlor hiebei ihre erfahrensten und tapfersten Offiziere. Luxemburg war nach einer achtmonatlichen Blockade gefallen und den Verbündeten blieb nur noch Mainz auf der linken Rheinseite.

In den letzten Tagen des Oktobers 1795 endigte der Convent seine dreijährige Sitzung. Real beschloß bei dieser Gelegenheit seine Rede mit den Worten: „O National-Convent! die Wunder wie die Greuel, welche deine Herrschaft erzeugte, werden auf die fernste Nachwelt kommen und sie wird weder die einen noch die andern glauben können.“

Mit Ende besagten Jahres war das aus neun Mächten gegen Frankreich bestehende Bündniß auf fünf herab geschmolzen, — auf Oestreich, Großbrittanien, Neapel, Sardinien und das deutsche Reich. Selbst dieses Letztere war, bezüglich auf die französische Republik, in einem großen Zwiespalte. Preußen hatte einen Theil des nördlichen Deutschlands, mit in seine Neutralität gezogen; wogegen Hessen, Baden, die Pfalz und Baiern, ihrer geographischen Lage nach, zwischen zwei kriegführenden Mächten den Frieden wünschen mußten.

Doch auch bei einer so günstigen politischen Lage befand sich das Direktorium gegen Ende des Jahres 1795, hinsichtlich der Finanzen, unter mißlichen Verhältnissen. Nur durch Robespierres Schreckens-Maaßregeln hatten sich die Assignaten in

einigem Werthe erhalten. Die kriegführenden Mächte, die Royalisten, und vorzüglich die Käufer der französischen Nationalgüter, hatten ein gemeinschaftliches Interesse, solche außer Werth zu setzen: erstere um durch Vernichtung des Kredits und Aushungerung des Volkes die alte Ordnung der Dinge wieder herbeizuführen; letztere, um ihre Ankäufe, die sie auf fünf bis zehnjährige Zahlungsfristen gemacht hatten, mit einem Spottgelde zu berichtigen. Für vierundzwanzig Franken Münze bekam man damals dreitausend Franken Papiergeld; konnte also mit hundert Louisd'ors für dreimalhunderttausend Franken Nationalgüter bezahlen. Indeß beruhte der Kredit der Assignaten auf einem Unterpfande von sechstausend Millionen Grundeigenthum. Hätte man bei Veräußerung der Nationalgüter zur Bedingniß gemacht, daß bei Berichtigung der bedungenen Zahlungstermine die Assignaten nach dem jedesmaligen Cours angenommen werden sollten: so wäre es gerade das Interesse der Güterkäufer gewesen, das Papier in möglichst höchstem Werthe zu erhalten. Vergebens suchte man nun allerlei Mittel hervor, dem Uebel abzuhelfen; die ungeheuere Menge von Gütern war

einmal verschleudert; man endigte mit einem Staatsbankerott, durch den viele Tausende, welche ihr Vertrauen auf die Versicherungen der Regierung gesetzt hatten, zu Grunde gingen, jene aber, welche darauf ausgegangen waren, den Staatskredit zu vernichten, reiche Leute wurden. —

Der zwischen der Rheinarmee und den Oestreichern geschlossene Waffenstillstand wurde erst im Juni 1796 aufgehoben, wo beide Theile wieder in ihre frühere Stellung zurückkehrten. Ich befehligte damals die erste Brigade der Division des Generals Taponier, welche den rechten Flügel der Armee bildete, und hatte mein Quartier in dem an dem Rheine liegenden Städtchen Germersheim. Ein Bataillon hatte das mehr vorwärts liegende Lingenfeld besetzt. Der Brigadegeneral Frimont wurde bald hiernach bei derselben Division angestellt, und da er, obgleich jünger im Grade, doch älter im Dienste war; so machte er, nach der damals bestehenden Rangordnung, auf das Commando der ersten Brigade Anspruch, und kam nach Germersheim, um mich abzulösen.

Als ich mit ihm die Vorposten besuchte, änderte er manches in ihren Stellungen. Vor Lingenfeld ließ er auf der nach Speier führenden Straße eine Brücke, die so weit abgedeckt war, daß sie nur von Fußgängern benutzt werden konnte, wieder bedecken, und zwei hinter derselben aufgestellte Kanonen weiter vorwärts, in geringe Entfernung von den feindlichen Vorwachen, rücken. Sie waren aber noch nicht abgeprotzt, als eine Abtheilung Husaren erschien, und solche, bevor nur ein Schuß geschehen konnte, und ohne einen Mann zu verlieren, nebst dem Munitionswagen und der ganzen Bespannung hinweg nahmen. Wenige Tage nachher, als der linke Flügel der Armee Terrain gewinnen wollte, und die Ordre gegeben war, auf dem rechten bloß die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen, manövrirte er so ungeschickt, daß ihm ein Theil seiner Kavallerie gefangen wurde.

Dieser Mann, mit dem ich einige Zeit des Feldzuges bei der nämlichen Division angestellt war, verursachte mir viele Unannehmlichkeiten, und schien es sich recht zur Angelegenheit gemacht zu haben, mir überall in den Weg zu kommen. Er war ein

unwissender und unmoralischer Trunkenbold. Jenseit des Rheins fand man die Orte, durch welche seine Brigade gekommen war, von Bewohnern entblößt, geplündert und mit den Spuren der Verheerung bezeichnet. Für seine Person hatte er die Gewohnheit, seine Hausleute aus ihren Wohnungen zu prügeln, und dann die Wirthschaft selbst zu führen.

Eines Tags, als ich mein Quartier in einem, nahe bei der Stellung meiner Brigade gelegenen Dorfe nehmen wollte, und eine Polizeiwache dahin schickte, fand diese das Dorf mit Leuten von Frimonts Brigade angefüllt, die sich nicht nur der Plünderung überließen, sondern auch andere Schandthaten und Greuel verübten. Frauen wurden mißbraucht, und mehrere Mannspersonen verwundet. Die Räuber entflohen. Bei meiner Ankunft fragte ich, wo ich übernachten könne. Man führte mich in die Wohnung des Pfarrers. Hier kam mir eine blutrünstige Magd entgegen, und erklärte, daß ihr Herr nach erlittener Mißhandlung entflohen sey. Ich fragte nach dem Thäter; man wies auf ein Zimmer, wo ich Frimont auf einem Sessel liegend, und vom Wein der Sinne beraubt fand. Die reichlich mit Obst und Confect

zum Nachtische besetzte Tafel bewies indeß, daß man es an guter Bewirthung nicht hatte fehlen lassen.

Einstmal kam Frimont Abends auf eine Mühle, welche in der Linie meiner Brigade lag und wo ich mein Quartier genommen hatte. Er behauptete, daß hier seine Leute ständen, und da es vergeblich gewesen wäre, ihn durch die Karte vom Gegentheile zu überzeugen, so blieb mir nichts übrig, als einige Offiziere berufen zu lassen, die ihn auf Ehre versicherten, daß sie nicht zu seiner Brigade gehörten, daß diese aber eine halbe Meile mehr rückwärts stände.

Frimont wurde endlich nach oft wiederholten Exzessen außer activen Dienst gesetzt und in das Innere Frankreichs geschickt, wohin er seinen Zug mit Gepäck und einigen Koppeln Pferde antrat. — Ich komme auf meine abgebrochene Erzählung zurück.

Einige Tage nach dem erwähnten Gefechte zogen sich die Oestreicher aus freien Stücken in eine drei Stunden mehr rückwärts gelegene und vorläufig verschanzte Stellung hinter die Rehbach. Sie wurden in denselben angegriffen und bis in ihre Verschanzungen von Mannheim zurück gedrängt. Einige Tage später, am 20. Juni, machten die Franzosen

einen neuen Angriff; allein während man sich noch schlug, wurde ein Theil der Armee unter dem Vorgeben, daß er nach Italien bestimmt sei, rückwärts geschickt. Moreau, welcher sein Hauptquartier in Neustadt hatte, verlegte solches mehr vorwärts nach Dürkheim, traf aber selbst am folgenden Tage in Straßburg ein. Die abgeschickten Truppen begaben sich in Eilmärschen dahin, und schon in der Nacht vom 23. zum 24. Juni wurde der Uebergang über den Rhein ausgeführt. Der Sambre-Armee war es früher mißlungen, sich auf der rechten Rheinseite festzusetzen; allein bald nach dem Uebergange Moreau's bewirkte Jourdan den seinigen, und nach weniger als einem Monate hatten beide Armeen ganz Franken, Schwaben und einen Theil von Baiern im Besitz. Gegen bedeutende Summen und Naturallieferungen machte man bei dem Vorrücken durch die deutschen Staaten Neutralitäts-Verträge, garantirte den Fürsten oder andern Reichsständen ihre Verfassungen, und verhinderte hierdurch eine Revolution bei den Deutschen. Doch hatte das deutsche Reich den Krieg gegen die Franzosen begonnen, um die französische Staatsverfassung zu vernichten. Die Fran-

zosen wären also zu gleichem berechtigt gewesen. Bonaparte, der zur selben Zeit ganz Oberitalien eroberte, handelte hierin auch ganz anders. Er setzte Contributionen aller Art an, nahm die Länder für Frankreich in Besitz, oder schaffte sie in Republiken um.

Noch vor dem Uebergange über den Rhein hatte General Delmas das Commando der Division Taponiers erhalten. Während Frimont verheerte und plünderte, befolgte jener eine ganz entgegengesetzte Maxime. Kaum hatte seine Division eine Stellung genommen, so schickte er Schutzwachen von beträchtlicher Stärke in alle Abteien, Klöster, kleine Reichsstädte, fürstliche, gräfliche oder reichsfreiherrliche Sitze, womit bekanntlich Schwaben sehr reichlich gesegnet war. Sie hatten Befehl, einem jeden Militär den Zutritt in diese Sitze zu versagen. Selbst der Offizier, welcher einzeln dahin kam, um die Gebäude oder andere Merkwürdigkeiten des Orts zu besehen, wurde zurück gewiesen. Auf diese Weise herrschte hier eine Ruhe und Sicherheit wie im tiefsten Frieden, während der Bürger und Landmann allen Uebeln des Kriegs ausgesetzt blieb. Dieser Schutz mußte jedoch so reichlich bezahlt werden, daß Mancher nicht schlim-

mer weggekommen sein würde, wenn man ihn dem Schicksale des Kriegs überlassen hätte. Ein Adjutant, der bei diesen Geldgeschäften als Unterhändler gebraucht wurde, versicherte mich, daß Delmas auf diese Weise in weniger als zwei Monaten über fünfzigtausend Gulden gewonnen habe. Das größte Uebel bei der Sache war, daß die Division durch diese häufig abgeschickten Truppenabtheilungen am Tage eines Gefechtes sehr unvollzählig erschien, besonders da diese Wachen bei dem Vorrücken, um gegen die Nachzügler zu schützen, zurückblieben, und erst nach mehreren Tagen bei ihren Corps eintrafen. In der frühesten Epoche des Revolutionskriegs pflanzte der französische Soldat Freiheitsbäume, war genügsam und uneigennützig und führte den Wahlspruch: Friede den Hütten, den Palästen Krieg! Hier hatte das Gegentheil statt; man bekümmerte sich wenig um die Verfassungen und das Wohl der Völker; man wollte gewinnen.

Hatte aber auch Moreau's Armee während dieses Feldzuges eben nicht das Beispiel einer strengen Disziplin gegeben, so zeichnete sie sich doch in dieser Hinsicht auf eine vortheilhafte Weise vor jener Jour-

dan's aus. Die Bewohner Frankens rächten auch auf eine schreckliche Weise die an ihnen verübten Räubereien. Bei dem Rückzuge dieser Armee wurden viele hundert Soldaten von den Bauern erschlagen; man suchte einen Ruhm darin, einen Franzosen gemeuchelmordet zu haben. Das Direktorium ward selbst durch das schlechte Betragen der Sambre-Armee so sehr aufgebracht, daß es bei dem Rathe der Fünfhundert auf strenge Gesetze antrug, um die erloschene Kriegszucht wieder herzustellen und zu verhindern, daß die Ehre der Nation durch das schlechte Benehmen Einzelner im Auslande geschändet werde.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß wohl bei keiner Nation der Soldat so leicht in den Schranken einer guten Disciplin zu erhalten, selbst an die größten Entbehrungen zu gewöhnen sein dürfte, wie der Franzose, wenn er durch das Gefühl der Ehre, und das Beispiel seiner Obern geleitet wird, wenn diese die Beschwernisse mit ihm theilen, und sich sein Wohl zur Angelegenheit machen. Von den ersten Tagen nach dem Uebergange bis zur Rückkehr über den Rhein lebte meine an die sechstausend Mann starke Brigade, welche sich zum Glück

ohne Commissärs, Administratoren und Lieferanten befand, auf Kosten des Landes, nämlich gegen Scheine, die mit vieler Pünktlichkeit ausgestellt, und bei den angesetzten Contributionen, als Zahlung angenommen wurden. Nie litt der Soldat Mangel, nie kam es zu Mißverständnissen mit den bürgerlichen Behörden, und es bedurfte keiner Strenge, um Exzesse zu verhindern. Man näherte sich als Feind, und trennte sich als Freunde.*)

---

*) Der Verfasser lebte während dieses Feldzuges einfach, machte sich seinen Wirthen nicht lästig und kehrte zwar nicht bereichert, aber mit dem innern Gefühle nach Frankreich zurück, die Gegenden, durch welche er mit seinen Truppen gekommen war, mit möglichster Schonung behandelt, und die Uebel des Kriegs, so viel es von ihm abhing, erleichtert zu haben. Er darf sich dies Zeugniß mit dem besten Bewußtsein um so mehr selbst geben, als er späterhin erlebt hat, daß es ihm von Andern öffentlich ertheilt worden ist. Denn als er einige Jahre hernach, wie man weiter hinten sehen wird, der Geldunterschlagung bei Errichtung der Nordlegion angeklagt war und auswärtige öffentliche Blätter davon sprachen, wurden ihm aus freien Stücken von mehreren Behörden Zeugnisse zugeschickt, um allenfalls Gebrauch davon zu machen. Ich erlaube mir, einige Stellen herzusetzen.

In einem Schreiben des Magistrats und der Bürger-

Jener Theil der Armee, in welchem sich die Division Delmas befand, nahm ihren Marsch über Rastadt, Karlsruhe, Durlach, Pforzheim, Gemünd,

---

schaft von Durlach wird gesagt: „Wir dankten es dem guten Genius des Badenlandes, uns und unsern Mitbürgern einen feindlichen General zugeführt zu haben, der, von Menschenliebe geleitet, unser Unglück nicht vermehren wollte, und sich vielmehr aus allen Kräften bestrebte, solches zu erleichtern. Er that dieses aus Gefühl des Mitleidens gegen Seine Mitmenschen, ohne je eine Belohnung für geleistete Unterstützung zu begehren. Er wies vielmehr jene ab, die Ihm solche anboten. Wir würden noch manches zum Lobe dieses Generals zu sagen haben und fügen nur bei, daß sehr viele Orte, sowohl der Markgrafschaft als anderer Theile Schwabens, nie den Dank vergessen werden, den sie Ihm schuldig sind." Aehnliche Zeugnisse wurden dem Verf. von den Magistraten von Ulm, Augsburg und andern zugeschickt. Ein geschätzter Beamter aus dem Würtembergischen schreibt: „Mein Amt und die benachbarte Gegend waren Zeugen von den edlen Gesinnungen und Handlungen des Generals Eickemeyer, und Jedermann erinnert sich mit Dankgefühl dieses würdigen Offiziers. Es war wohl keiner im Jahre 1796, bei welchem eine so gute Disziplin bestanden und der so viele Beweise einer edeln Uneigennützigkeit gegeben hätte; es würde mir leicht sein, dieses durch Tausende von Unterschriften zu bekräftigen, u. s. w."

Nordlingen, Donauwörth und Neuburg. Auf diesem Marsche fielen einige ernsthafte Gefechte vor.

Sehr verschieden fanden wir die Sitten, den Charakter und die Aufnahme in den kleinen Staaten, welche wir auf diesem Wege durchzogen. In den Besitzungen des Cardinals Rohan hatten sich die meisten Bewohner mit ihrer Habe in die benachbarten Städte und Wälder geflüchtet. Was sich noch vorfand, nahm der Soldat, was ihm nichts nützte, oder was nicht fortzubringen war, zerschlug er, oder warf's auf die Straßen. In den östreichischen Orten des Breisgaues, ging es nicht viel besser. Die Bewohner der Markgrafschaft Baden, meistens Anhänger unserer politischen Grundsätzen, kamen uns mit Vertrauen entgegen, und der Hof überhäufte uns mit Artigkeiten; allein wie sehr wurde alles dieses mißbraucht! Ein schamloser Delmas ließ sich ansehnliche Geschenke machen, erhob dann Requisitionen aller Art, und nahm zuletzt mit Gewalt oder diebischer Weise. —

Es sei mir erlaubt, den Lebenslauf dieses Mannes hier flüchtig einzuschalten.

Delmas war im Anfange der Revolution Lieute-

nant in den Linientruppen. Wegen Religionsspötterei hatte er mehrjährigen Festungsarrest verbüßt. Er besaß persönlichen Muth, zeichnete sich als Chef eines Volontair-Bataillons im Frühjahr 1793 unter Neuwinger in einem Gefechte bei Bingen vortheilhaft aus, und stieg schnell bis zum Divisionsgeneral. Er diente früher in der Rheinarmee und später in der Italienischen. Als Bonaparte erster Consul war, verdarb er es mit ihm, wurde außer activen Dienst und selbst unter die Aufsicht der Oberbehörde seines Departements gesetzt. Nach mehrjährigem Ansuchen ward er im Jahr 1813 wieder angestellt und blieb in der Schlacht bei Leipzig. Man behauptete, daß er an Frechheit und in dem Talent zu stehlen nur von noch zwei Generalen übertroffen worden sey.

Spaßhaft war es übrigens anzusehen, wie an jenem kleinen Hofe Minister und Offizianten den Sansculotten-Generalen Bücklinge machten, auf ihre Befehle lauschten, sich beeiferten, ihren Wünschen zuvor zu kommen, und mit welcher Behaglichkeit einige dieser Generäle große Tafel hielten, und sich von Hoflakaien und mit Hofwagen bedienen ließen!

Das Würtemberger Land fanden wir etwas

weniger schön und fruchtbar, als das Badische; die Bewohner aber, besonders über ihr Interesse, aufgeklärt. Man benahm sich gut gegen die Truppen, war aber weder freigebig, noch ließ man sich mißhandeln, ohne deßfalls laute Beschwerde zu führen. In jenem Theile Schwabens, welcher gegen Franken hin liegt, und meistens unter Abteien, Klöstern, kleinen Fürsten und Edelleuten stand, fanden wir die Bewohner, mit Ausnahme einiger kleinen Reichsstädte, unwissend, abergläubisch, schmutzig und sclavisch. Die Beamten hausten hier als unbeschränkte Despoten, die Pfaffen waren das Orakel. Indeß hatten diese sowohl wie jene, meistens die Flucht ergriffen, und die armen Unterthanen der Willkür der Soldaten überlassen. Hatten diese eine Klage vorzubringen: so machten sie eine Knieebeugung, warfen sich dann auf die Kniee, weinten, sowohl Männer als Weiber, wie die Kinder, oder thaten vielmehr, als wenn sie weinten; denn es floß dabei nie eine Thräne. Ein Theil dieser Gegenden ist bergig, mit Gehölz bedeckt und nicht sehr fruchtbar. An manchen wird ein äußerst widerliches und unverständliches Deutsch

gesprochen; so zum Beispiel statt Ja und Nein, ein durch die Nase gezogenes Joi und Noi.

In Baiern herrschte, bei Aufklärung im Einzelnen, Dummheit und Aberglaube unter dem großen Haufen, mit Andächtelei und Sittenlosigkeit verbunden. Die Kirchen wurden auf das Fleißigste besucht; sie enthielten viele wunderthätigen Bilder und Heiligenknochen. Ueber allen Thüren auf dem Lande sah man Bilder, Kreuze, auch mystische Bezeichnungen, die als Talismane gegen Gewitter, Bezauberungen, Feuersbrünste u. dergl. schützen sollten. Die Kinder besprengte man bei'm Schlafengehen mit geweihtem Wasser, und gab ihnen große Kruzifixe und andere hölzerne Bilder mit in's Bett. Die Männer sind in diesem Lande etwas schwerfällig und phlegmatisch, welches dem häufigen Genusse des Biers zugeschrieben wird; die Weiber lassen sich lebhafter an und sollen eben nicht sonderlich auf strenge Sitten halten.

Die Rhein-Armee war bereits über München tief ins Bairische, jene der Sambre bis gegen Regensburg, die Italienische endlich in Tyrol vorge-

mer weggekommen sein würde, wenn man ihn dem Schicksale des Kriegs überlassen hätte. Ein Adjutant, der bei diesen Geldgeschäften als Unterhändler gebraucht wurde, versicherte mich, daß Delmas auf diese Weise in weniger als zwei Monaten über fünfzigtausend Gulden gewonnen habe. Das größte Uebel bei der Sache war, daß die Division durch diese häufig abgeschickten Truppenabtheilungen am Tage eines Gefechtes sehr unvollzählig erschien, besonders da diese Wachen bei dem Vorrücken, um gegen die Nachzügler zu schützen, zurückblieben, und erst nach mehreren Tagen bei ihren Corps eintrafen. In der frühesten Epoche des Revolutionskriegs pflanzte der französische Soldat Freiheitsbäume, war genügsam und uneigennützig und führte den Wahlspruch: Friede den Hütten, den Palästen Krieg! Hier hatte das Gegentheil statt; man bekümmerte sich wenig um die Verfassungen und das Wohl der Völker; man wollte gewinnen.

Hatte aber auch Moreau's Armee während dieses Feldzuges eben nicht das Beispiel einer strengen Disziplin gegeben, so zeichnete sie sich doch in dieser Hinsicht auf eine vortheilhafte Weise vor jener Jour-

dan's aus. Die Bewohner Frankens rächten auch auf eine schreckliche Weise die an ihnen verübten Räubereien. Bei dem Rückzuge dieser Armee wurden viele hundert Soldaten von den Bauern erschlagen; man suchte einen Ruhm darin, einen Franzosen gemeuchelmordet zu haben. Das Direktorium ward selbst durch das schlechte Betragen der Sambre-Armee so sehr aufgebracht, daß es bei dem Rathe der Fünfhundert auf strenge Gesetze antrug, um die erloschene Kriegszucht wieder herzustellen und zu verhindern, daß die Ehre der Nation durch das schlechte Benehmen Einzelner im Auslande geschändet werde.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß wohl bei keiner Nation der Soldat so leicht in den Schranken einer guten Disciplin zu erhalten, selbst an die größten Entbehrungen zu gewöhnen sein dürfte, wie der Franzose, wenn er durch das Gefühl der Ehre, und das Beispiel seiner Obern geleitet wird, wenn diese die Beschwernisse mit ihm theilen, und sich sein Wohl zur Angelegenheit machen. Von den ersten Tagen nach dem Uebergange bis zur Rückkehr über den Rhein lebte meine an die sechstausend Mann starke Brigade, welche sich zum Glück

ohne Commissärs, Administratoren und Lieferanten befand, auf Kosten des Landes, nämlich gegen Scheine, die mit vieler Pünktlichkeit ausgestellt, und bei den angesetzten Contributionen, als Zahlung angenommen wurden. Nie litt der Soldat Mangel, nie kam es zu Mißverständnissen mit den bürgerlichen Behörden, und es bedurfte keiner Strenge, um Exzesse zu verhindern. Man näherte sich als Feind, und trennte sich als Freunde.*)

*) Der Verfasser lebte während dieses Feldzuges einfach, machte sich seinen Wirthen nicht lästig und kehrte zwar nicht bereichert, aber mit dem innern Gefühle nach Frankreich zurück, die Gegenden, durch welche er mit seinen Truppen gekommen war, mit möglichster Schonung behandelt, und die Uebel des Kriegs, so viel es von ihm abhing, erleichtert zu haben. Er darf sich dies Zeugniß mit dem besten Bewußtsein um so mehr selbst geben, als er späterhin erlebt hat, daß es ihm von Andern öffentlich ertheilt worden ist. Denn als er einige Jahre hernach, wie man weiter hinten sehen wird, der Geldunterschlagung bei Errichtung der Nordlegion angeklagt war und auswärtige öffentliche Blätter davon sprachen, wurden ihm aus freien Stücken von mehreren Behörden Zeugnisse zugeschickt, um allenfalls Gebrauch davon zu machen. Ich erlaube mir, einige Stellen herzusetzen.

In einem Schreiben des Magistrats und der Bürger-

Jener Theil der Armee, in welchem sich die Division Delmas befand, nahm ihren Marsch über Rastadt, Karlsruhe, Durlach, Pforzheim, Gemünd,

---

schaft von Durlach wird gesagt: „Wir dankten es dem guten Genius des Badenlandes, uns und unsern Mitbürgern einen feindlichen General zugeführt zu haben, der, von Menschenliebe geleitet, unser Unglück nicht vermehren wollte, und sich vielmehr aus allen Kräften bestrebte, solches zu erleichtern. Er that dieses aus Gefühl des Mitleidens gegen Seine Mitmenschen, ohne je eine Belohnung für geleistete Unterstützung zu begehren. Er wies vielmehr jene ab, die Ihm solche anboten. Wir würden noch manches zum Lobe dieses Generals zu sagen haben und fügen nur bei, daß sehr viele Orte, sowohl der Markgrafschaft als anderer Theile Schwabens, nie den Dank vergessen werden, den sie Ihm schuldig sind." Aehnliche Zeugnisse wurden dem Verf. von den Magistraten von Ulm, Augsburg und andern zugeschickt. Ein geschätzter Beamter aus dem Würtembergischen schreibt: „Mein Amt und die benachbarte Gegend waren Zeugen von den edlen Gesinnungen und Handlungen des Generals Eickemeyer, und Jedermann erinnert sich mit Dankgefühl dieses würdigen Offiziers. Es war wohl keiner im Jahre 1796, bei welchem eine so gute Disziplin bestanden und der so viele Beweise einer edeln Uneigennützigkeit gegeben hätte; es würde mir leicht sein, dieses durch Tausende von Unterschriften zu bekräftigen, u. s. w."

Nordlingen, Donauwörth und Neuburg. Auf diesem Marsche fielen einige ernsthafte Gefechte vor.

Sehr verschieden fanden wir die Sitten, den Charakter und die Aufnahme in den kleinen Staaten, welche wir auf diesem Wege durchzogen. In den Besitzungen des Cardinals Rohan hatten sich die meisten Bewohner mit ihrer Habe in die benachbarten Städte und Wälder geflüchtet. Was sich noch vorfand, nahm der Soldat, was ihm nichts nützte, oder was nicht fortzubringen war, zerschlug er, oder warf's auf die Straßen. In den östreichischen Orten des Breisgaues, ging es nicht viel besser. Die Bewohner der Markgrafschaft Baden, meistens Anhänger unserer politischen Grundsätzen, kamen uns mit Vertrauen entgegen, und der Hof überhäufte uns mit Artigkeiten; allein wie sehr wurde alles dieses mißbraucht! Ein schamloser Delmas ließ sich ansehnliche Geschenke machen, erhob dann Requisitionen aller Art, und nahm zuletzt mit Gewalt oder diebischer Weise. —

Es sei mir erlaubt, den Lebenslauf dieses Mannes hier flüchtig einzuschalten.

Delmas war im Anfange der Revolution Lieute-

nant in den Linientruppen. Wegen Religionsspötterei hatte er mehrjährigen Festungsarrest verbüßt. Er besaß persönlichen Muth, zeichnete sich als Chef eines Volontair-Bataillons im Frühjahr 1793 unter Neuwinger in einem Gefechte bei Bingen vortheilhaft aus, und stieg schnell bis zum Divisionsgeneral. Er diente früher in der Rheinarmee und später in der Italienischen. Als Bonaparte erster Consul war, verdarb er es mit ihm, wurde außer activen Dienst und selbst unter die Aufsicht der Oberbehörde seines Departements gesetzt. Nach mehrjährigem Ansuchen ward er im Jahr 1813 wieder angestellt und blieb in der Schlacht bei Leipzig. Man behauptete, daß er an Frechheit und in dem Talent zu stehlen nur von noch zwei Generalen übertroffen worden sey.

Spaßhaft war es übrigens anzusehen, wie an jenem kleinen Hofe Minister und Offizianten den Sansculotten-Generalen Bücklinge machten, auf ihre Befehle lauschten, sich beeiferten, ihren Wünschen zuvor zu kommen, und mit welcher Behaglichkeit einige dieser Generäle große Tafel hielten, und sich von Hoflakaien und mit Hofwagen bedienen ließen!

Das Würtemberger Land fanden wir etwas

weniger schön und fruchtbar, als das Badische; die Bewohner aber, besonders über ihr Interesse, aufgeklärt. Man benahm sich gut gegen die Truppen, war aber weder freigebig, noch ließ man sich mißhandeln, ohne deßfalls laute Beschwerde zu führen. In jenem Theile Schwabens, welcher gegen Franken hin liegt, und meistens unter Abteien, Klöstern, kleinen Fürsten und Edelleuten stand, fanden wir die Bewohner, mit Ausnahme einiger kleinen Reichsstädte, unwissend, abergläubisch, schmutzig und sclavisch. Die Beamten hausten hier als unbeschränkte Despoten, die Pfaffen waren das Orakel. Indeß hatten diese sowohl wie jene, meistens die Flucht ergriffen, und die armen Unterthanen der Willkür der Soldaten überlassen. Hatten diese eine Klage vorzubringen: so machten sie eine Knieebeugung, warfen sich dann auf die Kniee, weinten, sowohl Männer als Weiber, wie die Kinder, oder thaten vielmehr, als wenn sie weinten; denn es floß dabei nie eine Thräne. Ein Theil dieser Gegenden ist bergig, mit Gehölz bedeckt und nicht sehr fruchtbar. An manchen wird ein äußerst widerliches und unverständliches Deutsch

gesprochen; so zum Beispiel statt Ja und Nein, ein durch die Nase gezogenes Joi und Noi.

In Baiern herrschte, bei Aufklärung im Einzelnen, Dummheit und Aberglaube unter dem großen Haufen, mit Andächtelei und Sittenlosigkeit verbunden. Die Kirchen wurden auf das Fleißigste besucht; sie enthielten viele wunderthätigen Bilder und Heiligenknochen. Ueber allen Thüren auf dem Lande sah man Bilder, Kreuze, auch mystische Bezeichnungen, die als Talismane gegen Gewitter, Bezauberungen, Feuersbrünste u. dergl. schützen sollten. Die Kinder besprengte man bei'm Schlafengehen mit geweihtem Wasser, und gab ihnen große Kruzifixe und andere hölzerne Bilder mit in's Bett. Die Männer sind in diesem Lande etwas schwerfällig und phlegmatisch, welches dem häufigen Genusse des Biers zugeschrieben wird; die Weiber lassen sich lebhafter an und sollen eben nicht sonderlich auf strenge Sitten halten.

Die Rhein-Armee war bereits über München tief ins Bairische, jene der Sambre bis gegen Regensburg, die Italienische endlich in Tyrol vorge-

rückt, und man zweifelte nicht, daß sich alle drei zu Wien vereinigen und Oestreich zu einem Frieden zwingen würden; allein Bonaparte verfolgte diesen Plan nicht, warf sich vielmehr mit seiner Hauptstärke rechts und schlug Wurmser bei Bassano. Der Erzherzog Karl, welcher der Rheinarmee entgegen stand, verließ diese mit einem Theil der Truppen, um jener, welche die Sambre-Armee zu bekämpfen hatte, Verstärkung zuzuführen. Jourdan wurde geschlagen. Moreau versuchte den Erzherzog Karl mit einer Truppenabtheilung im Rücken zu beunruhigen, aber Jourdan war schon zu weit zurück gedrängt. In der Hoffnung, daß dieser wieder angreifend agiren werde, verweilte Moreau zu lange in Baiern. Allgemeiner Tadel würde ihn getroffen haben, wäre sein Rückzug weniger glücklich gewesen. So aber begründete er seinen künftigen Feldherrnruhm. Seine Streitkräfte waren damals bis auf fünfundvierzigtausend Mann heruntergekommen; die ihm theils in der Fronte, theils auf der Flanke und selbst im Rücken entgegen stehenden Oestreicher betrugen sechsundsechzigtausend.

Bei dem Rückzuge der Rheinarmee erhielt ich Befehl, das Commando von Ulm zu übernehmen, das damals befestigt genug war, um gegen einen Ueberfall oder offenen Angriff geschützt zu sein. Ich fand daselbst nur einige hundert Mann Besatzung, aber mehr als anderthalbtausend Individuen, die aus mancherlei Gründen und unter allerlei Vorwänden die Armee verlassen hatten, um hier ruhig und von der Bürgerschaft wohl genährt das Weitere abzuwarten. Mein erstes Bestreben ging dahin, die Stadt von diesen lästigen Gästen zu befreien, welches eben keine leichte Arbeit war. Bei dem frühern Uebergange über den Rhein war die Armee auf eine ihrer Bestimmung angemessene Weise organisirt; allein in dem Verhältniß, als sie vorschritt, floß ihr ein bedeutender Zuwachs zwar nicht von Streitern, wohl aber von Leuten zu, die gewinnen wollten. Sie wurde reichlich mit Comissären, Administratoren, Lieferanten und Marketendern gesegnet, und hatte, da man sich nun gewöhnte, vornehm zu leben, einen zahlreichen Troß von Maitressen, Knechten und anderer Dienerschaft.

Moreau hatte auf seinem Rückzuge einige Siege

erfochten und viele Gefangene gemacht. Er näherte sich nun Ulm und nahm eine Stellung ungefähr eine Stunde rückwärts der Stadt. Die Oestreicher versuchten einen Sturm, begnügten sich aber, Haubitzen in die Stadt zu werfen, und verursachten einige Brände. Am Abend brach die Armee auf und setzte ihren Rückzug fort. Ich verließ mit der Besatzung die Stadt in der Nacht, ohne von dem Feinde beunruhigt zu werden.

Moreau hatte die Verfügung getroffen, daß die Equipage durch die Waldstädte und über Hüningen nach Frankreich zurückkehren sollte, während er mit der Armee seinen Rückzug durch den Schwarzwald über Freiburg unternahm. Inzwischen hatten viele, bang vor etwaigem Verlust ihres so hübsch erworbenen Geldes und anderer Dinge von Werth, jenen ersteren Weg bereits früher eingeschlagen, waren aber zum Theil den bewaffneten Landleuten in die Hände gefallen, die ihnen Alles abnahmen. Ein glaubwürdiger Augenzeuge theilte mir hierüber folgende Anekdote mit.

Ein Generaladjutant, weniger gewissenhaft als sein General, der eben so sehr durch sein uneigennütziges, loyales und menschenfreundliches Betragen, als durch militärisches Talent allgemein geschätzt war, kehrte in Gesellschaft einiger Commissäre auf diesem Wege nach Frankreich zurück. Sie waren ungestört bis in die Nähe der Schweiz gekommen, als man sie des Abends in einem Orte anhielt und sich ihrer Person und wohlbepackten Wagen bemächtigte. Sie wurden in einen Stall gebracht, in welchem bereits mein Erzähler nebst noch einigen Reisegefährten eingesperrt waren, und vor welchem mehrere bewaffnete Bauern Wache hielten. Den Gefangenen, mit ihrer Dienerschaft etliche und zwanzig Personen stark, gab man Stroh zum Lager und einige Speise. Die Nacht hindurch war unter den wachthaltenden Bauern viel Geflister. Einer der Eingesperrten, der etwas deutsch verstand, glaubte vernommen zu haben, daß vom Erschießen die Rede sei. Man denke sich das Entsetzen der armen Eingesteckten! Einige brachen in Wehklagen aus, andere nahmen ihre Zuflucht zum Gebet. Ihre Vermuthung und mithin ihre Angst bestärkte sich, als am Morgen eine ganze

Schaar bewaffneter Bauern erschien, die ihnen das Zeichen gaben zu folgen. Mit Wache umgeben, wurden sie unter zahlreichen Zuschauern durch den Ort geführt. Und da ihnen hier zufällig ein Priester begegnete, so warf sich der reumüthige General-Adjutant vor ihm auf die Kniee, und bat um die Generalabsolution. — Der Zug gelangte endlich an die nahe gelegene Schweizergrenze, wo man die Gefangenen entließ, die höchlich erfreut waren, mit Verweisung aus einem Lande davon zu kommen, das sie so gern schon früher verlassen hätten. Bei ihrer Ankunft in Schaffhausen reklamirten die Herrn den ihnen geraubten Raub, und der General-Adjutant machte, neben andern Dingen von Werth, auf nicht weniger als zwölf bis dreizehntausend Franken Anspruch, mit genauer Angabe der Münzsorten, welche meistens in Gold bestanden.

Indeß wurde der Weg nach Hüningen von Tag zu Tage unsicherer, bis endlich auch von daher alle Gemeinschaft der Armee mit Frankreich gänzlich unterbrochen war. Der Erzherzog Karl hatte die

Sambre-Armee bis über den Main zurückgedrängt, und schob ein kleines Corps, zu welchem sich viele bewaffnete Landleute schlugen, bis an die Schweiz vor. Es hatte seinen Hauptposten in dem Städtchen Engen und streifte bis Stockach, wo sich der Park der Armee befand, der nebst einer bedeutenden Anzahl Kanonen, vielen Munitionswagen und einer Brücken-Equipage auch ein starkes Pulvermagazin führte. Ich bekam Ordre, mich dahin zu begeben, und fand hier alle Kranke und Verwundete, alle Depots und den ganzen Troß der Armee, kurz, außer einer ungeheuern Menge Gepäck und Pferde, über siebentausend Menschen, die sich nach dem Augenblicke sehnten, ihren Weg weiter fortsetzen zu können. Das Städtchen war nicht groß genug, um die Menge aufzunehmen, daher nur die Kranken und der Stab einquartirt waren, alles Uebrige aber auf freiem Felde lagerte. Hier ward auch großer Markt gehalten; denn viele suchten ihren Raub an Käufer, die sich in Menge aus den benachbarten Orten einfanden, abzusetzen, um mit dem erlösten Gelde ihren Weg durch die Schweiz zu nehmen. Man wird sich nicht leicht einen Handelsartikel denken, der hier

nicht wäre zu haben gewesen; — alles in billigsten Preisen, nur gemünztes und ungemünztes Gold nicht. Der Louisd'or wurde mit fünfzehn Gulden und höher in Silber bezahlt. Meine erste Sorge mußte dahin gehen, dem Geschütze und der Munition die fehlende Bespannung zu verschaffen. Dieser Zweck wurde erreicht, indem man alle Zugpferde sowohl der Militärpersonen als der Verwaltungsbeamten auf die, Jedem gesetzlich gebilligte Anzahl herabsetzte, auch die Pferde der Marketender, bis auf eines für jeglichen, in Beschlag nahm.

Da sich in Stockach keine Truppen befanden, als einige zur Bewachung des Parkes bestimmte Compagnien: so konnte ich es nicht wagen, bevor mir die Stärke des Feindes bekannt war, die Artillerie abgehen zu lassen. Ich schickte also einige Infanterie und die verschiedenen Depots, die man, so gut es möglich war, mit Waffen versah, vorläufig ab; allein vor Engen, welches drei Stunden von Stockach entfernt liegt, wurden sie von den mit bewaffneten Landleuten vereinten Oestreichern angegriffen, und nach einigem Widerstande zum Rückzuge genöthigt. Moreau hatte sich indessen mit der Armee genähert;

ich erhielt Verstärkung, und der Rückzug wurde von neuem unternommen. Es kam abermals zu einem Gefechte, in welchem die Feinde den Kürzern zogen, und die Flucht ergriffen.

Als ich mich Engen näherte, kamen uns die dasigen Klostergeistlichen und Nonnen entgegen, und flehten fußfällig um Schonung des Städtchens. Auch der Beamte erschien, und durch ihn erfuhr ich, daß hier viele französischen Equipagewagen geplündert, auch mehrere Franzosen getödtet worden waren. Er betheuerte, daß dieses durch die Oestreicher und die mit ihnen vereinten Landleuten geschehen sey, aus dem Ort aber nur einiges, mit jenen entflohenes Gesindel Theil daran genommen habe.

Diese Gewaltthätigkeiten waren um so strafbarer, als die Gegend, durch welche vorher nur wenige Franzosen gekommen waren, auf keinerlei Weise durch den Krieg gelitten hatte. Doch kam es hier nicht sowohl darauf an, Verbrechen zu bestrafen, als den Unterhalt für sieben bis achttausend Menschen, und einige Tausend Pferde zu sichern. Die Bürger machten die möglichsten Anstrengungen, es an nichts mangeln zu lassen, und im Verhältniß, als der Zug

vorbei ging, wurde jeder mit vollem Maaße mit Brot, Fleisch und Wein beköstigt; die Ortsbewohner wurden dabei nicht beunruhigt, oder in ihrem Eigenthum gekränkt. Nicht so gut kamen sie weg, als einige Tage später ein Theil der Armee durch diese Gegend den Rückzug nahm. Man wollte in Kellern geraubte Militäreffekten und getödtete Franzosen gefunden haben; daher der Soldat sich der Plünderung überließ. Mehrere Gebäude wurden abgebrannt und die Unordnung stieg auf einen solchen Grad, daß der General Ferino, der hier sein Quartier hatte und die Ruhe wieder herstellen wollte, im Gedränge in einen Teich geworfen, und nur mit Mühe gerettet wurde.

Ich hatte dem Obersten, der die Bedeckungstruppen befehligte, strenge Mannszucht und Sorgfalt für den Unterhalt des Zugs anempfohlen; doch nur auf seine Leute bedacht, überließ er die größere Menge ihrem Schicksal.

Jeder nahm, wo er fand, und beköstigte sich, so gut er konnte. Hiebei trat noch der unglückliche

Zufall ein, daß Moreau einige Tausend Kriegsgefangene der Sambre-Armee gegen eine gleiche Zahl von ihm gefangener Oestreicher übernommen, und dem Zuge einverleibt hatte. Diese, nur von einigen Offizieren geführt, die nichts über sie vermochten, hatten nach dem Gefechte bei Engen offenes Feld, eilten voran, verbreiteten sich in der ganzen Gegend und ließen allerwärts, wo sie hinkamen, die Spuren von Verwüstung und Greuel zurück. Der mit seinem schweren Geschütze und Gepäcke nur langsam fortschreitende Zug fand hinterher die Ortschaften geplündert und von den Bewohnern verlassen, die sich mit ihrem Vieh in die Gebirge des Schwarzwaldes geflüchtet hatten. In manchen Dörfern waren französische Marketender eingenistet, die mit den vorgefundenen Getränken und andern Lebensmitteln Handel trieben, und von dem Soldaten, dem es nicht an Geld fehlte, gute Bezahlung erhielten. Man hatte sich vieler Pferde und Wagen bemächtigt, um den Raub damit fortzubringen. Einige Orte standen in Brand, und der Zug mußte einen langen Halt machen, bis die Pulverwagen ohne Gefahr ihren Weg fortsetzen konnten.

Indeß verläßt, selbst in den mißlichsten Verhältnissen, den Franzosen seine muntere Laune nicht und Greuelscenen wechselten hier mit lächerlichen Erscheinungen. Soldaten, denen es an Schuhen, an Mützen oder an andern Kleidungsstücken fehlte, ritten auf Eseln, trugen Barette, Perrücken, Regen- oder Sonnenschirme, bedienten sich eines Leichentuchs statt des Mantels, oder waren mit langen Schlafröcken oder Priestertalaren bekleidet. Oft wurde das nöthigste Weißzeug oder Kleidungsstück hinweggeworfen, um für eine hölzerne Kuckucksuhr oder ein werthloses Spielgeräth Platz zu gewinnen. Manches wurde geraubt, nur um es in dem nächsten Orte wieder verschenken zu können. Bei der Rückkunft über den Rhein war die gemachte Beute schnell verpraßt. Man fuhr in Lehnwagen in die Kaffee- und Gasthäuser. Auf die Frage der Wirthe, was gefällig sei, erfolgte gewöhnlich die Antwort: Alles, was am theuersten ist.

Am Tage meiner Ankunft in Engen traf die von Frankfurt nach Italien bestimmte Briefpost da-

selbst ein. Die Verbindung der Armee mit den rückwärts gelegenen Ländern und mit Frankreich war bereits seit einigen Wochen gänzlich unterbrochen. Bei Untersuchung der Briefe ergab sich, daß der Erzherzog Karl, nachdem er die Sambre-Armee über den Rhein gedrängt hatte, bereits in der Nähe von Frankfurt angekommen war und sich in Eilmärschen dem Breisgau näherte, um noch vor Ankunft der Rheinarmee, die Gebirgspässe des Schwarzwaldes zu besetzen. Ich eilte, Moreau hievon in Kenntniß zu setzen, der nun, seinen Rückzug beschleunigend, noch zu rechter Zeit bei Freiburg anlangte. Auch ich begab mich, sobald unsere Equipage Hüningen erreicht hatte, dahin und traf einen Tag vor dem Gefechte ein. Dies Gefecht fiel günstig für uns aus, nur hatten wir den Verlust des Generals Baupuit zu beklagen, eines Mannes, der sich durch militärisches Talent, persönlichen Muth, sanfte Sitten und seltene Uneigennützigkeit ausgezeichnet hatte. Am folgenden Morgen bewirkte die Armee, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, den Uebergang über den Rhein zu Neubreisach.

Moreau's Streitkräfte waren bei dessen Rückzuge

auf 45,000 Mann zusammen geschmolzen. Ihm standen 66,000 Oestreicher entgegen, die nun die Belagerung von Kehl und vom Brückenkopfe von Hüningen unternahmen. Beide fielen aber erst — jenes mit Anfange Januars, dieser mit 1. Februar 1797.

Diese hartnäckige Vertheidigung hatte jedoch einen heilsamen Einfluß, besonders auf die Unternehmungen der Franzosen in Italien. Bonaparte eroberte in wenigen Monaten Ober-Italien; er schuf Bologna, Ferrara, Modena, Reggio in Republiken um, die er conföderirt unter den Schutz seiner Armee nahm; gegen eine Summe von 21 Millionen Livres und 100 Kunstwerke erkannte er die Neutralität des Pabstes an; er nöthigte Neapel zu einem Waffenstillstande und schlug drei, zum Entsatze von Mantua herbeigeeilte Armeen, ohne sich jedoch dieser Festung durch die Gewalt der Waffen bemächtigen zu können. Da die Oestreicher aber, so lange sie noch am Rheine beschäftigt waren, von daher keine Verstärkung nach Italien schicken konnten; so gewann er Zeit, die Besatzung durch Mangel an Lebensmitteln zur Uebergabe zu nöthigen; so daß man gar wohl sagen kann, — Mantua sei am Rheine erobert worden. Es fiel mit Anfange

Februars 1797, und gegen die Mitte selbigen Monats waren die Franzosen schon im Besitze von der Romagna, dem Herzogthume Urbino und der Mark Ancona. Als ein päbstliches Corps Ancona besetzen wollte, ließen es die Bewohner nicht ein. — Schlagt euch, riefen sie, und dem Sieger sollen die Thore offen stehen! Frankreich hatte nun, außer Oestreich, England und Portugal, keinen Feind mehr; mit Spanien hatte es selbst ein Trutz- und Schutzbündniß geschlossen.

Während die französische Regierung damals gegen Außen als Gesetzgeberin erschien, stand sie in Gefahr, durch ihre innern Feinde, gestürzt zu werden. Seit Robespierres Fall waren in manchen Departementen die richterlichen Aemter und die Verwaltungsstellen durch Anhänger an die alte Ordnung besetzt worden, denen nichts so sehr am Herzen lag, als die Monarchie wieder herzustellen. Viele tausend Ausgewanderte kamen unter ihrem Schutze nach Frankreich zurück; wo sie sich im Verborgenen hielten, oder öffentlich erschienen, und nur auf Gelegenheit warteten, eine Revolution zu Gunsten der Bourbonen zu

bewirken, inzwischen sich aber unbestraft Greuelthaten gegen die Anhänger der Republik erlaubten.

In Lons le Saulnier, dem Hauptorte des Jura-Departements, waren am hellen Tage unter dem Zusammenflusse vieler Menschen und auf öffentlichem Markte vierzehn ehemalige Administratoren, als sie eben vor Gericht gestellt werden sollten, ermordet worden, ohne daß die Thäter bekannt, und zur Verantwortung gezogen wurden. Fast täglich fand man auf den Landstraßen erschlagene Soldaten, die aus den Hospitälern kommend sich nach der Armee begeben wollten. Um das Uebel nicht um sich greifen zu lassen, wurden Truppen dahin verlegt, und ich selbst, — von einer Quetschung am Schenkel, die ich, einige Tage vor der Uebergabe von Kehl, bei einem Ausfall, von einer gesprungnen Haubitz-Granate erhalten hatte, noch nicht ganz hergestellt, — erhielt Anfangs März 1797 das Commando im Jura-Departement. Bei meiner Ankuuft in Lons le Saulnier, befanden sich über tausend zurückgekehrte Emigranten daselbst, und unter diesen einige hundert ungeschworne Priester. Alle waren vorher öffentlich umher gegangen, hielten sich aber nun verborgen.

Eine bedeutende Anzahl junger Leute, die aus Feigheit, oder aus politischer Meinung die Armeen verlassen hatten, bildeten eine geheime Verbrüderung zu Gunsten der Bourbonen. Nach ihren Statuten war es ein höchstes Verdinst, einen Republikaner ermordet zu haben. Man hatte mich in der Behausung eines emigrirt gewesenen Grafen einquartirt. Dieser selbst hielt sich im Hause verborgen. Man behorchte mich, alle meine Schritte wurden beobachtet, und ich war in Gefahr, bei erster Gelegenheit, gemordet zu werden. Ich bezog daher eine Wohnung in der Nähe der Polizeiwache, und traf die nöthigen Anstalten, daß bei eintretender Gefahr die schwache Garnison sogleich unter den Waffen sein konnte. Von Seiten der Bewohner mehrer benachbarten Orte, die eben so eifrig der Republik, als jene von Lons le Saulnier den Bourbonen anhingen, konnte ich im Falle eines Aufstandes auf schleunige Unterstützung zählen.

So standen die Sachen, als der Zeitpunkt herannahte, wo man zu den Wahlen der in selbigem

Jahr eintretenden Deputirten schritt. Das Volk war es müde, als Werkzeug der streitenden Parteien mißbraucht zu werden; man sehnte sich nach Ruhe und wünschte den Frieden. Die Royalisten benutzten diese Stimmung, und suchten bei den Urversammlungen, mit dem Grundsatze, sich gegen fernere revolutionäre Erschütterungen zu sichern, lauter friedsame, keiner Partei angehörige Leute in die Wahlkollegien zu bringen. Hierzu eigneten sich nun entweder verschmitzte Royalisten, oder Menschen, die weder Kopf noch Herz hatten. Erstere erhielten natürlich das Uebergewicht, und außer einigen berühmt gewordenen Kriegern und Gelehrten, von welchen man wußte, daß sie mit der Regierung in üblem Vernehmen standen, erschienen nun auf der Liste der Gewählten meist nur in der Revolution bis jetzt ganz unbekannt gebliebene Namen. Unter den gewählten Militärpersonen befand sich Pichegru. Er hatte das Vertrauen der Regierung verloren, war im Jahr 1796 durch Moreau in dem Commando der Rheinarmee ersetzt worden und lebte seitdem in Zurückgezogenheit. Aus Arbois im Jura-Departement gebürtig, der Sohn wenig bemittelter Eltern, hatte er studirt und sich in ein Kloster be-

geben, das er aber bald wieder verlassen hatte, um als Artillerist in Kriegsdienste zu treten. Ungeachtet seiner ausgezeichneten Talente konnte er es doch nicht weiter als bis zum Sergeanten bringen. Mit Anfang der Revolution bewarb er sich eben so vergebens um eine Lieutenansstelle der Gensd'armerie, die damals von der Departementalverwaltung in Lons le Saulnier besetzt wurde. Jetzt war man stolz darauf, ihn als Deputirten in den Rath der Fünfhundert wählen zu können. Sein Einzug in Lons le Saulnier war feierlich, die Stadt war jenen Abend erleuchtet, und während seines Aufenthaltes wurden glänzende Feste gegeben.

Pichegru verhehlte keineswegs seine Unzufriedenheit mit der Regierung, ja er erklärte sich selbst gegen die bestehende Verfassung, wenigstens im vertraulichen Umgange mit bekannten Royalisten, war aber kalt und zurückstoßend gegen alle, welche nicht zu dieser Partei gehörten. Jene Bande von Ausreißern und Meuchelmördern, deren wir vorhin erwähnt haben, umgab bei seiner Ankunft den Wagen, folgte ihm auf Spazierritten und machte eine Art von Leibwache. Er nannte sie la brave jeunesse de Lons le Saul-

nier. Man gab ihm zu Ehren ein auf seine Verhältnisse Bezug habendes Lustspiel, in welchem alle spielenden Personen als Freunde des Königthums erschienen, sich Messieurs und Mesdames betitelten, bis auf einen, den man Citoyen nannte, und der am Ende des Stücks derb durchgeprügelt und vor die Thüre geworfen wurde. Pichegru nahm alle diese Artigkeiten sehr gefällig auf, und beschenkte die Schauspielerin, welche in einem Gedichte seine Thaten gepriesen und ihm eine Lorbeerkrone dargebracht hatte.

Die in den gesetzgebenden Rath neu eingetretenen Glieder bekamen bald ein entschiedenes Uebergewicht. Um sich noch mehr zu verstärken, bewirkten sie die Aufhebung des Dekretes, durch welches jene Deputirten, welche nahe Verwandte unter den Ausgewanderten hatten, bis zum Frieden suspendirt waren. Alle provisorischen Gesetze zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit wurden mit der Bezeichnung als „revolutionär“ aufgehoben und unter dem Vorgeben, daß man Entflohene nicht unter den Ausge-

wanderten begreifen könne, kamen viele Tausende der Letztern zurück und verkündeten überall die baldige Ankunft Ludwig des Achtzehnten. Man nahm selbst keinen Anstand, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, in dessen Gemäßheit die ausgewanderten Priester zurück berufen und ohne Eidesleistung wieder in ihre Aemter eingesetzt werden sollten.

Die Stellung der Regierung und des Gesetzgebenden Körpers zu einander wurde von Tage zu Tage feindlicher. Die Vorschläge der Erstern, den in Verfall gerathenen Finanzen wieder aufzuhelfen, blieben unbeachtet. Weder die bürgerlichen Beamten noch die Armeen konnten seit Monaten bezahlt werden; aber gerade dieß hielt man für das sicherste Mittel, allgemeinen Mißmuth zu erregen und so das Königthum wieder herbei zu führen. Auch unter den Gliedern des Direktoriums entstand Spaltung. Barthelemy, von jeher ein Anhänger der Bourbonen, war in dasselbe eingetreten. Carnot selbst, obgleich mit Aufrichtigkeit der Republik ergeben, zeigte eine, derselben gefährliche Nachgiebigkeit, und gerieth hierdurch in Verdacht, daß er einen König wolle, oder nach der Dictatur strebe. Barras und Rewbell

wollten schnelle und entscheidende Maßregeln; La Revellière-Lepeaux schloß sich an sie an, und gab ihnen das Uebergewicht.

Unter diesen Verhältnissen nahmen die Armeen zum Erstenmale Theil an den innern Zwisten. Am Feste des 14. Juli erließ Bonaparte eine Proklamation an seine Truppen, worin er sagt: „Ich weiß, daß die Gefahr, welche dem Vaterlande droht, euch mit tiefem Schmerz erfüllt; aber ihm kann keine wahre Gefahr drohen! Die Männer, die es über das verbündete Europa siegen machten, sind noch da. Gebirge trennen uns von Frankreich; aber ihr würdet sie, wenn es sein müßte, mit Adlerschnelle überfliegen, um die Constitution aufrecht zu halten, die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republikaner zu beschützen, u. s. w." — Bald darauf folgten von allen Divisionen der Armee in Italien Adressen an das Directorium, welche die heftigsten Drohungen gegen die Oppositionspartei aussprachen. — „Zittert, hieß es in einer derselben, euere Frevel

sind gezählt und der Lohn dafür hangt auf der Spitze unserer Bajonnette!"

Das Direktorium zog nun von allen Armeen Truppenabtheilungen in die Nähe von Paris; wogegen sich, auf Antrag Pichegrus, der Rath der Fünfhundert widersetzte. Barras, Rewbell und La Revellière-Lepeaux führten endlich die merkwürdige Revolution des 18. Fructidor aus. Augereau, der zum Commandanten der siebenzehnten Militärdivision, deren Hauptquartier Paris ist, ernannt worden war, besetzte die Zugänge der Versammlungssäle der gesetzgebenden Räthe, deren Leibwachen sich bald auf seine Seite schlugen. Pichegru und die einflußreichsten Glieder der Opposition wurden verhaftet und nach Cayenne gebracht. Barthelmy hatte ein gleiches Schicksal. Carnot rettete sich durch die Flucht. Merlin von Douay und François von Neufchatau ersetzten die Stelle dieser beiden Direktoren.

Kurz vor dieser merkwürdigen Epoche fügte es sich, daß einige früher im Jura-Departement errichteten Bataillone auf dem Marsche nach Lons le

Saulnier einquartirt wurden. Zwischen den Soldaten und den jungen Leuten jener berüchtigten Bande, von der wir bereits gesprochen haben, und die ehemals in diesen Bataillonen gestanden, aber ihre Fahnen verlassen hatten, kam es zu Neckereien und zu Thätlichkeiten, wobei einige der jungen Leute blutige Köpfe davon trugen. Obgleich, ich alles Mögliche gethan hatte, um Ruhe und Ordnung herzustellen, selbst die Truppen sogleich ausmarschiren und in benachbarte Orte legen ließ: so nahm die Departemental- und die Munizipalverwaltung doch kein Bedenken, mich, wo nicht als Urheber, doch als Mitschuldigen des Hochverraths gegen das souveräne Volk, anzuklagen, und dafür nichts weniger, als meinen Kopf zu fordern. Die Sache lag noch unentschieden, als die Nachricht von der in Paris eingetretnen politischen Veränderung bei diesen Leuten, die sich der nahen Proklamirung des Königthums versichert glaubten, allgemeinen Schrecken verbreitete. Sie bewiesen sich nun eben so niederträchtig, als vorher hochfahrend und boshaft. Ja, als sie wegen ungesetzlicher Handlungen zur Verantwortung gezogen werden sollten,

waren sie unverschämt genug, bei mir um ein Zeugniß ihrer Anhänglichkeit an die Republik anzuflehen.

Das Direktorium hatte sich nun wieder in volle Kraft gesetzt; aber auch das böse Beispiel der Verletzung der Constitution, also der Grundfeste gegeben, auf der seine Existenz und Sicherheit beruhte. Eine seiner ersten Verfügungen war die Ausweisung aller nach Frankreich zurückgekommenen Emigranten. Viele Tausende kamen durch das Jura-Departement, um sich nach der Schweiz zu begeben. Und da ihnen zur Ueberschreitung der Grenze nur ein kurzer Zeitraum bestimmt wurde, so waren die Straßen mit Reisenden bedeckt. Bald hernach erfolgte eine Auswanderung in Lons le Saulnier selbst und zwar durch folgende Veranlassung.

An die Munizipalverwaltung gelangte ein versiegeltes Schreiben des Polizei-Ministers mit der Weisung, daß solches an einem bestimmten Tage und in einer angegebenen Stunde, in Gegenwart der Oberbehörden, und der, unter Gewehr getretnen Linientruppen und Nationalgarden, geöffnet werden solle. Die Sache blieb nicht verschwiegen, und die allgemeine Vermuthung fiel dahin aus, daß

Schreiben verhänge die Verhaftung aller Royalisten, welche sträflicher Handlungen verdächtig seien. Wer nun kein reines Gewissen hatte, suchte dem Uebel auszuweichen; indem er sich in die Schweiz flüchtete, oder in einem benachbarten Orte versteckt hielt. Fast alle jungen Leute, selbst viele Glieder der National- garde und öffentliche Beamte hatten am Tage der Eröffnung des Schreibens die Stadt verlassen. In- deß kamen sie mit dem bloßen Schrecken davon, da jene geheime Verfügung nur die gleichzeitige Unter- suchung aller Kaufmannsläden, und die Beschlag- nahme der vorfindlichen englischen Waaren betraf.

Bei den innern Zwisten versäumte das Direkto- rium nicht, seine Aufmerksamkeit nach außen zu richten. Der Operationsplan der Armeen für 1797 war eine Wiederaufnahme des im verflossenen Jahre befolgten, und konnte nun um so eher ausgeführt werden, als Bonaparte sich bis auf einige Staaten, mit denen Friede war, im Besitze von ganz Italien befand. Die Sambre- und Rheinarmee sollten über den Rhein, die italienische über die norischen

Alpen gehen, um vor Oestreichs Kaiserstadt zusammenzutreffen. Allein dieser Plan ward nur halb ausgeführt, indem die Sambre-Armee erst bei Frankfurt, die Rheinarmee in Schwaben und die italienische in Kärnthen stand, als Bonaparte, in dessen Rücken sich ein Volksaufstand gebildet hatte, für gut fand, mit Oestreich Waffenstillstand und die Präliminar-Artikel zum völligen Frieden abzuschließen. Merkwürdig ist die Proklamation, die er an die Armee bei Eröffnung des Feldzuges erließ. „Ihr habt," sagt er, „mit der Eroberung Mantua's einen Feldzug geendigt, der Euch ewige Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes gibt. Ihr habt in vierzehn Schlachten und siebenzig Gefechten gesiegt, dem Feinde mehr als hunderttausend Gefangene abgenommen, 500 Feldstücke und 2000 Festungskanonen, 4 vollständige Schiffbrücken genommen. Die Kriegssteuern in den eroberten Ländern haben die Armee während des ganzen Feldzuges besoldet und noch überdies 30 Millionen in die Staatskasse geliefert. Ihr habt das Museum mit mehr als 300 Meisterwerken des alten und neuen Italiens bereichert, die nur ein Zeitraum von Jahrtausenden erzeugen kann, u. s. w. Aber

noch habt Ihr nicht Alles gethan. Eine große Bestimmung erwartet Euch! u. s. w."

Nach Unterhandlungen mit Oestreich, die sich bis zum Oktober hinauszogen, wurde endlich der Friede von Campo Formio abgeschlossen. Frankreich erhielt Belgien, die venetianische Levante, Zante und Cefalonien. Oestreich erkannte die cisalpinische Republik an, und erhielt Venedig mit dem größten Theile der dazu gehörigen Provinzen. Der Herzog von Mantua sollte durch das Breisgau entschädigt, und in Rastadt ein Friedens-Congreß mit dem deutschen Reiche eröffnet werden. Oestreich versprach, sich dahin zu verwenden, daß Frankreich die Rheingrenze bis unterhalb Andernach erhalte, wogegen ihm das Erzbisthum Salzburg versprochen wurde. Nach einigen geheimen Artikeln sollten die von Frankreich auf der linken Rheinseite in Besitz genommenen Provinzen Preußens an dasselbe zurückgegeben, und ihm keine Vergrößerung auf der rechten Rheinseite zugestanden werden.

Dieses Benehmen gegen Preußen, dem man in dem, früher mit ihm abgeschlossenen Frieden, Aussichten auf Vergrößerungen in Deutschland gemacht

hatte, war treulos, und bewies nicht minder, als die Stiftung neuer Republiken und die Theilung der venetianischen, daß Frankreich seine ersten Grundsätze verlassen hatte, nur für Unabhängigkeit zu kämpfen, und bloß eine solche Ausdehnung und natürliche Grenze zu erlangen, innerhalb der es selbstständig und ohne fremde Hülfe auf eine ehrenvolle Weise in der Zahl der Mächte vom ersten Range stehen könne. Selbst als es in der frühern Epoche fast ganz Europa den Krieg ankündigte, geschah es nur, um dem Schlage zuvor zu kommen, der gegen es selbst gerichtet war. Wer erkannte jetzt aber nicht jene Politik Roms, in jeden Frieden den Zündstoff zu neuen Kriegen zu legen? Warum auf entfernten Ausdehnungen in Italien bestehen und dagegen einem kleinen Strich Landes entsagen, welches einen Theil der ihm doch so theuern Rheingrenze machte?

Indeß war die Rückgabe der in Besitz genommenen preußischen Provinzen nie ernstlich gemeint, oder das Direktorium erkannte nun den in dieser Hinsicht gemachten Fehler, bestand auf dem Rastadter Congreß, auf der ungeschmälerten Rheingrenze und

erhielt sie. Aber nicht zufrieden mit diesem ihm dargebrachten Opfer, ging es noch weiter und verlangte den Besitz der auf der rechten Rheinseite liegenden Festungen Kassel, Kehl, Altbreisach und Freiburg. Hieß das aber nicht den aufgestellten Grundsatz einer natürlichen Grenze selbst umstoßen, und Deutschland seine Oberherrschaft aufdringen? — Um endlich, selbst mit Verachtung jedes Scheins von Recht, der Herrschsucht und Treulosigkeit die Krone aufzusetzen, suchte man Händel mit der friedsamen Schweiz, schickte ein Kriegsherr dahin, zwang die Schweizer, sich in eine einzige, untheilbare Republik umzubilden und legte ihnen schwere Kriegssteuern auf.

Die auf diesem Wege erhaltenen Gelder wurden zu einer Expedition gegen den einzigen noch zu bekämpfenden Feind verwendet. Ob die Landung auf England, oder auf das weit leichter zu erobernde Irland gerichtet sei, hierüber waren die Meinungen verschieden. Als sich aber die Geschwader in Toulon zu einer großen Flotte vereint und diese von da ihre

Richtung gen Osten genommen hatte, verloren sich die Politiker in Vermuthungen. Daß man die Absicht habe, eine von allen christlichen Mächten dem Malthefer-Orden zugesicherte Besitzung und das von der Pforte abhängige Egypten anzugreifen, war kaum gedenkbar. Und was war der Zweck dieses Unternehmens? Sollte Egypten als Stapelplatz dienen, um auf dem kürzesten Wege die Engländer in Indien anzugreifen? — Dann mußte man eine Flotte im rothen Meere haben, die eben nicht vorhanden war. — Oder wollte man sich im Besitze beider Eroberungen erhalten, um für die, an England verlornen Colonien entschädigt zu sein: so war es allerdings ein sonderbares Mittel, zu diesem Zweck neutrale Staaten zu berauben. Jedenfalls war es sehr natürlich, daß ein solches Benehmen, weit entfernt den Frieden herbeizuführen, Frankreich, das nun der ganzen Welt die Augen über seine unbegrenzte Herrschsucht geöffnet hatte, vielmehr in unabsehbare Zwiste verwickeln mußte. Befreundete Mächte ihrer Länder berauben, war Treulosigkeit; es ohne verhergegangene Kriegserklärung thun, war Räuberwerk. Das nach Egypten übergeführte Kriegsheer war 40,000 Mann

stark; nach der verlornen Seeschlacht bei Abukir war es sich selbst überlassen.

Den Türken, die mit Rußland in Krieg verwickelt waren, blieb nichts übrig, als Friede zu machen, und ihre Streitkräfte gegen die Franzosen zu richten. Rußland, dessen Kaiser den Titel als Großmeister des malthesser Ordens angenommen hatte, schloß sich an sie an, und eine vereinte russische und türkische Flotte erschien im mittelländischen Meere. Zwischen dem Pabst und Frankreich traten neue Mißhelligkeiten ein; der heilige Vater wurde als Gefangener nach Frankreich geführt, und Rom in eine Republik umgeschaffen. Die Unterhandlungen zu Rastadt geriethen ins Stocken; Oestreich und England schlossen ein neues Bündniß, dem Rußland beitrat, indem es unter Suwarow ein Kriegsheer nach Deutschland schickte, um vereint mit den Oestreichern die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Auch Neapel schloß sich diesem Bündniß an, und fiel mit 50,000 Mann in das römische Gebiet ein. Der König von Sardinien, beschuldigt geheimen Antheil an dieser Verbindung genommen zu haben, wurde genöthigt, Piemont abzutreten. Die neapolitanische Armee wurde in ihr

Gebiet und von da nach Sizilien zurückgeschlagen, und das Königreich Neapel in eine Republik unter der Benennung der parthenopäischen umgewandelt.

Frankreich stand nun auf dem höchsten Punkte seiner Macht: es befand sich im Besitze Egyptens, Italiens, aller Ländern auf der linken Rheinseite, war Herr von der Schweiz und von einigen Landstrecken und Festungen Deutschlands. Allein die Zahl seiner Feinde hatte sich vermehrt, seine Kräfte waren erschöpft; Moreau, im Verdacht des Einverständnisses mit Pichegru, hatte das Vertrauen der Regierung verloren, die Wahl der Generäle, z. B. eines Scherer, fiel schlecht aus, selbst Jourdan war durch seine unglücklichen Rückzüge um das Vertrauen der Soldaten gekommen; kein Carnot leitete das Kriegswesen; das Volk war des Kriegens müde; von den Filial-Republiken war wenig zu erwarten; man hatte sie ausgeplündert, ehe man ihnen die Ehre erwies, sie als Töchter aufzunehmen, und die Regierung bedurfte Truppen im Innern zu ihrer eigenen Sicherheit. Die Unterhandlungen mit dem

deutschen Reiche hatten während diesen Ereignissen fortgedauert, aber ein unglückliches Ende genommen. Die französischen Gesandten Bonnier und Roberjot waren einige hundert Schritte von Rastadt ermordet worden, eine Schandthat, wegen der sich Oestreich bis jetzt noch nicht gerechtfertigt hat. Die vereinte russische und östreichische Armee war indessen mit überwiegenden Streitkräften in Italien angekommen, und siegte; die französische Armee im Neapolitanischen war abgeschnitten und verloren, hätte nicht Scherer das Commando in die Hände Moreaus gelegt, der durch Kriegskunst und Muth rettete, was zu retten war. Suwarow beging den Fehler, sich zu lange mit Belagerungen von Festungen aufzuhalten, die ihm bei schnellen Fortschritten doch zugefallen wären. Doch wurde er Herr von ganz Italien und drang bis zum französischen Gebiete vor.

Das veränderte Kriegsglück brachte auch diesmal im Innern politische Erschütterungen hervor. Rewbell, der kräftigste und festeste unter den Direktoren, war durch das Loos ausgetreten und durch Sieyes ersetzt worden. Treilhard, La Revellière-Lepeaux und Merlin von Douay wurden durch den Drang

der Umstände genöthigt, sich zurückzuziehen; Barras war noch der einzige Direktor der ersten Ernennung. Die gesetzgebenden Räthe benutzten den allgemeinen Mißmuth des Volkes gegen eine Regierung, die es ohne Noth in einen Krieg verflochten und in Gefahr gesetzt hatte, die Früchte der mit großen Aufopferungen errungenen Siege zu verlieren. Auch die gedemüthigten Jakobiner erhoben wieder ihr Haupt.

Ich hatte damals das Militärcommando in den beiden Departementen der Loire und des Puy de Dôme. Meine Hauptquartier waren zu Monbrison, dem Hauptorte im Loire-Departement. Dies Departement war lange der Schauplatz gerichtlicher Mordthaten und der Meuchelmorde gewesen. Ein großer Theil der Bewohner, besonders der zahlreich über das Land verbreitete Adel, hatte einen thätigen Antheil an dem Aufstande von Lyon genommen; Tausende hatten sich bei Annäherung der Armee der Republik dahin begeben, es sey nun sich den Verfolgungen zu entziehen, oder als Besatzung zu dienen. Nur wenigen war es gelungen, als diese Stadt nach

einem hartnäckigen Widerstande den Belagerern in die Hände fiel, dem Tode zu entgeben. Montbrison allein, das keine sechstausend Einwohner hat, zählte über dreihundert Personen von beiden Geschlechtern, welche in dieser Periode auf der Guillotine starben oder erschossen wurden. Ganze Familien wurden vernichtet, und nur wenige waren, die nicht den Verlust eines oder einiger ihrer Angehörigen zu beklagen hatten. Kaum war aber Robespierre mit seinem Anhange gefallen; als die gemißhandelte Partei blutige Rache nahm. Fast alle administrativen und richterlichen Stellen, in deren Besitze sich vorzüglich Jakobiner befanden, wurden den entschiedensten Royalisten zu Theil, die es ruhig geschehen ließen, oder selbst begünstigten, daß jeder, der unter den vorher bestandenen Verhältnissen eine Rolle gespielt hatte, oder auch nur des Jakobinismus verdächtig war, auf öffentlicher Straße oder selbst in seiner Behausung überfallen und ermordet wurde.

Als nach Pichegru's, Barthelmy's und Anderer Verbannung das Direktorium den Sieg über die gesetzgebenden Räthe davon getragen hatte, gingen zwar seine Bemühungen dahin, die öffentlichen Aem-

ter durch rechtliche und auf das Gemeinwohl bedachte Männer zu besetzen. Doch diesen standen zwei Parteien feindlich entgegen, die sich beide abscheulicher Greuelthaten schuldig gemacht hatten, und von denen eine nur in Erneuerung des Schreckenssystems, die andere in Wiederherstellung des Königthums ihr Heil zu finden glaubte. Nach allerlei Umtrieben gelang es endlich der erstern, welche allerdings die kräftigsten und unternehmendsten Köpfe besaß, sich abermals der öffentlichen Aemter zu bemächtigen. Sie benutzten ihren Einfluß, die Regierung glauben zu machen, das Departement stehe auf dem Punkte, die Fahne der Empörung aufzupflanzen; ja sie zettelten selbst beunruhigende Auftritte an, um ihren Behauptungen Gewicht zu geben. So hatte man z. B. einige hundert junge Leute, welche sich der Conskription entzogen hatten, ungeschworne Priester, Verbrecher und Landstreicher in ein enges Gefängniß zusammen gesperrt, wo sie aus Mangel an gesunder Luft in eine Art von Raserei geriethen und sich empörten, welches dann alles auf Rechnung der Royalisten geschrieben wurde. Diese Menschen wollten mich zum Theilnehmer ihrer schändlichen Hand-

lungen machen, und als es nicht gelang, wurde ich der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verfolgung. Die Ernennung Dubois-Crancé's, eines eifrigen Jakobiners, zum Kriegsminister gab ihnen endlich gewonnenes Spiel. In Folge ihrer Anschuldigung, ich zeige nicht Energie genug die republikanischen Grundsätze und Institutionen aufrecht zu halten, stehe vielmehr in vertraulichen Verhältnissen mit bekannten Anhängern des Königthums, erhielt ich Befehl, sogleich mein Commando niederzulegen, und mich an meinen gewöhnlichen Wohnort zu begeben. Ich begab mich nach Mainz, wohin meine Familie bereits zurückgekehrt war; meldete dem Minister, daß ich daselbst angekommen sei, und schickte meine Rechtfertigung, die zugleich eine getreue Schilderung der Administration des Departements enthielt, an das Direktorium. Meine Wiedereinsetzung in activen Dienst erfolgte darauf nach wenigen Wochen.

Mainz war seit dem Frieden von Campo Formio von der östreichischen Besatzung geräumt und an Frankreich übergegangen, das sich auch im Be-

ſitze aller deutſchen Länder des linken Rheinufers befand. In vier Departemente, nämlich Donnersberg, Saar, Rhein und Moſel und Röhr abgetheilt, wurden dieſe Provinzen unter der beſondern Leitung des Juſtizminiſters Lambrechts proviſoriſch verwaltet. Dieſer, obgleich von erprobter Rechtlichkeit und von dem beſten Willen, konnte doch nicht verhindern, daß Leute zu den vorzüglichſten Verwaltungsſtellen gelangten, die, wenig um das allgemeine Beſte bekümmert, nur darauf dachten, ſich ſchnell zu bereichern. Sie befolgten das Beſtechungsſyſtem, und erlaubten ſich die ſchändlichſten Betrügereien um ſo ungeſcheuter, als ſie bei dem damaligen Schwanken der äußern Verhältniſſe darauf rechneten, daß der Feind wieder über den Rhein vordringen und ein Sieg über die Deutſchen alle adminiſtrative Verantwortung aufheben würde. Um der Willkür, den Expreſſungen und Diebereien Schranken zu ſetzen, traten endlich die angeſehenſten und rechtlichſten Leute zuſammen und beſchloſſen, aus jedem der vier Departemente einen ihrer Mitbürger nach Paris zu ſchicken, um das Direktorium von der bedrängten Lage des Landes zu unterrichten, und bei den geſetz-

gebenden Räthen eine endliche Vereinigung mit Frankreich und die Einführung der gesetzlichen Verfassung zu bewirken. Man war eben in Mainz mit der Wahl eines solchen Deputirten beschäftigt, als ich daselbst eintraf. Die Wahl fiel auf mich.

Als ich das Commando im Loire-Departement verließ, war eben die unerwartete Nachricht eingetroffen, daß Bonaparte, aus Egypten kommend, auf Frankreichs Küste gelandet sey. Sein wahrscheinlicher Plan, sich auf Kosten der französischen Republik ein Reich im Orient zu stiften, war vor St. Jean d'Acre gescheitert. Hatte er, wie sich wohl nicht bezweifeln läßt, die Absicht, auf andern Wegen Befriedigung seines Herrschertriebes zu finden: so konnte er allerdings keinen günstigeren Zeitpunkt wählen. Das Kriegsglück hatte sich zwar damals schon wieder auf die Seite Frankreichs gewendet; denn obgleich Italien verloren war, so blieb doch die Rheingrenze vom Feinde fortwährend unüberschritten; Frankreich war im Gegentheil im Besitz von Festungen auf dem deutschen Ufer. Die

Unternehmungen der Russen und Engländer auf Holland waren mißlungen, die Oestreicher aus der Schweiz verdrängt, und durch den Abfall Rußlands eines mächtigen Beistandes beraubt, der ihren Waffen das Uebergewicht gegeben hatte, und ohne welchen es ihnen, wie es sich auch in der Folge bewiesen hat, nicht wohl möglich war, Italien zu behaupten.

Allein bedenklicher, als gegen außen, standen die Sachen im Innern. Die Royalisten schöpften Hoffnungen; die Vendée war von neuem im Aufruhr. Die Jakobiner benutzten dieses, um Frankreich abermals in eine revolutionäre Gährung zu setzen. Sie erregten, wie wir bereits bemerkt haben, beunruhigende Auftritte, erdichteten Gefahren und Verschwörungen, die nicht bestanden. Die Regierung selbst stand mit den beiden, einander feindlichen Parteien im Widerspruch; Unzufriedenheit und Mißtrauen herrschte unter dem Volke.

Bonaparte benutzte diese allgemeine Stimmung, um das Direktorium zu stürzen und sich an dessen Stelle zu setzen. Hier fand er in Sieyes selbst eine mächtige Stütze, und hatte Anhänger in den beiden

gesetzgebenden Räthen. Er trat öffentlich als Ankläger der Regierung auf, und suchte das gehässigste Licht auf sie zu werfen. In einem Aufruf, den er an allen Ecken von Paris anschlagen ließ, sagt er: „Soldaten! Seit zwei Jahren wird die Republik schlecht regiert; Ihr habt gehofft, daß meine Rückkunft so vielen Uebeln ein Ende machen werde, u. s. w." In einer andern spricht er zum Direktorium: „Was ward in Euern Händen aus eben dem Frankreich, das ich Euch in einem so glänzenden Zustande zurückgelassen hatte? Ich hinterließ Euch den Frieden; bei meiner Rückkunft fand ich den Krieg. Ich hinterließ Euch Siege, ich habe Niederlagen gefunden. Ich hinterließ Euch die Millionen aus Italien; ich fand räuberische Gesetze und Elend. Was thatet Ihr mit hunderttausend braven Kriegern, die ich kannte? Sie sind todt; sie waren die Gefährten meines Ruhmes!"

Solcher Beschuldigungen erdreistete sich Bonaparte, als er eben seine in fehlgeschlagenen Unternehmungen geschwächte Armee verlassen hatte; solche Sprache erlaubte er sich gegen eine Regierung, die keinen andern Vorwurf verdiente, als daß sie sich

durch ihn zur Expedition gegen Malta und Egypten hatte verleiten lassen, einem Unternehmen, das aus der schwärzesten Treulosigkeit entsprungen, nicht verfehlen konnte, ganz Europa aufzubringen, und als die einzige Ursache des erneuerten Krieges und aller daraus für Frankreich erfolgten Uebel angesehen werden muß. Dieses Benehmen war allerdings geeignet, der Nation über den Charakter und die Absichten eines Mannes die Augen zu öffnen, der in der Folge Frankreich nicht nur der Freiheit beraubte, sondern es auch, nachdem er seiner Herrschbegierde und falschen Ruhmsucht hunderttausende aufgeopfert hatte, zuletzt noch um alle, durch zwanzigjährige Anstrengung gegen außen errungenen Vortheile brachte. Allein Bonaparte verfuhr so rasch, daß er seinen Gegnern keine Zeit ließ, zur Besinnung zu kommen. Die bestehende Constitution war auf der einen Seite durch die Royalisten, auf der andern durch die Jakobiner so hin und her gezerrt, und stand nur noch auf so schwachen Füßen, daß es für ihn, dem das Militär anhing, nur eines Wirbels auf der Trommel, einer Schwenkung der Bajonette bedurfte, um die gesetzgebenden Räthe aus einander zu schrecken,

einem hartnäckigen Widerstande den Belagerern in die Hände fiel, dem Tode zu entgehen. Monbrison allein, das keine sechstausend Einwohner hat, zählte über dreihundert Personen von beiden Geschlechtern, welche in dieser Periode auf der Guillotine starben oder erschossen wurden. Ganze Familien wurden vernichtet, und nur wenige waren, die nicht den Verlust eines oder einiger ihrer Angehörigen zu beklagen hatten. Kaum war aber Robespierre mit seinem Anhange gefallen; als die gemißhandelte Partei blutige Rache nahm. Fast alle administrativen und richterlichen Stellen, in deren Besitze sich vorzüglich Jakobiner befanden, wurden den entschiedensten Royalisten zu Theil, die es ruhig geschehen ließen, oder selbst begünstigten, daß jeder, der unter den vorher bestandenen Verhältnissen eine Rolle gespielt hatte, oder auch nur des Jakobinismus verdächtig war, auf öffentlicher Straße oder selbst in seiner Behausung überfallen und ermordet wurde.

Als nach Pichegru's, Barthelmy's und Anderer Verbannung das Direktorium den Sieg über die gesetzgebenden Räthe davon getragen hatte, gingen zwar seine Bemühungen dahin, die öffentlichen Aem-

ter durch rechtliche und auf das Gemeinwohl bedachte Männer zu besetzen. Doch diesen standen zwei Parteien feindlich entgegen, die sich beide abscheulicher Greuelthaten schuldig gemacht hatten, und von denen eine nur in Erneuerung des Schreckenssystems, die andere in Wiederherstellung des Königthums ihr Heil zu finden glaubte. Nach allerlei Umtrieben gelang es endlich der erstern, welche allerdings die kräftigsten und unternehmendsten Köpfe besaß, sich abermals der öffentlichen Aemter zu bemächtigen. Sie benutzten ihren Einfluß, die Regierung glauben zu machen, das Departement stehe auf dem Punkte, die Fahne der Empörung aufzupflanzen; ja sie zettelten selbst beunruhigende Auftritte an, um ihren Behauptungen Gewicht zu geben. So hatte man z. B. einige hundert junge Leute, welche sich der Conskription entzogen hatten, ungeschworne Priester, Verbrecher und Landstreicher in ein enges Gefängniß zusammen gesperrt, wo sie aus Mangel an gesunder Luft in eine Art von Raserei geriethen und sich empörten, welches dann alles auf Rechnung der Royalisten geschrieben wurde. Diese Menschen wollten mich zum Theilnehmer ihrer schändlichen Hand-

lungen machen, und als es nicht gelang, wurde ich der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verfolgung. Die Ernennung Dubois-Crancé's, eines eifrigen Jakobiners, zum Kriegsminister gab ihnen endlich gewonnenes Spiel. In Folge ihrer Anschuldigung, ich zeige nicht Energie genug die republikanischen Grundsätze und Institutionen aufrecht zu halten, stehe vielmehr in vertraulichen Verhältnissen mit bekannten Anhängern des Königthums, erhielt ich Befehl, sogleich mein Commando niederzulegen, und mich an meinen gewöhnlichen Wohnort zu begeben. Ich begab mich nach Mainz, wohin meine Familie bereits zurückgekehrt war, meldete dem Minister, daß ich daselbst angekommen sei, und schickte meine Rechtfertigung, die zugleich eine getreue Schilderung der Administration des Departements enthielt, an das Direktorium. Meine Wiedereinsetzung in activen Dienst erfolgte darauf nach wenigen Wochen.

Mainz war seit dem Frieden von Campo Formio von der östreichischen Besatzung geräumt und an Frankreich übergegangen, das sich auch im Be-

sitze aller deutschen Länder des linken Rheinufers befand. In vier Departemente, nämlich Donnersberg, Saar, Rhein und Mosel und Röhr abgetheilt, wurden diese Provinzen unter der besondern Leitung des Justizministers Lambrechts provisorisch verwaltet. Dieser, obgleich von erprobter Rechtlichkeit und von dem besten Willen, konnte doch nicht verhindern, daß Leute zu den vorzüglichsten Verwaltungsstellen gelangten, die, wenig um das allgeineine Beste bekümmert, nur darauf dachten, sich schnell zu bereichern. Sie befolgten das Bestechungssystem, und erlaubten sich die schändlichsten Betrügereien um so ungescheuter, als sie bei dem damaligen Schwanken der äußern Verhältnisse darauf rechneten, daß der Feind wieder über den Rhein vordringen und ein Sieg über die Deutschen alle administrative Verantwortung aufheben würde. Um der Willkür, den Erpressungen und Diebereien Schranken zu setzen, traten endlich die angesehensten und rechtlichsten Leute zusammen und beschlossen, aus jedem der vier Departemente einen ihrer Mitbürger nach Paris zu schicken, um das Direktorium von der bedrängten Lage des Landes zu unterrichten, und bei den gesetz-

gebenden Räthen eine endliche Vereinigung mit Frankreich und die Einführung der gesetzlichen Verfassung zu bewirken. Man war eben in Mainz mit der Wahl eines solchen Deputirten beschäftigt, als ich daselbst eintraf. Die Wahl fiel auf mich.

Als ich das Commando im Loire-Departement verließ, war eben die unerwartete Nachricht eingetroffen, daß Bonaparte, aus Egypten kommend, auf Frankreichs Küste gelandet sey. Sein wahrscheinlicher Plan, sich auf Kosten der französischen Republik ein Reich im Orient zu stiften, war vor St. Jean d'Acre gescheitert. Hatte er, wie sich wohl nicht bezweifeln läßt, die Absicht, auf andern Wegen Befriedigung seines Herrschertriebes zu finden: so konnte er allerdings keinen günstigeren Zeitpunkt wählen. Das Kriegsglück hatte sich zwar damals schon wieder auf die Seite Frankreichs gewendet; denn obgleich Italien verloren war, so blieb doch die Rheingrenze vom Feinde fortwährend unüberschritten; Frankreich war im Gegentheil im Besitz von Festungen auf dem deutschen Ufer. Die

Unternehmungen der Russen und Engländer auf Holland waren mißlungen, die Oestreicher aus der Schweiz verdrängt, und durch den Abfall Rußlands eines mächtigen Beistandes beraubt, der ihren Waffen das Uebergewicht gegeben hatte, und ohne welchen es ihnen, wie es sich auch in der Folge bewiesen hat, nicht wohl möglich war, Italien zu behaupten.

Allein bedenklicher, als gegen außen, standen die Sachen im Innern. Die Royalisten schöpften Hoffnungen; die Vendée war von neuem im Aufruhr. Die Jakobiner benutzten dieses, um Frankreich abermals in eine revolutionäre Gährung zu setzen. Sie erregten, wie wir bereits bemerkt haben, beunruhigende Auftritte, erdichteten Gefahren und Verschwörungen, die nicht bestanden. Die Regierung selbst stand mit den beiden, einander feindlichen Parteien im Widerspruch; Unzufriedenheit und Mißtrauen herrschte unter dem Volke.

Bonaparte benutzte diese allgemeine Stimmung, um das Direktorium zu stürzen und sich an dessen Stelle zu setzen. Hier fand er in Sieyes selbst eine mächtige Stütze, und hatte Anhänger in den beiden

gesetzgebenden Räthen. Er trat öffentlich als Ankläger der Regierung auf, und suchte das gehässigste Licht auf sie zu werfen. In einem Aufruf, den er an allen Ecken von Paris anschlagen ließ, sagt er: „Soldaten! Seit zwei Jahren wird die Republik schlecht regiert; Ihr habt gehofft, daß meine Rückkunft so vielen Uebeln ein Ende machen werde, u. s. w.“ In einer andern spricht er zum Direktorium: „Was ward in Euern Händen aus eben dem Frankreich, das ich Euch in einem so glänzenden Zustande zurückgelassen hatte? Ich hinterließ Euch den Frieden; bei meiner Rückkunft fand ich den Krieg. Ich hinterließ Euch Siege, ich habe Niederlagen gefunden. Ich hinterließ Euch die Millionen aus Italien; ich fand räuberische Gesetze und Elend. Was thatet Ihr mit hunderttausend braven Kriegern, die ich kannte? Sie sind todt; sie waren die Gefährten meines Ruhmes!“

Solcher Beschuldigungen erdreistete sich Bonaparte, als er eben seine in fehlgeschlagenen Unternehmungen geschwächte Armee verlassen hatte; solche Sprache erlaubte er sich gegen eine Regierung, die keinen andern Vorwurf verdiente, als daß sie sich

durch ihn zur Expedition gegen Malta und Egypten hatte verleiten lassen, einem Unternehmen, das aus der schwärzesten Treulosigkeit entsprungen, nicht verfehlen konnte, ganz Europa aufzubringen, und als die einzige Ursache des erneuerten Krieges und aller daraus für Frankreich erfolgten Uebel angesehen werden muß. Dieses Benehmen war allerdings geeignet, der Nation über den Charakter und die Absichten eines Mannes die Augen zu öffnen, der in der Folge Frankreich nicht nur der Freiheit beraubte, sondern es auch, nachdem er seiner Herrschbegierde und falschen Ruhmsucht hunderttausende aufgeopfert hatte, zuletzt noch um alle, durch zwanzigjährige Anstrengung gegen außen errungenen Vortheile brachte. Allein Bonaparte verfuhr so rasch, daß er seinen Gegnern keine Zeit ließ, zur Besinnung zu kommen. Die bestehende Constitution war auf der einen Seite durch die Royalisten, auf der andern durch die Jakobiner so hin und her gezerrt, und stand nur noch auf so schwachen Füßen, daß es für ihn, dem das Militär anhing, nur eines Wirbels auf der Trommel, einer Schwenkung der Bajonette bedurfte, um die gesetzgebenden Räthe aus einander zu schrecken,

die bestehende Regierung umzustürzen und ihre Stelle einzunehmen.

Am Tage, wo diese merkwürdige Begebenheit statt hatte, — am 9. Nov. 1799 — war ich von Mainz nach Paris abgegangen; ich erfuhr sie auf dem Wege dahin. Da indeß bei der veränderten politischen Lage mein Auftrag sein Interesse für die neuen Departemente behielt, so glaubte ich meine Reise fortsetzen zu müssen. Die ebenfalls auf dem Wege nach Paris befindlichen Abgeordneten des Saar- und Röhr-Departements waren auf die erhaltene Nachricht zurückgekehrt; der Abgeordnete des Rhein- und Mosel-Departements in der Person des bekannten Professors Görres traf mit mir zu gleicher Zeit in Paris ein. Als Verfasser einer, früher unter dem Namen: „Das rothe Blatt“ erschienenen politischen Zeitschrift, in welcher er gegen die Mißbräuche, Veruntreuungen und Unterdrückungen der französischen Administration aufgetreten war, hatte er sich die in den neuen Departementen angestellten Franzosen zu Feinden gemacht. Und freilich hatte

er sich auch von dem Vorwurfe der Uebertreibung und der Aufnahme unerwiesener Thatsachen nicht frei zu halten gewußt, — jenem Fehler, der auch in seinen spätern Schriften immer wiederkehrt.

Der Zweck unserer Sendung war kein Geheimniß und jene Beamten der rheinischen Departemente, welche sich schuldig wußten, säumten daher nicht, sich an ihre Gönner und Freunde zu wenden, um den gegen sie gerichteten Beschuldigungen entgegen zu wirken. Einige begaben sich selbst nach Paris, und waren noch vor uns eingetroffen. Das sicherste Mittel schien ihnen, die Rheinländer, welche sich für die Sache Frankreichs erklärt hatten, als Jakobiner verdächtig zu machen, und hierin kam ihnen die eben eingetretene politische Veränderung, die besonders der streng republikanischen Partei entgegen arbeitete, sehr zu statten. General Lefebvre, Commandeur der siebzehnten Militär-Division, zu der Paris gehört, hatte das Direktorium verrathen, um mit Bonaparte gemeinschaftliche Sache zu machen. Natürlich stand er bei diesem in großem Ansehen, und genoß dessen unbedingtes Vertrauen. Er hatte früher, nach dem Abzuge der Oestreicher, Besitz von

Mainz genommen, war wegen Bedrückung der Einwohner angeklagt und abgerufen worden. In ihm fand also die Diebsbande ihre eben so mächtige, als natürliche Stütze. Auch hatten sich einige Generale schon an ihn gewendet, solche, die jetzt in den neuen Departementen wie in Feindesland hausten, Requisitionen machten und sich reichliche Tafelgelder bezahlen ließen. Indeß muß ich hier bemerken, daß unser Auftrag keineswegs dahin ging, einzelne Personen anzuklagen, sondern nur die traurige Lage der Departemente im Allgemeinen darzustellen und auf Abhülfe anzutragen.

Lefebvre schien mich besonders in's Auge gefaßt zu haben. Als ich einige Tage nach meiner Ankunft auf die Polizei kam, um meinen daselbst zur Visirung abgegebenen Paß zurück zu nehmen, wurde ich eingeladen, in ein anstoßendes Zimmer zu treten. Es war klein, finster, schmutzig und so ziemlich einem Armensünderstübchen ähnlich. Ein Commissär erschien mit einem Schreiben und vernahm mich, wie man Verdächtige oder Angeschuldigte verhört, zu Protokoll. Unter andern stellte er mir die Frage, ob ich mit keinen Leuten im Einverständniß stehe,

welche die neue Regierung stürzen wollten, und ob ich nicht in dieser Absicht nach Paris gekommen sei? Da ich zufällig die, mir von Mainz mitgegebene Instruktion bei mir hatte, unterzeichnet von allen Gliedern der Tribunale, der Universität, des Stadtmagistrats und von den angesehensten Bewohnern von Mainz, und da dieses Aktenstück, so wie meine Abreise nach Paris selbst, älter als die neue Regierung war, so mußte der Verdacht hinwegfallen. Auch unterbrach der Commissär das Geschäft, und entließ mich mit der Entschuldigung, daß man dem Minister hinsichtlich meiner ganz falsche und grundlose Nachrichten mitgetheilt habe.

Auf welche rasche und wundersame Meinungs- und Schicksals-Wechsel muß sich nicht ein Mann gefaßt halten, der zur Zeit politischer Staatsumwälzungen ein Amt bekleidet, oder einen öffentlichen Charakter repräsentirt! Im Jahr 1792 wurde ich in Flug- und Zeitungs-Blättern Deutschlands beschuldigt, die Festung Mainz den Franzosen in die Hände gespielt zu haben, obgleich ich der Einzige war, der im Kriegsrathe nicht für ihre Uebergabe gestimmt hatte. Ich wurde beschuldigt, eine große

Summe als Belohnung dafür erhalten zu haben, obgleich ich im folgenden Jahre schon, wo die Armee in Papier bezahlt wurde und dieses in geringem Werthe stand, genöthigt war, mein weniges Silbergeräth zu veräußern, um mit meiner Familie, auch nur beschränkt, leben zu können. — In demselben Jahre noch wurde ich während meines Commando in dem vormaligen Bisthum Basel des Royalismus, oder selbst eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Feinde angeklagt, und stand auf dem Punkte, vor das Revolutionsgericht in Paris gestellt zu werden, vor welchem mich nur der glückliche Erfolg meiner Maßregeln gegen den beabsichtigten Aufruhr bewahren konnte. — Ohne im mindesten von meinen Grundsätzen oder meiner Handlungsweise abgewichen zu sein, wurde ich im Jahr 1796 bei meinem Commando im Jura-Departement des Terrorismus beschuldigt, und sollte schon am Kopfe gefaßt werden. — Im Jahr 1797 wurde ich bei meinem Commando im Loire-Departement, als Anhänger des Königthums, außer Dienst gesetzt, und nun, nämlich wenige Wochen später, des Jakobinismus und gefährlicher

Anschläge gegen die Regierung beschuldigt, vor die pariser Polizei gestellt.

Da sowohl Görres als ich in unsern Vollmachten an das Direktorium und die beiden gesetzgebenden Räthe gewiesen waren, die nun nicht mehr bestanden, so mußten wir unser Geschäft so lange auf sich beruhen lassen, bis wir andere Anweisungen erhalten hatten. Aber auch mit diesen konnten wir nur höchst langsam vorwärts kommen. Die provisorische Regierung hatte mit Entwerfung der Consular-Constitution zu thun, und wer bei derselben einigen Einfluß besaß, oder sich zu verschaffen hoffte, war mit seinem eigenen Interesse so sehr beschäftigt, daß man für die allgemeinen Angelegenheiten wenig oder gar keinen Sinn hatte. Es hielt schwer die Herrn nur zu sprechen. Manche hatten wenige oder gar keine Kenntniß von den Verhältnissen der neuen Departemente, und allen schien der Wunsch nach einem schnellen Frieden am nächsten zu liegen. Man hatte gleich gewissen Amphibien im trüben Elemente geraubt, und wollte sich nun im Trocknen sonnen, ohne ferner dem Wechsel des Kriegsglückes ausgesetzt zu sein. — Frankreich bedarf der Ruhe, antwortete

uns Lebrun, gleichviel ob es aus einigen Departementen mehr oder weniger besteht. — Ihre Departemente, sagte der damals vielvermögende Staatsrath Röderer, sind die Marken, womit man sich am Ende des Spiels über Gewinn oder Verlust ausgleichen wird. Cambacérès versicherte uns indeß, Bonaparte habe sich geäußert, daß von Abtretung der Rheingrenze bei einem künftigen Frieden die Rede nie sein könne Der Senator Lambrechts, vormaliger Justizminister, versprach uns zur Abhülfe der Beschwerden der Rheinländer thätigst mitzuwirken.

Die Constitution, welche Bonaparte als ersten Consul an das Staatsruder stellte, war endlich fertig, und die Regierung durch Ernennung eines zahlreichen Personals zum Staatsrathe, Senat, Tribunat u. s. w. organisirt. Görres war bereits nach Koblenz zurück gereist, und es kam für mich nur noch darauf an, dem neuen Oberhaupte der Republik die Angelegenheit meiner Mitbürger vorzutragen, um meine Sendung als erledigt anzusehen. Der damalige Justizminister Abrial gab Bonaparte meinen Wunsch zu erkennen, und da zufällig Lefebvre gegenwärtig war

so bemerkte dieser, daß meine Sendung das Werk jener Klasse der Rheinländer sey, welche sich bisher vorzüglich durch Unzufriedenheit mit einer gesetzlichen Regierung, und durch revolutionäre Grundsätze ausgezeichnet habe. Der Minister versicherte das Gegentheil; allein Lefebvre versetzte, daß er aus Erfahrung spreche, indem er selbst einige Zeit in dem Lande commandirt habe. Der Consul erklärte hierauf, daß er mich am nächsten Audienztage zwar als General, aber nicht als Abgeordneten des Donnersberger Departements annehmen werde, daß dieses indeß nicht hindere, über die Angelegenheiten des Landes zu sprechen. Hievon durch den Minister benachrichtigt, fand ich mich am nächsten Audienztage in den Tuilerien ein. Im Saale waren wohl über hundert Militär- und Civilpersonen von höherm Range versammelt, alle gekommen, um Gehör zu erhalten, oder auch nur, um dem ersten Consul ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Hier herrschte bereits wieder Hofsitte, und alles sah schon in diesen ersten Tagen darnach aus, als ob es, nachdem man einen großen Zirkel oder vielmehr eine unförmliche krumme Linie

durchlaufen hatte, allgemach wieder auf den Punkt zurückkehren wolle, von dem man ausgegangen war.

Bonaparte erschien, umgeben von seinen Adjutanten, sprach ernst oder vertraulich mit den Militärpersonen, mit lächelnder Miene, und als Hofmann mit denen vom Civilstande. Als ich ihm eine kurze Schilderung von der Lage des Departements und dem Wunsche der Bewohner machte, und eine in dieser Hinsicht abgefaßte Denkschrift übergab, war er ernst und kalt. Lefebvre's Verleumdungen schienen Eingang bei ihm gefunden zu haben. Er entließ mich jedoch mit der Versicherung, daß die Rheinländer über ihr künftiges Schicksal ruhig sein könnten, und die Regierung nie ihr Bestes aus den Augen verlieren, auch einen des allgemeinen Vertrauens würdigen Mann in die neuen Departemente schicken werde.

Dieser erschien denn bald hierauf in der Person des nachherigen Staatsraths Shee, damals pensionirten Obersten eines irländischen Regiments. Den Ruf der Rechtlichkeit und des guten Willens mochte dieser Mann wohl verdienen; doch war er ein Spielball in den Händen seiner Umgebung. — Ihm folgte

Jollivet als Regierungs-Commissär, ein kalter Finanzmann, und es verflossen noch einige Jahre, bis die Bewohner der vier Departemente in gleiche Rechte mit jenen des ältern Frankreichs gesetzt wurden.

Noch zur Zeit des Direktoriums war beschlossen worden, eine Legion, unter der Benennung der Nordfranken, zu errichten. Sie sollte aus drei Bataillonen leichter Infanterie, einem Regimente reitender Jäger und einer Compagnie Artillerie bestehen. Bonaparte bestätigte jetzt diesen Beschluß, und fand für gut, mir das Commando derselben zu übertragen. Hievon durch den Kriegsminister benachrichtigt und eingeladen, in der Division des Generalstabs zu erscheinen, begab ich mich dahin. Der Chef befand sich eben im Gespräche über Politik mit einigen Generalen, und ließ sich durch meine Ankunft nicht stören. Ich war bürgerlich gekleidet, da man zu Paris in Uniform nicht wohl umhin konnte, sich eines Wagens zu bedienen. Als ich endlich Gehör fand und mich zu erkennen gab, wurde der Chef sehr höflich, und die Offiziere um ihn, die

ich selbst dem Namen nach nicht kannte, bezeigten mir so viel Theilnahme wegen des mir gewordenen ehrenvollen Auftrags, daß sie mir fast um den Hals gefallen wären, um mir ihre Freude auszudrücken. Diese Theilnahme wurde mir bald klar. Ich war nämlich noch keine zehn Minuten im Zimmer, als mir schon so viele junge Leute zu Offizieren empfohlen wurden, daß man füglich einige Bataillone damit hätte versehen können. Ich verfiel einige Tage hernach in eine schwere Krankheit, nichtsdestoweniger wurde ich fast jede Stunde des Tags von einer Menge reformirter Offiziere belästigt, die in dem neuen Corps angestellt sein wollten. Und da es mir endlich durchaus unmöglich war, sie zu sprechen, so unterließ man nicht, sich täglich schriftlich oder in Person nach meinem Befinden zu erkundigen.

So sehr kam damals schon die Schmeichelei und Kriecherei wieder auf!

Die Nordfranken-Legion sollte nach ihrer ersten Bestimmung nur aus Eingebornen der vier neuen Departemente bestehen. Allein der erste Consul fand für gut, zu verfügen, daß alle dienstfähigen Franzosen, die nicht zur Conscription gehörten, auch

Ausländer, in derselben aufgenommen werden konnten. Selbst ein Bataillon Irländer sollte ihr einverleibt werden. Die Zusammensetzung eines neuen Corps aus so ungleichartigen Bestandtheilen mußte allerdings Schwierigkeiten darbieten und die Disciplin erschweren; allein es kam noch dazu, daß ich zwar die Unter-Lieutenants nach eignem Ermessen bestellen, zu den übrigen Offizieren aber nur solche Subjekte nehmen durfte, die bereits in gleichem Grad unter den französischen Truppen gestanden hatten, oder noch wirklich standen. Nun ließ sich aber voraussetzen, daß die, welche zu keinem Corps mehr zählten, eben nicht zur verdienstvollsten Klasse gehörten; jene aber, welche sich noch in activem Dienst befanden, nicht leicht ihr Corps verlassen würden, um, ohne Beförderung im Grade, in ein neu zu errichtendes zu treten. Die Wahl mußte also in jeder Hinsicht schlecht ausfallen. Ich legte diese Gründe dem Minister vor, allein sie blieben unbeachtet. Dieser sah sich von einer Menge Offiziere umlagert, welche Anstellung verlangten, und fand keinen leichtern Ausweg, um die Ungestümsten, die freilich nicht die Verdientesten waren, los zu werden, als

sie mit Empfehlungen zur Legion zu schicken. Eine Schilderung der Charaktere und politischen Verhältnisse vieler derselben würde allerdings eine nicht ganz unmerkwürdige Gemäldegallerie geben; allein da dieses zu sehr in's Weite führen möchte, so will ich mich blos auf die Befehlshaber der Kavallerie und der Infanterie beschränken.

Jener, Namens Guibal, hatte es, seiner angesehenen Familie ungeachtet, unter der königlichen Regierung doch nicht weiter, als zum gemeinen Dragoner bringen können; war aber in der frühern Epoche der Revolution, als sein Bruder Mitglied des National-Convents war, und jeder zu einer Armee abgesendete Volksdeputirte Generale machen und absetzen konnte, schnell zum Grad eines Obersten empor gekommen. Er wurde aber bald wegen Unwissenheit und übler Aufführung außer Dienst gesetzt, und lebte bereits mehrere Jahre in Paris, vom Geschäft eines Spielers und Kupplers, als Bonaparte die Direktorial-Regierung stürzte. Diese Gelegenheit wußte er zu ergreifen, schloß sich an die neue Macht an, erhielt einen Ehrensäbel, und kam auf die Liste jener, denen in öffentlichen Blättern Verdienste um das Vater-

land beigelegt wurden. Bonaparte ließ ihn nun als General-Adjutanten bei der Rheinarmee anstellen. Von da wurde er aber nach wenigen Wochen, als unbrauchbar, nach Paris zurück geschickt, und ließ keine Gelegenheit vorüber, mit seinem Ehrensäbel umgürtet, vor dem ersten Consul zu erscheinen, bis ihn dieser, um seiner Zudringlichkeit los zu werden, als Kavallerie-Obersten zur Legion schickte. Hier tödtete er, wiewohl meuchelmörderisch, einen Lieutenant im Zweikampfe, und wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, aber in Ermangelung hinlänglicher Beweise freigesprochen. Er ging abermals nach Paris, trieb sein altes Wesen, und wurde endlich nach Guiana geschickt, wo er einige Monate nach seiner Ankunft starb.

Der Chef der Infanterie, Namens Keller, von Geburt ein Schweizer, stand als Platz-Commandant in Ostende, als 200 Engländer mittelst einer nächtlichen Landung den Versuch machten, eine unfern der Festung gelegene Schleuße zu zerstören und den Damm zu durchstechen. Hievon benachrichtigt, begab sich Keller mit der Nationalgarde nach dem Orte, wo die Landung statt hatte, schnitt den Feinden, die

alle Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen hatten, den Rückweg ab und machte sie zu Gefangenen. Das Direktorium bezeigte darauf dem Kriegsminister den Wunsch, daß man den Mann durch Beförderung belohnen und in einen größern Wirkungskreis versetzen möge. Er stieg nun vom Hauptmann unmittelbar zum Grade eine Brigade-Generals. Allein die Schweizer, welche sich damals unter der Leitung Frankreichs in eine untheilbare Republik umgewandelt hatten, stolz darauf, einen so verdienten Landsmann zu haben, beriefen ihn zum General und Kriegsminister in ihre Dienste. Er hatte diese Stelle noch nicht lange bekleidet, als er wegen Unbrauchbarkeit und mancherlei Beschuldigungen entlassen wurde, nach Frankreich zurück kam und um Dienstanstellung nachsuchte. Man war seitdem über die Sache von Ostende etwas mehr unterrichtet. Es hatte sich ergeben, daß das Verdienst des guten Erfolgs vorzüglich dem Commandanten der Nationalgarde gebührte. Dennoch wurde Keller als Bataillonschef zur Legion geschickt, mit dem Versprechen, nach vollendeter Organisirung des Infanterie-Regiments als Oberster desselben angestellt zu werden.

Bei ihm suchte man vergebens das sittliche Betragen und die Kenntnisse, die sich von dem gebildeten Manne erwarten lassen. Er überließ sich allen Arten von Ausschweifungen, und machte, wo er konnte, Schulden, mit der Absicht, sie nie zu bezahlen. Ganz vorzüglich war er dem Trunke ergeben, so daß bei ihm in Sinn und Wort das Sprichwort der Franzosen galt: Er trinkt wie ein Schweizer. Ich erinnere mich eine Rechnung gesehen zu haben, nach welcher er in einem Zeitraum von nicht ganz zwei Monaten einem Kaffeewirthe die Zahlung für dreihundert Flaschen Wein und zwölfhundert Gläschen Liqueur schuldig geworden war. Von allen Seiten von Gläubigern gedrängt, und wegen Gewaltthätigkeiten angeklagt, trat er endlich in Dienste der Holländisch-Ostindischen Compagnie, und stand — einer Reisebeschreibung zufolge — noch in spätern Jahren als Hauptmann in Batavia.

Dies waren die beiden Männer, die mir die Regierung zugeschickt hatte, um mich bei der Bildung und im Commando eines zu errichtenden Corps zu unterstützen. Man kann hieraus den Schluß auf die übrigen mir zu Theil gewordenen Offiziere ma-

chen. Auch wurden der Legion einige hundert Deserteurs von allerlei Nationen einverleibt.

Zu gleicher Zeit, als die Legion errichtet werden sollte, war Bonaparte mit dem großen Plane beschäftigt, durch einen Hauptschlag Italien wieder zu erobern. Die ganze Aufmerksamkeit der Regierung war auf diesen wichtigen Gegenstand gerichtet. Ein zahlreiches Kriegsheer wurde zu diesem Endzwecke aufgestellt. Dazu waren bedeutende Summen nöthig, und um seine Organisation möglichst zu beschleunigen, wurden die erforderlichen Lieferungen für Equipirung und Unterhalt vorzugsweise berichtigt; alle andern Forderungen an die Staatskasse mußten nachstehen oder wurden gänzlich zurück gesetzt. Dieses ungünstige Verhältniß hatte die nachtheiligsten Folgen für die Aufstellung der Legion.

Schon war dieselbe auf fünf bis sechshundert Mann angewachsen, und noch war, außer einigen Ballen Hemden und Strümpfen, kein Kleidungstück eingetroffen; selbst der Sold war nicht gesichert, und ich mußte oft von meinem Credit Gebrauch machen, damit die Leute ausbezahlt werden konnten. Aachen war der Errichtungsort der Legion. Es gehörte zur

siebenzehnten Militärdivision, welche damals unter dem Commando des Generals Laroche stand. Er befand sich ohne alle Truppen, deren er aber auch nicht bedurfte, da Frankreichs Kriegsheere damals weit über das rechte Rheinufer, in Deutschland, vorgerückt waren. Indeß wußte er doch unter dem Vorgeben, daß der Rhein nicht unbesetzt bleiben könne, eine Ordre auszuwirken, kraft welcher statt Aachen Koblenz, wo er sein Hauptquatier hatte, zur Organisation bestimmt, und die Mannschaft seiner Verfügung überlassen wurde. Auf acht bis neunhundert Mann war damals die Legion angewachsen; sie waren bewaffnet, aber, außer einer kleinen Anzahl junger Leute aus den neuen Departementen, die sich auf eigne Kosten equipirt hatten, noch nicht gekleidet; ein großer Theil befand sich selbst ohne Schuhe, und ich mußte abermals meinen Credit anwenden, um ihnen solche zu verschaffen. Das schlechte Aussehen dieser Leute, unter denen sich auch einige Hundert östreichische Deserteurs befanden, machte bei ihrem Marsche durch das Röhr- und Mosel Departement einen sehr üblen Eindruck auf die Einwohner. Das Gerücht verbreitete sich, die Legion sey zu einer

Expedition nach den Colonien bestimmt, und der Eifer, bei derselben einzutreten, nahm merklich ab.

Laroche hatte ein persönlich gar wichtiges Interesse, die Legion an den Rhein verlegt zu sehen. Hier war bereits die Mauthlinie gezogen, und der General fand bei Einschwärzung verbotner oder einer schweren Abgabe unterworfener Waaren einen reichlichen Gewinn. Er handelte dabei im Einverständniß mit dem Direktor der Douanen, dessen Tochter er nachher zur Frau nahm. Um das Geschäft aber noch mehr im Großen zu treiben, mußte ihm die Legion dienen. Von früh Morgens bis zum Abend, gingen die leeren bedeckten Wagen von Koblenz nach der jenseit des Rheins liegenden Festung Ehrenbreitstein unter dem Vorgeben, Brot oder andere für die Truppen bestimmte Gegenstände dahin zu bringen, und kamen mit Kaufmannsgütern beladen zurück. Unter dem Vorgeben, — der Feind, obgleich über dreißig Stunden entfernt, und durch eine französche Armee vom Rhein abgeschnitten, wolle einen nächtlichen Uebergang über den Strom versuchen,

wurden zuweilen die Douaniers zusammen gezogen, um vereint mit den Truppen Widerstand zu leisten. Während dessen wurden auf den von Wachen entblößten Punkten eine große Menge fremder Waaren eingeführt. Auch war damals wegen Mangels an Früchten die Ausfuhr nach Holland auf dem Rheine untersagt; eine Truppenabtheilung lag, um hierauf zu wachen, an der Grenze. Allein mittelst einer Abgabe von acht Franken für den General, und noch eines kleinen Zuschuß für den commandirenden Offizier wurden alle Schiffsladungen durchgelassen.

Dies waren jedoch nicht die einzigen Quellen, aus welchen General Laroche schöpfte. Ein großes verschanztes Lager vor Ehrenbreitstein wurde projectirt. Die Arbeiten sollten durch die Bewohner der benachtbarten Länder auf der rechten Rheinseite ausgeführt, und hierzu täglich einige Tausend Schanzgräber gestellt werden; allein man fand es für besser, statt der Arbeiter eine Abfindung in Geld zu fordern, und da ein sehr billiger Ansatz genommen wurde, so fanden beide contrahirenden Theile ihre Rechnung dabei. Die Gemeinden schickten wöchentlich

ihre Abfindungsgelder, und das Lager blieb ein Projekt.

Die Zerstreuung der Leute auf einer Strecke von mehr als fünfzig Stunden Wegs längs dem Rheine, von Boppard nämlich bis zur Grenze von Holland, erschwerte die Verwaltung, schadete der Disciplin und hemmte die Einübungen; während die Zwecke selbst, zu denen man die Truppen verwendete, und die zu klar in die Augen fielen, um unbemerkt zu bleiben, nur dazu dienten, einen schlechten Geist unter den Soldaten zu nähren.

Inzwischen war nach wenigen Monaten die Mannschaft auf dritthalbtausend angewachsen, und darunter eine Compagnie reitender Jäger, welche aus jungen Leuten der neuen Departemente bestand, die sich auf eigne Kosten equipirt hatte. Die Legion erhielt nun Ordre, sich in Mainz zu sammeln und einen Theil der Besatzung zu machen.

Der Mangel an Kleidungs- und Equipirungsstücke bestand immer noch, und da alle desfalls gethanen Schritte ohne Erfolg blieben: so begab ich mich selbst nach Paris, um dem Minister die Sache an's Herz zu legen. Er wußte kein schnelleres Mit-

tel zur Abhülfe, als die Legion den Holländern zu schicken, die vertragsmäßig eine bestimmte Anzahl französischer Truppen als Besatzung aufnehmen, und in Allem unterhalten mußten. An diesen Vertrag knüpfte man die Politik, nur solche Truppen nach Holland zu schicken, die einer starken Equipirung bedurften, sie denn wohl ausgerüstet anderweit zu verwenden, und durch neue zu ersetzen, die wieder schlecht equipirt waren. — Diesmal aber wurde diese Absicht doch nicht erreicht. Denn kaum waren die Truppen in Holland angekommen, die noch mehr als zur Hälfte gekleidet werden mußten, und sechs bis siebenhundert Pferde ohne Sattel und Zeug mitbrachten, als die holländische Regierung dagegen Vorstellung that, und sich darauf berief, daß im Vertrage nur von halben Brigaden, nicht aber von Legionen die Rede sey, die eine ganz verschiedene Organisation hätten.

In Folge des Friedens, den Frankreich mit dem einzigen Feinde, mit dem es noch in Krieg verwickelt war — mit England schloß, sollte meine Legion

aufgelöst werden. Bei Errichtung derselben war der Musterungs-Inspektor d'Avrange als Organisirungs-Commissär ernennt worden, — eine Stelle, der zufolge ihm vorzüglich die Oberaufsicht und Leitung des Rechnungswesens oblag. Er war Schwager des Kriegsministers Berthier, daher wir glaubten, uns von seinem Einflusse viel Gutes versprechen zu dürfen. Allein kaum war er eingetroffen, als er in gleicher Eigenschaft zur Consulargarde nach Paris ging, ohne jedoch seine Stelle bei der Legion abzutreten. Der Verwaltungsrath, welcher nach der bestehenden Verfassung aus einer bestimmten Anzahl Offiziere zusammen gesetzt war, bei dem ich, als Chef des Corps, das Präsidium führte, und der Quartiermeister oder Rechnungsführer die Stelle des Sekretärs versah, wurde hierdurch in manche Verlegenheit gesetzt und zu einer beschwerlichen Correspondenz genöthigt, bei welcher d'Avrange die meisten Schreiben unbeantwortet ließ, und die ihm zur Unterschrift überschickten Aktenstücke zurück behielt. Nach Verlauf von acht Monaten schrieb derselbe endlich, daß ihm seine Geschäfte durchaus nicht erlaubten, sich von Paris zu entfernen, und man ihm den

Quartiermeister nebst allen die Verwaltung betreffenden Protokollen, Rechnungsbelegen u. s. w. dahin schicken möge. Man nahm keinen Anstand, diesem Wunsch zu entsprechen. Bald nach der Ankunft des Quartiermeisters in Paris gelangten von daher mehrere Rechnungsbelege und andere Aktenstücke zur Unterzeichnung an den Verwaltungsrath, mit dem Bemerken, daß die zurückbehaltenen nicht in der gehörigen Form abgefaßt seien oder Rechnungsfehler enthielten. Ohne einen Vergleich mit jenen anstellen zu können, unterschrieb man auf Treue und Glauben. Nach anderthalbmonatlicher Abwesenheit kam der Quartiermeister wieder, ohne daß d'Avrange die Rechnungen zum Abschlusse gebracht hatte, und ohne die dahin einschlagenden Papiere zurückzusenden.

So standen die Sachen, als die Legion wirklich aufgelöst, und Auftrag dazu dem in Holland befindlichen Musterungsinspektor Ledoyen übertragen wurde. D'Avrange hätte sich eigentlich diesem Geschäft zu unterziehen gehabt, er war aber damals seiner Stelle als Inspektor der Consulargarde entsetzt worden, hatte das Vertrauen der Regierung verloren, und

war nur durch das Ansehen seines Schwagers einer strengen Untersuchung seiner Verwaltung entgangen.

Die Nachricht von der Aufhebung der Legion traf unerwartet, und zwar in einem Zeitpunkte in Holland ein, wo Jeder ihre Fortdauer als entschieden betrachtete, und einer schnellen Abhülfe aller bisher statt gehabten Bedürfnisse entgegen sah. Sie erregte eine allgemeine Unzufriedenheit. Ein Keller, ein Guibal, die wir bereits aus obiger Schilderung kennen, nebst andern Offizieren von gleichem Schlage, benutzten diese Stimmung und verbreiteten das Gerücht, die Auflösung sey durch mich bewirkt worden, um dadurch einer strengen Rechenschaft über die von der Regierung für Equipirung bezahlten, aber unterschlagenen Gelder, zu entgehen. Man machte dem Inspektor Ledoyen geheime Anzeigen davon, die man mit mancherlei Scheingründen unterstützte, unter denen sich der noch immer von Inspektor d'Avrange zurück gebliebene Abschluß der Rechnungen aus der frühern Epoche nicht als den schwächsten darstellen mochte. Ledoyen, ein Trunkenbold, der sich in der Revolution

vom Compagnieschreiber zum Quartiermeister, und weiter hinauf gebracht hatte, übrigens roh und außer dem Mechanischen seines Faches äußerst unwissend, nahm alles für ausgemachte Wahrheit an, und eilte um so mehr hierüber an das Comité der Generalinspektoren zu berichten, als damals eine Versetzung unter den Inspektoren im Werke war, bei welcher er zum Lohn seiner außerordentlichen Verdienste einen guten Posten zu erschnappen hoffte. Er erhielt nun den Auftrag, das ganze Rechnungswesen der Legion, von Beginn ihrer Organisirung bis zu ihrer Auflösung, zu untersuchen, mit der Vollmacht, jene Glieder des Verwaltungsrathes, gegen welche sich Beweise von Veruntreuungen ergäben, verhaften zu lassen. Ledoyen nahm hierauf alle, die Legion betreffenden Papiere, ohne darüber ein Verzeichniß und eine Uebergabsurkunde abzufassen, in Beschlag, und begab sich nach vollendetem Auflösungsgeschäft nach Brüssel, wohin ihm der Verwaltungsrath folgte.

Gleich Anfangs der Untersuchung entdeckten sich erhebliche Unrichtigkeiten; auch wichen die Resultate aus den Papieren, die bei der Legion hinterlegt waren, sehr bedeutend von jenen ab, welche d'Av-

range von Paris eingeschickt hatte. Dabei mangelten einige Hauptbücher, durch welche der wahre Bestand der Sache hätte dargethan werden können, und da nach dem Zeugniß des Verwaltungsraths der Quartiermeister im Besitze derselben war, so ließ ihn Ledoyen verhaften. Der Quartiermeister behauptete jedoch, wiewohl ohne alle Beweise, mir solche zugestellt, auch in allem Uebrigen nach meinen Befehlen gehandelt zu haben. Diese Aussage fand Ledoyen für hinreichend, mich unter Aufsicht zweier Gensd'armen zu stellen.

In der folgende Sitzung erschien der Quatiermeister mit der Erklärung, daß allerdings Veruntreuungen in der Verwaltung statt gehabt hätten, er auch die fraglichen Bücher, zwar nicht auf mein Geheiß, doch auf eine andere höhere Weisung vernichtet habe; er sei für einen kleinen Gewinn als Werkzeug benutzt worden, den Staat um eine bedeutende Summe zu beeinträchtigen. Zur Bestätigung seiner Aussage übergab er mehrere Briefe; allein sobald sich zeigte, daß diese von dem Inspektor d'Avrange geschrieben waren, und Ledoyen einige derselben flüchtig übersehen hatte, verweigerte

er nicht nur, daß sie abgelesen wurden, sondern befahl, ohne Rücksicht auf die Einsprache des Verwaltungsrathes, dem Quartiermeister, solche zu vernichten; was dieser auch befolgte.

Ledoyen sah nun ein, wie sehr er sich mit seiner frühern Anzeige übereilt hatte, und auf einen schlüpfrigen Irrweg gerathen war. Von meiner Herabwürdigung hatte er sich Vortheile versprochen, von einer Anschuldigung gegen den Schwager Berthiers, des Kriegsministers, durfte er schlechten Dank erwarten. Die fortgesetzte Untersuchung führte immer tiefer und bestimmter auf den wahren Urheber des Uebels, und Ledoyen erschrak endlich selbst vor seinen Entdeckungen. Er befreite mich alsbald von der Aufsicht der Gensd'armen, beendigte sein Geschäft so schnell als möglich, ohne die Sachen streng zu nehmen, und erklärte in seinem Bericht, daß weder der Chef der Legion, noch irgend ein Mitglied des Verwaltungsrathes sich der Theilnahme an den übrigens unläugbaren Veruntreuungen schuldig gemacht habe. Er trug zugleich darauf an, den Quatiermeister zu einem Ersatze von zwölftausend Franken anzuhalten, im Uebrigen aber die Sache ohne fernere Nachforschung

auf sich beruhen zu lassen (de passer l'éponge sur le tout).

Es war allerdings nicht zu erwarten, daß der Minister diesen Vorschlag genehmigen werde. Er konnte es nicht, ohne sich den Vorwurf zuzuziehen, die Vergehen seines Schwagers decken zu wollen. Eine neue Untersuchungs-Commission, welche ihren Sitz in Paris hatte, wurde ernennt, Ledoyen aber in seiner Eigenschaft als Musterungs-Inspektor nach St. Domingo geschickt, in ein Land, welches das Grab aller starken Weintrinker ist, und wo er auch einige Monate nach seiner Ankunft starb.

Ledoyens schändliches Benehmen, mich unter Aufsicht von Gensd'armen zu stellen, mußte auf meinen Charakter einen Schatten werfen. Die Sache war kein Geheimniß geblieben, sondern durch die öffentlichen Blätter, selbst im Auslande, bekannt geworden. Ich glaubte es daher meiner Ehre schuldig zu sein, die ganze Verhandlung im Druck heraus zu geben. Obgleich ich dabei d'Avrange möglichst zu schonen suchte; so war es doch nicht zu verhindern, daß er in einem, allerdings sehr unvortheilhaften Lichte erschien. Dem Minister konnte

mein Verfahren nur mißfallen; der Schritt war auch allerdings unpolitisch: es schien mir jedoch wichtiger, meine öffentliche Ehre zu retten, als mir des Ministers privates Wohlwollen zu bewahren.

Meine Schrift kam unter dem Titel heraus:

„**Précis historique sur la formation et la suppression de la Legion de Francs du Nord, ainsique sur l'examen de la comptabilité de ce corps. Par Rodolphe Eickemeyer, genéral de brigade, cidevant chef de cette Legion. A Bruxelles, chez T. Hayez. An X.**“

Am Schlusse derselben befindet sich ein Schreiben des Verfassers an Ledoyen, wovon hier ein Auszug in Uebersetzung folgt, der für den Leser nicht ohne Interesse sein dürfte.

„Der Brigade-General Eickemeyer an den Brigade-General und Musterungs-Inspektor Ledoyen“.

„Ihre ungerechten Handlungen haben mich in die Nothwendigkeit versetzt, vorstehende Denkschrift herauszugeben. Die Oeffentlichkeit Ihres Benehmens hat mir bis jetzt nur den einzigen Weg offen gelassen, um mich von dem Verdachte

zu reinigen, den sie gegen meine Moralität veranlaßt haben, die bis jetzt selbst die Verläumdung nicht anzugreifen gewagt hatte."

„Ich bin überzeugt, daß die hier angeführten Thatsachen hinreichen werden, das Publikum und die, Regierung von der üblen Meinung zurückzuführen, welche Sie denselben von mir beizubringen bemüht waren. Sie selbst werden zugeben, daß ich, von Wahrheit und Mäßigung geleitet, hier einen Gang befolge, der von dem Ihrigen, hinsichtlich meiner, sehr verschieden ist."

„Um jener unbeschränkten Vollmacht (ich bediene mich ihrer eignen Worte) und dem grenzenlosen Vertrauen des Ministers zu entsprechen, glaubten Sie sich von jeder gesetzlichen Form und jeder rechtlichen Behandlung entfernen zu müssen."

„Noch ohne alle vorläufige Kenntniß der Lage und der Sache machten Sie dem Verwaltungsrathe den für die Untersuchung des Rechnungswesens bestimmten Zeitpunkt mit dem beleidigenden Zusatze bekannt, daß Sie, bei dem General Eicke-

meyer anfangend, jeden durch die Wache zur Sitzung würden führen lassen, der nicht zur Stunde erschiene."

„Oft haben Sie sich geäußert, Sie verrichteten ihre Geschäfte husarenmäßig (à la hussarde). Wenn dieses so viel sagen will, als ohne Ueberlegung handeln, ohne Gründe annehmen, und gleich einem tollen Gaul, der den Zaum zwischen die Zähne nimmt, bloß seinen Leidenschaften folgen; so mochten Sie allerdings recht haben."

„Allein Sie thaten mehr. Ihre zu nichts weiter als einer Rechnungsablage bestimmten Sitzungen wurden in ein Criminalgericht umgeschaffen; anstatt die Beweise in den Belegen aufzusuchen, haben Sie sich bemüht, solche durch Versprechen und Drohungen zu erhalten. Ich weiß, sagten Sie, daß ihr euch der Veruntreuung schuldig gemacht habt; nur durch ein offenes Geständniß, durch die Erklärung, daß ihr durch euern Chef hintergangen worden, könnt ihr bei dem Minister Entschuldigung finden. Einer solchen Sprache bedienten Sie

sich gegen mehrere Glieder des Verwaltungsrathes, noch ehe Sie mit der Untersuchung angefangen hatten, und Sie geriethen in Wuth, als Ihnen diese nichts darauf zu antworten wußten."

„Endlich verstand sich der des Betrugs schuldig gefundene Quartiermeister Martigny dazu, die Rolle des Anklägers zu spielen, und Sie fanden sich beruhigt. Mit welcher Begierde nahmen Sie nicht die Beschuldigungen auf, die dieser Mensch gegen mich vorbrachte, er, den Sie selbst einige Tage vorher mit Du behandelten, einen Dieb und Spitzbuben schalten, und, gleich dem größten Verbrecher, entkleiden und seine Kleider untersuchen ließen! Ja, auf die einzige und durch keine Beweisgründe unterstützte Anklage geschah es, daß Sie mir zwei Gensd'armen zur Bewachung gaben. Kurz, Ihr Sitzungssaal glich einem vormaligen Revolutionsgericht, und als ein zweiter Fouquier-Tainville würden Sie mich ungehört verdammt haben, wenn es in Ihrer Gewalt gestanden hätte."

„Nachdem Sie sich in Anstrengungen erschöpft hatten, mich strafbar zu finden, sahen Sie sich endlich genöthigt, sich für überzeugt zu erklären, daß ich an keiner Beeinträchtigung des Staatsinteresses Theil habe. Allein, geht hieraus nicht hervor, daß Sie sich bei Untersuchung des Rechnungswesens der Legion nur zum Zweck gemacht hatten, mich strafbar zu finden, um andere Schuldige der Strafe zu entziehen? Ihr ganzes Betragen führt zu diesem Schlusse. Indem Sie die gegen mich angebrachten Verläumdungen zu Protokoll nahmen, haben Sie unterlassen, meine Antworten und Erläuterungen in dasselbe einzutragen; und warum haben Sie dieses berüchtigte und mit Beweisen ihrer Pflichtvergessenheit angefüllte Protokoll ihrem Bericht an den Minister nicht beigelegt? Und haben Sie endlich nicht in Gegenwart des Verwaltungsrathes den Quatiermeister aufgefodert Briefe zu zerreissen, welche das Gegentheil von dem beweisen, dessen mich dieser zu beschuldigen gewagt hatte?“ —

„So war in wenig Worten Ihr Betragen.

Ich habe Rechenschaft über das meinige abgelegt, und überlasse es dem unpartheiischen Publikum, uns zu richten."

Die in Paris zur Untersuchung des Rechnungswesens der Legion niedergesetzte Commission bestand aus dem General-Inspektor Malus, dem Musterungs-Inspektor Chatelas und einem Unterinspektor. Der Verwaltungsrath wurde aufgelöst, und nur ich nebst dem Generale Milius als zweitem Präsidenten zu den Sitzungen berufen. Herr Malus, ein alter schlauer Fuchs, verstand seine Rolle besser zu spielen, als Leboyen, und suchte dessen Fehler wieder gut zu machen. Der in Brüssel verhaftete Quartiermeister wurde in Freiheit gesetzt, und nach Paris berufen. Zwischen ihm und dem General-Inspektor, der ihn cher ami nannte, wurde das Geschäft hauptsächlich abgethan. Ich und Milius sowohl, als die andern Mitglieder der Commission, waren bloß Zuschauer. Malus nahm alle Papiere, die ihm der Quartiermeister vorlegte, und von ihm und d'Avrange fabricirt worden waren, als gültig an. Der Staat wurde

um eine Summe von mehr als hundert und zwanzigtausend Franken betrogen. Der Minister äußerte sein Bedauern gegen mich, durch Leboyens gesetzwidriges Benehmen gelitten zu haben, erklärte, daß er keinen Augenblick an meiner Rechtlichkeit gezweifelt habe, nnd entließ mich, zu meiner Familie mit der Versicherung, daß man mich in Kurzem zu einem Commando berufen werde. Statt dessen wurde ich nach wenigen Monaten in Ruhestand versetzt. Berthier hatte nicht vergessen, daß durch meine Druckschrift der Mann seiner Schwester allen guten Ruf und die öffentliche Achtung verloren hatte. Der erste Consul mochte mich nicht weniger gern aus seinem Heere entfernt sehen. Sein Interesse foderte, den Truppen nur solche Befehlshaber zu geben, die durch ihn empor gekommen waren. Ich hatte meine Feldzüge hauptsächlich unter Pichegru und Moreau gemacht, und war einer der ältesten Brigadegenerale.

Bei der Reform, die mich entfernte, traf noch etliche und dreißig Generale und General-Adjutanten dasselbe Schicksal. Mehrere wurden bei Napoleons fortgesetzten Kriegen auf ihr Nachsuchen wieder einberufen. Ein Gleiches würde auch wahrscheinlich

mir geschehen seyn, wenn ich Schritte darum gethan hätte. Ich unterließ es. Ohne persönliches Interesse war ich aus deutschen Kriegsdiensten in französische getreten; es galt damals die Vertheidigung der Rechte des Menschen. Napoleons Kriege hatten aber keinen anderen Zweck, als die Menschen zu unterjochen, und Eroberungen zu machen. Ich hatte gelernt, falschen Ehrgeiz zu verschmähen, meine physischen Bedürfnisse zu beschränken, und eine unabhängige Mittelmäßigkeit einer glänzenden Knechtschaft vorzuziehen. — —

So weit die handschriftlichen Mittheilungen des Verfassers.

Nachtrag.

Nach seiner Versetzung in Ruhestand begab sich General Eickemeyer mit seiner Familie nach Gaualgesheim, einem vier Stunden von Mainz unfern dem Rheine gelegenen Orte, wo er einiges von seinen Eltern ererbtes Grundeigenthum besaß. Außer dem Umgange mit wenigen frühern Freunden lebte er hier in gänzlicher Zurückgezogenheit, besorgte seine kleine Landwirthschaft, bearbeitete seinen Garten selbst, und widmete die ihm noch übrige Zeit dem Lesen, und — da dieses seinem von Jugend auf an stete und wechselnde Thätigkeit gewöhnten Geiste keine volle Befriedigung gab, — zu schriftstellerischen Arbeiten. Seine früher erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse und die in vielen Dienstjahren gemachten

Beobachtungen und Erfahrungen lieferten ihm hierzu reichen und reifen Stoff. *)

---

*) Nachstehende Schriften sind von ihm während dieser Zeit erschienen.

A. Abhandlungen über Gegenstände der Staats- und Kriegswissenschaften. I. Theil, 568 Seiten. II. Theil, 564 Seiten, nebst einem Atlas von 13 Kupfertafeln. Frankfurt bei Varrentrapp, 1817.

Sie verbreiten sich im Besondern:

1) über die innere Verfassung der Staaten;
2) über Staatswirthschaft;
3) über die äußern Verhältnisse der Staaten;
4) über den Einfluß der Verfassungen und Sitten der Völker auf ihren kriegerischen Geist;
5) über die Erziehung der Jugend in Hinsicht auf den Kriegsstand, und über die Bildung und den Unterricht des Soldaten;
6) über kriegerische Tugenden oder moralische Erfordernisse des Soldaten;
7) über die römische Legion;
8) über die Errichtung und Aufrechthaltung der Kriegsmacht;
9) über die Bestandtheile der Kriegsmacht und ihre Zusammensetzung;
10) über die Kleidung, Equipirung und Bewaffnung der Truppen;
11) über die Schlachtordnung;

Als die Bewohner des Donnersberger Departements das Erstemal zwei Kandidaten für den Senat vorzuschlagen hatten, fiel die Wahl mit auf ihn. Und bei der folgenden Wahl erhielt er ihre Stimmen zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung. Diese Beweise des Vertrauens und der Achtung konnten ihm um so mehr gelten, als sie ihm nicht nur ohne seine Bewerbung zu Theil wurden, sondern als auch bedeutende und von der obersten Staatsbehörde unter-

---

12) über die beste Stellung des Infanteristen vor dem Feinde;
13) über die Vervollkommnung der Muskete;
14) über den Nutzen der Festungen;
15) über den Werth der Befestigungssysteme der Alten und der Neuern;
16) über Festungssysteme, oder die gegenseitige Lage der Festungen;
17) über die Feldbefestigung;
18) über die Vertheidigung der Festungen;
19) über die Belagerungskunst;
20) über des Ingenieur-Generals d'Arcon Kritik der letzten Schriften des Generals Montalembert;
21) über mehrere Unrichtigkeiten in des Herrn Guay de Vernons für die politechnische Schüle bestimmtem Lehrbuche der Kriegsbaukunst;

stützte Mitbewerber, besonders für den Senat, neben ihm aufgetreten waren. Indeß blieben beide Vorschläge ohne Erfolg, da die Regierung, die immer noch eine Auswahl unter den Vorgeschlagnen hatte, dem General eben nicht sehr zugethan war.

Im Jahr 1811 übernahm Eickemeyer auf den Wunsch des Präfekten das Amt als Maire seines Wohnortes. Die Verwaltung dieser Gemeinde war damals sehr in Unordnung gerathen, und mancher

---

22) über des Generals Carnot im Jahr 1812 im Druck erschienes Werk von Vertheidigung der Festungen;
23) Vorschlag zu einem Versuche, um die letzte Befestigungsmethode des Generals Montalembert zu würdigen.

B. Lehrbuch der Kriegsbaukunst, nach Grundsätzen, welche von jenen verschieden sind, die man bisher befolgt hat. Für Kriegsleute von allen Waffen, die sich zu höhern Befehlshaberstellen bilden wollen. Nebst einem Atlas von 23 Kupfertafeln. Leipzig bei Baumgarten, 1820.

C. Ueber den sittlichen und Kunstwerth öffentlicher Denkmäler. Leipzig bei Baumgarten, 1820.

Außerdem lieferte Eickemeyer mehrere Beiträge in Zeitschriften und Literatur-Zeitungen, die aber nicht unter seinem Namen erschienen. Manches befindet sich noch unter seinen Papieren, doch da er ohne bestimmten Zweck meistens nach Laune arbeitete, vieles unvollendet.

Mißbrauch zum Nachtheile des Gemeindewohls einge-schlichen. Der General fand hier Gelegenheit man-ches Gute zu bewirken. Bereits seit einigen Jahren hatte der Weinstock, die Hauptkultur der Gemeinde, sehr durch die Rebenstichler gelitten. Dieses schäd-liche Insekt hatte sich in solchem Grade vermehrt, daß ein gänzliches Verderbniß der Weinberge bevor-stand. Durch kräftige Vorkehrungen und ein bisher noch unangewendetes Verfahren gelang es ihm, dem Uebel zu steuern. Millionen dieser Käfer wurden nämlich gesammelt und mit ihrer Brut in siedendem Wasser vernichtet, wozu die Kessel im Felde aufge-stellt wurden. Der Weinertrag brachte in diesem, bekanntlich sehr günstigen Weinjahre, der Gemeinde im geringsten Anschlage hundertundsechzigtausend Gul-den ein. Allein kaum war diesem Uebel gesteuert, so beraubte eine Feuersbrunst etliche und vierzig Bürger ihrer Wohnungen, ihres Getraides und ihrer Fütterung, zum Theil selbst des Hausgeräthes und der Kleidungsstücke.

Nur dem öffentlichen Vertrauen, in welchem der Maire Eickemeyer stand, hatten es die Verunglück-ten zu verdanken, daß ihnen die nachbarlichen Ge-

meinden mit dem bis zur kommenden Ernte erfoderlichen Unterhalt für Menschen und Vieh beisprangen.

Auch wurden sie, auf Verwendung des Präfekten, von den Bewohnern des Departements und aus der Staatskasse so wirksam unterstützt, daß noch vor Verlauf von zwei Jahren alle abgebrannten Gebäude, und zwar in ungleich höherm Werthe als vorhin, und zum Theil mit Erweiterung ihres Flächeninhaltes, wieder auferbauet waren.

Um dem Ort eine gesundere Luft und mehr Reinlichkeit zu verschaffen, auch bei der stark zunehmenden Bevölkerung und verbesserten Kultur, die Bürger in die Lage zu setzen, ihre Wohnungen zu erweitern und zu vermehren, wurden die alten Ringmauern, Thore und Thürme abgebrochen, und die Materialien zum Vortheile der Gemeindekasse veräußert, oder zu gemeinnützigen Werken verwendet. Der Gemeinde entzogenes Grundeigenthum wurde ihr wieder zuwege gebracht, öde liegender Boden urbar gemacht, und zum Theil mit Holz angepflanzt. Die Feldpolizei ward strenge gehandhabt, die verschiedenen Zweige der Verwaltung wurden geordnet, und für sparsame

und getreue Verwendung der Gemeinde-Einkünfte, gesorgt.

Als mit Anfange des Jahres 1813 die Kriegsheere der Verbündeten den Rhein überschritten, besorgte Eickemeyer, als ehemaliger französischer General der Mißstimmung des Feindes ausgesetzt zu werden, im Drang des Krieges, im freien Spiel der Leidenschaften, vielleicht Beleidigungen zu erfahren, jedenfalls aber in seiner Eigenschaft als Ortsvorstand der Gemeinde eher Nachtheil zuzuziehen, als nützlich zu werden. Er zog sich daher, nachdem er sein Amt mit Zustimmung des Präfekten in die Hände seines Adjunkten gelegt hatte, nach Mainz zurück.

Bei seiner Rückkunft, nach aufgehobener Blockade, fand er seine Stelle als Maire besetzt. Die vor seiner frühern Antretung derselben einflußreiche Partei, war wieder empor gekommen. Man hatte manches Nützliche, was er zu Stande gebracht, wieder zerstört, unter dem Vorwande, die Kriegskosten zu bestreiten, einen bedeutenden Holzvorrath um ein Spottgeld verschleudert, und überhaupt die vormals bestandene Administration, von der das Ge-

meinde-Beste' dem Privatinteresse nachgesetzt wurde, wieder geltend gemacht.

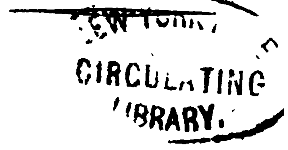
Doch nicht lange sah sich der General einem Amte überhoben', dem er sich ohne Vortheile, bloß aus Liebe zu seinen Mitbürgern unterzogen hatte. Denn nach einigen Monaten erhielt er von der damals gemeinschaftlich östreichischen und bairischen Landes-Administration die Einladung, solches wieder zu übernehmen. Die hierdurch zurückgesetzte Partei trat nun mit Klagen und Beschuldigungen gegen ihn auf; sie wurden unbegründet gefunden, und die Kläger zur Bezahlung der Untersuchungskosten verurtheilt.

Auf's Neue machte der General sich um das Gemeinde-Beste verdient. Durch seine Betriebsamkeit wurde, bei äußerst beschränkten Mitteln, der Ort erweitert, verschönert, und erhielt einen Zuwachs von mehreren Privatgebäuden. Einige öffentliche Gebäude wurden neu errichtet und andere in guten Stand gesetzt, die Straßen verbessert und an den Seiten mit Obstbäumen beflanzt. Ein vollständiger Feuerlösch-Apparat ward angeschafft, zu mehrerer Sicherheit gegen Verbreitung einer Feuersbrunst in der Nähe

des Ortes ein großer Wasserbehälter ange
ihn zu speisen, der benachbarte Bach hinei
Das Gemeindehaus erhielt eine Ortsuhr
Kirche ein neues Geläute. Der Armen-For
durch eine getreue und sorgfältige Verwa
sichert, vermehrt und sein Eintrag gewisse
wendet. Der Gehalt des Knabenschullehre
bedeutend erhöhet, und eine Mädchenschule

Nachdem ein Theil des Donnersberger
ments an das Großherzogthum Hessen-
gekommen war, wurde Eickemeyer von se
bürgern als Glied des Provinzialrathes, u
beim Eintritte einer constitutionellen Verfa
Abgeordneter der zweiten Kammer der
gewählt. Doch seine zerrüttete Gesundhei
ihm nicht, an den Verhandlungen der
Theil zu nehmen. Er fand für nöth
rend derselben zurück zu treten und auf
eines andern Abgeordneten anzutragen.

General Eickemeyer starb am 9ten
1825. —



Druck von C. Horstmann in Frankfurt a. M.



